H. Eccl.
236.

H. eccl. 236 x -3 Correspondenz

<36623519300011

<36623519300011

Bayer. Staatsbibliothek

# Korrespondenz der Heiligen

aus dem Mittelalter;

und

# Briefe der Narren

aus den neueren Zeiten.

---

Drittes Paket.

---

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1788.

Seite

9. Der Straßburger Franziskaner-Provinzial an den Baierschen Franziskaner-Provinzial. 26
10. Die Sakraments-Nonnen zu Lemberg an die Lazaristen zu Mannheim. Aus dem Französischen übersetzt. 31
11. Der Stadt-Gubernator in Rom an den Jesuit Zaccaria. 35
12. Ein Kapuziner aus dem Innviertel an einen Kapuziner zu Regensburg. 38
13. Ein Benefiziat zu Brünn an einen Benefiziaten zu Klagenfurt. 39
14. Herr Abbate Gilii in Rom an Msr. Rigoley de Iuvigny, Parlamentsrath in Paris. 43
15. Der Parlamentsrath Rigoley de Iuvigny, an den Abbate Gilii. 46
16. Der Bischof von Ventimiglia an den Dominikaner Prior, Thomas Aquinas Jost. 49
17. Flammiinius Cephal an einen baierschen Landpfarrer. 55
18. Der Thorsteher des päbstlichen Nunzius zu Wien an den Thorsteher des päbstlichen Nunzius zu München. 61
19. Herr Strobel in München an einen Autor. 67
20. Schreiben eines alten Tyroler Pfarrers an seinen Kollegen. 69
21. Schreiben eines Kloster-Priors in Oesterreich an seinen Freund. 70
22. Christoph von Murr, an Pater Stattler, Pfarrer zu Stadt Kemnat. 73
23. Ludwig von Drouin an die Verfasser des Journals der Litteratur des katholischen Teutschlandes zu Kloster Banz. 75
24. Der Theater- und Studien-Direktor aus dem engelreinen und seraphischen Orden des heiligen Erzvaters Franz von Assis

Seite

zu Leobschütz in Schlesien an den Exjesuit Goldhagen. 80

25. Antwort des Pater Goldhagen auf den vorigen. 86

26. Ein Wiener Karmelit an einen Münchner Karmeliten. 93

27. Der Buchdrucker Ottavio Sgariglia zu Assisi, an den Buchdrucker Luigi Pergo in Rom. 97

28. Pater Prudentius Hodak, Exkapuziner und dermalen aufgestellter Lokalkaplan zu Wolframs in Mähren, an seinen Kollega im Innviertel. 101

29. Der Buchhändler Doll zu Augsburg an den Kontroversprediger Merz daselbst. 104

30. Thomas Aquinas Jost, Dominikaner Prior zu Landshut in Baiern, an die übrigen Prioren seines heiligen Ordens. 106

31. Joachim Perinet Dichter, Schauspieler und Vulgo Wiener Autor, wie auch Pränumerations-Preßreiter daselbst, an seine Herren Kollegen, die weit und breit verschollenen Wiener Autoren. 109

32. Handbillet eines römischen Kurialisten an einen Assessor der heiligen Rota. 113

33. P. Jost, Dominikaner Prior und Inquisitions-Restaurator in Baiern, an den General-Inquisitor in Parma. 115

34. Der Benediktiner Abt Rosa, vom Berge Cassino, an den Neapolitanischen Geschäftsträger, Abbate Ricciardelli, in Rom. 119

35. Der Geschäftsträger Abbate Ricciardelli in Rom an den Benediktiner Abt Rosa auf Monte-Cassino. 123

Seite

36. Professor Frölich an den Verleger der Pfalzbaierschen Muse. 124
37. Professor Frölich an die geistlichen Verfasser der Mainzer Monatsschrift. 127
38. Ein Karmeliter Prior an einen Pater Lektor seines Ordens. 134
39. Der Professor der Nautik zu Triest, ein Exjesuit, an seinen Freund in Mohilow. 135
40. P. Weissenbach, Soc. Iesu, und Kanonikus zu Bischofszell in der Schweiz, an die hochgelehrten und hochrenomirten Kontroversprediger, Direkteurs und Herausgeber der Kreuzerjournals zu Augsburg, wie auch an deren Mitglieder, als die bewährtesten Mäuse- Ratten- und Mückenverbanner daselbst. 140
41. Die Kreuzerjournalisten in Augsburg an den Herrn Professor Frölich in Ingolstadt. 145
42. Dankaddresse einiger Salzburger Bigoten an die Verfasser der Kritik über Kritiker, Vulgo Kreuzerrezensenten in Augsburg. 151
43. Buoncompagno Ludovisi an den aus den kaiserlichen Niederlanden weggeschaften päbstlichen Nunzius. 156
44. Herr Pater Stain, ehemaliger Professor der Mathematik zu Lemberg, an den Hrn. Professor der Mathematik und Nautik zu Triest. 159
45. Der Nonnenbeichtvater zu Kaufbaiern an einen Franziskaner auf dem Lechfelde. 164
46. Ein Unbekannter an den Nonnenbeichtvater zu Kaufbaiern. 168
47. Der Buchhändler Strobl an seine Hausautoren. 178

Seite


48. Der Buchbinder von Deggendorf an die Kritiker in Augsburg. 179
49. Heinrich Sautier, Exjesuit und Professor der Poetik am akademischen Gymnasium zu Freyburg, an P. Weissenbach, renomirten Schriftsteller zu Ibi-Ubi, oder Bischofszell in der Schweiz. 182
50. Eine Dame in Ungarn an einen Buchhändler in Wien. 188
51. Heinr. Wilh. Heller, R. G. an einen alten Kriminalrichter. 190
52. Die Jesuiten in Baiern an die Jesuiten in Mainz. 193
53. Pater Mamachi, Dominikaner und Palatii Magister in Rom, an Pater Thom. Aq. Jost. 197
54. Der Reliquienkasten in der St. Romualdskirche zu Rom an den Reliquienkasten in dem Seminarium zu Mainz. 199
55. Ein Toskaner Mönch an einen schwäbischen Mönch. 207
56. Pater Felix, Franziskaner zu Stadt am Hof bey Regensburg, an einen Franziskaner auf dem Lechfelde. 212
57. Ein schwäbischer Reichsprälaturmönch an einen andern. 217
58. Der Dominikanerprokurator in Rom an den Dominikanerprovinzial in Spanien. 220
59. Der geistliche Rath, Herr Preston, zu Lüttich, an die Proselytenmacher in Irrland. 223
60. Professor Westenrieder in München an Professor Frölich zu Ingolstadt. 228
61. Der Buchhändler, Joseph Lindauer, an die Augsburger Kritiker. 234
62. Der Briefträger von Augsburg an den Buchhändler Lindauer in München. 235

Seite

63. Der Mirakelkrämer Bulmann in Augsburg, an den weitberühmten Nachdrucker Chr. Gottl. Schmieder zu Carlsruhe. 238
64. Georg Zeiler, Domprediger in Augsburg, an Pater Frank, Hofprediger in München. 244
65. Franz Georg Ditterich, Professor zu Straßburg, an Franz Xaveri Jann, Professor in Augsburg. 247
66. Der Exjesuit Herr Stattler zu München, an seinen Busenfreund, einen Jesuiten zu Landshut. 250
67. Der Exjesuit, Benedikt Stattler, an Gabriel Stark, seinen Lieblingsschüler und Pfarrer zu Kemnat. 254
68. Der Deklamator Geiger an den Pränumerationspreßreiter Gsellius. 256
69. Ein italiänischer Abbate in Teutschland an seine Freunde in Italien. 259
70. Ein baierscher Klosterprälat an einen österreichischen Klosterprälaten. 262
71. Die drey Speyerischen Jesuiten, Kaufmann, Hähner und Schlapp, an ein paar hungarische Exjesuiten. 265
72. Die Bettelmönche in den kaiserlichen Niederlanden an ihren Sachwalter in Rom. 268
73. Ein adelicher Wiener Stutzer an einen adelichen Majoratherrn. 270
74. Die Hazardspieler zu Spa an ihre Unterstützer zu Lüttich. 274
75. Herr Professor Malsiner zu Brixen, an seinen Verleger in Augsburg. 277
76. Antwort auf das vorige Schreiben. 279

## 1.

## Der Bauernfuß in der Domkirche zu Freysing, an den Herrn Stadt-Pfarrer Krimer.

Es hatte mir die ganzen 50 Jahre hindurch, als ich in der Domkirche die Bewunderung des Landvolkes auf mich reizte, nie geträumt, daß ich bey diesen so aufgeklärten Zeiten noch sollte verewiget werden. Mir war eine Ehre wiederfahren, die ich niemal gehoffet hatte, denn mein Portrait ist jezt in Kupfer gestochen, und öffentlich vor der gelehrten Welt erschienen. Kaufen Sie sich doch das Buch: **die Reise durch Baiern**, und Sie werden mich gleich am Tittelblatt leibhaft getroffen finden, wie mich der Hund in seiner Gosche hieher getragen hat. Ob ich schon einer solchen Verewigung unwürdig bin, so schätze ich mich doch glücklich, und bin stolz darauf, daß ich als ein Wunder der Aufklärung betrachtet werde. Ich spreche jezt mit den Wallfahrtern nicht mehr im gewöhnlichen Bauerntone, sondern ich rede hochteutsch, und ich lese in dieser Ab-

sicht geflissentlich keine anderen, als die Leipziger Bücher. Dadurch gewinnet die Wallfahrt einen anderen Gang; denn ich unterhalte mich jezt Stundenlang mit hochgelehrten Personen, Land = Dechanten, und Beamten, welche mich aus Neugierde und Andacht zu besuchen kommen. Ich werde auch künftig nicht mehr so nackt, wie jezt, sondern in Ritterstiefeln mit goldenen Dressen auftreten, und den Fremden Audienz geben. Ihro Hochwürden sind zwar auch wegen ihrer Hochgelahrtheit in einigen Schriften verewiget worden, und ich habe in manchem Buche Dero Ruhm gelesen, daß Sie aus sonderbarer Neigung gegen das Ketzergericht jenes berühmte Werk aprobirt haben: **Thomas Aquinas Josts Vorschlag die Inquisition in Baiern einzuführen.** — Aber in Kupfer gestochen sind Sie noch nicht, wie ich, ob es schon Dero Ruhm verdiente, daß Ihr Portrait an der Seite eines Bauernfußes zu stehen käme. Denn ich erinnere mich gar gut an ihre errichtete Ringelbrüderschaft, wo Sie sich mit allen Mädchen geistlicher Weise vermählten, einem jeden Mädchen besonders einen Ring an den Finger steckten, und dieselben dadurch vor der Verkändelung der Jungferschaft zu verwahren suchten. Sie hatten also bey diesem Jungferschafts = Siegel kein geringes Verdienst: und wäre, wie man nach der Hand argwöhnte, nicht der hölzerne Georgen = Hengst in der Pfarrkirche der Verführer und das Skandal gewesen, so würde man ganz andere Früchte erwartet haben, als wirklich bey einigen Jungfrauen er=

folget sind. — Es ward daher gar löblich und weise veranstaltet worden, den auf dem Hochaltare stehenden Georgen-Hengst zu kastriren, um dadurch den jungfräulichen Augen das Objekt des Skandals und der Obscönität aus den Augen zu räumen. Da nun hierdurch dem Uebel dennoch nicht gänzlich geholfen zu seyn scheinet, und sich hie und da unerwartete Jungferschafts-Fälle ereignen, so muß es vermuthlich noch andere Hengste geben, welche leicht zu errathen wären, wenn man den Worten des Dichters **Bürger** glaubet, da er bey Gelegenheit der Prinzessin Europa behauptet, daß es dem gesammten Europa nicht an getauften Stieren oder Hengsten mangelt. In dieser Rücksicht halte ich es für höchst billig, daß man dem hölzernen Pferde die geraubte Ehre wieder zurücke giebt: denn es war ihm eben so unrecht angedichtet worden, als die Eroberung dem trojanischen Pferde, das gewiß keine Jungfer in Troja geschändet hätte, wenn nicht Officiers, Priester und Mönche, wie Herr Blumauer singet, unter dem Pferdeschwanz verborgen gelegen wären. Ich verharre mit aller Hochachtung

Ihr

Hochrenomirter

**Bauernfuß.**

---

## 2.

## Das eben erwähnte Georgen = Pferd an den Neapolitanischen Zelter.

Hochzuehrender Herr Bruder.

Die grausame und abscheuliche Römer = Sitte, die Knaben zu entmannen, hat sich nicht nur allein bis nach Teutschland geschlichen, sondern sie ist sogar bis unter das Pferdegeschlecht verbreitet worden. Ich bin das majestätisch = stattliche Ritterpferd nicht mehr, welches ich vorher war: ich habe manchen liebängelnden Ritter wie geflogen durch Sümpfe und Thäler zu seinem Mädchen getragen, und nun bin ich schändlich dafür belohnet worden. Man bezüchtigte mich eines Verbrechens, das ich nie begehen konnte, und das vielleicht nur diejenigen begangen haben, deren Erträgniß ich war. Ich bin unschuldig, und habe es jezt aus der leidigen Erfahrung, daß die Unschuld sogar in Tempeln und auf den Altären nicht sicher ist: ich wäre in meiner Rohheit der Natur entfernt von Polemikern und Laymannischen Theologen weit glücklicher gewesen. Ach! wie muß diese Entehrung meinen Schöpfer, den Bildhauer, schmerzen, der mich mit so vieler Mühe nach der Natur gebildet hat! und nun ist das Meisterwerk seiner Hände vernichtet. Ich mußte kastrirt werden, um Bösewichtern und Mädchen = Verführern

aus der Schlinge zu helfen: und es ward mir zum Verbrechen gerechnet, daß ich mich des Geschenkes der Natur nicht geschämet hatte. Ich schreibe dir dieses aus wahrer Bruderliebe, um dich vor den Gefahren zu warnen, in welchen du dich eben so nahe befindest, als ich. Hüte dich, ich bitte dich, mit Priestern umzugehen, und entferne dich von den Altären, welche nur Menschenhände erbauet haben: denn die Menschen sind grausam genug mit der einen Hand den Weihrauch zu streuen, und mit der anderen die Unschuld zu entmannen, oder zu schlachten. Traue den Versprechungen nicht, die man dir vielleicht machet, und setze das größte Mißtrauen auf die Gunst großer Herren, deren Gesinnung durch Verläumder in einer einzigen Nacht geändert wird. Sey nicht stolz auf die Ehre, daß der Pabst auf dich reitet; und bedenke die Mißhandlung, die man mir angethan hat, obschon sogar der heil. Georg, der erste und größte Ritter aus allen Tourniergefechten und Fehdenverkündigern auf mir geritten ist. Fliehe von Rom, sage ich dir, wo man sich kein Gewissen daraus machet, sowohl die Menschen als die Thiere ihrer Natur zu berauben: du bist tausendmal glücklicher, wenn ein wilder Indianer auf dir reitet, der die Kunst nicht verstehet, die Natur zu verstümmeln. Lebe wohl, folge meinem Rathe, und bedauere mein Unglück.

3.

## Ein Exjesuit zu München an die Exjesuiten zu Eichstädt.

Theuerste Freunde!

So erbarmen Sie sich doch einmal über die Mißhandlung unsers theuersten und um unseren Orden verdienstvollesten Pater Frank. Wie der ehrenvolle Mann in allen Schriften durchgezogen, gelästert, und beschimpfet wird, daß unser einer vor Aerger sich zu Tod härmen möchte. Ich habe jezt wieder eine im vorigen Jahre gedruckte Schrift in der Hand, wovon die Urschrift, wie der Verfasser sagt, in dem k. k. Archive zu Innsbruk liegt, die aber eines so boshaften und ärgerlichen Inhalts ist, daß selbst in dem höllischen Archive der Teufel nichts Schändlichers konnte gefunden werden. Der Titel heißt: Merkwürdiges Fragment aus dem sechszehnten Jahrhunderte. Ein Beytrag zu den Cölibats = Anekdoten von einem ungenannten Zeitgenossen. 1786. Diese Elegie, sagt der Herausgeber, sey innerhalb den ersten sieben Jahren des Pabstthums Pauls III. vom Jahre 1534 an verfertiget worden: und ich verwundere mich sehr, daß die Stadt Innsbruk nicht durch Feuer und Wasser diese lange Zeit hindurch vernichtet worden sey, da sie diese schändlichste Schrift,

den Unflat des Höllenregiments so lange ungestraft in ihrem Schooße verwahrete. Auf dem Titelblatt stehet die Zueignungsschrift: Seiner Hochwürden und Gnaden, dem churfürstlichen Beichtvater, Herrn Pater Frank, aus vorzüglichen Zuerkenntnissen gewidmet. Und unmittelbar darauf heißt es: Klaglied unsers Lehrers Johann Eck's, zu Ingolstadt, bey dem Hintritte der Margareth, seiner aus allen, die es gab und geben wird, getreuesten Beyschläferin. — O, ich starrete am ganzen Leibe über diese Schrift! Es werden dem Johann Eck so viele Unflätereyen, Unzucht, und wohllüstige Handlungen vorgeworfen, daß ich dergleichen weder im Lacroix, weder im Busenbaum, noch im Laymann, welche Jesuiten die Handlungen der Unzucht erschöpfet zu haben glaubten, jemals gelesen habe. Ach! wie er mich dauert, der unschuldige, der ehrliche, der fromme, der um die römische Kirche so sehr verdiente Professor Eck! Bisher war er immer dem Publikum als ein Mann von ausnehmender Tugend und Frömmigkeit angepriesen worden: wir Jesuiten hatten ihn allezeit bis an die Sterne erhoben, wir hatten jedesmal mit größter Ehrfurcht von ihm und von seinen Schriften gesprochen, und der Jesuit Pichler hatte sich seines Vorgängers in seiner Polemik niemal anders erinnert, als mit dem ehrfurchtsvollen Ausdruck: doctissimus ac illustrissimus Eckius noster — Kurz! Johann Eck war den frommen Katholiken als ein Mann bekannt, der

im Rufe der Heiligkeit gelebet, und gestorben war: und nun behauptet man in einer öffentlichen Druckschrift, er habe für zehn fl. Honorar im Stalle Nothzucht getrieben; er habe eines Ingolstädtischen Schneiders Weib verführet; er habe mit der Stiefmutter seines Schülers böses Beyspiel gegeben; es seyen die Klosternonnen vor ihm nicht sicher gewesen; er sey der Nonnette des Nachrichters nachgeschlichen: er habe mit des Schafners Frau im Studentenstifte Ehebruch getrieben; er habe eines Fleischers Dirne geschändet; er habe mit einem Bettelweibe die Kirche entheiliget, und ein von ihm erzeugtes Kind heimlich im Topfe begraben. Eck wird als der größte Trunkenbold und Vollsäufer geschildert; und was seinen Umgang mit der Margarethe betrift, das schäme ich mich niederzuschreiben. O, wie himmelschreiend ist der unschuldigste Mann mit seiner keuschesten Margarethe verläumdet worden! — Und so eine Schrift dediciret man unserem Pater Frank! Was wollte etwa der Autor damit sagen? worauf wollte er vielleicht seine Anspielungen machen? — Dieses überlasse ich Ihnen zu entscheiden, und die Konsequenzen daraus zu ziehen. — Wir leben jezt in Wahrheit in ein unseliges Jahrhundert, wo man der Geistlichkeit, den gesalbten des Herrn, und besonders dem Jesuiten von allen Seiten zu Leibe gehet. Selbst die verstorbenen Seligen im Grabe läßt man nicht ruhen; denn daß wir Jesuiten die verstorbenen Palafoxe, die Pombals, die Ganganellis, u. s. w. verläumden, das gehet

Niemanden an. Sogar die frömmsten Bischöfe und Päbste bleiben in unseren Zeiten nicht verschonet; so heißt es in der Schrift, von der hier die Rede ist, daß sich Eck, weil er seine Beyschläferin verlohren hat, an den (hochseligen) Johann Faber wenden solle, der ihm frische Huren liefern wird, die er selbst fabriciret. Himmel! von dem frommen Fabri wird so schimpflich gesprochen! von jenem weitberühmten Manne, der den Malleus haereticorum geschrieben, und dieses Werk dem Pabste Hadrian VI. gewidmet hat: von Fabri, der im Rufe der Heiligkeit verschied, welcher der römischen Kirche so viele Dienste that, daß er in Ansehung seiner Frömmigkeit im Jahre 1529 Probst zu Ofen, und nachher sogar Bischof zu Wien ward, allwo er im Jahre 1541 nicht ohne sonderbaren Geruch der Heiligkeit verstarb. Eine solche Lästerschrift dediciret man der Hauptstütze unsers Ordens, und dem Triebrade der päbstlichen Nuntiaturen, unserem Pater Frank, gleichsam als wenn Pater Frank, und Johann Eck, und Johann Faber vom nämlichen Holz und Schrote wären. So gehet es bey diesen verdorbenen Zeiten; man suchet in den Archiven herum, bringet alte Scharteken an das Tageslicht, welche wir, als unser Orden noch ganz Europa beherrschte, sorgfältig verborgen, und in einem ewigen Dunkel eingehüllet hielten. Die Neugierde im historischen Fache ist die schädlichste Leidenschaft, welche dem römischen Hofe die gröbsten Wunden verursachet: wir müssen

daher alles anwenden, die historische Wißbegierde zu ersticken, und den vorigen Genius der Zeiten, den Geistlichen allein auf ihr Wort zu trauen und zu glauben, an die alte Stelle bringen. Thun wir dieses nicht, so stehen wir in Gefahr, daß zuletzt der gemeine Mann sogar die Geschichte des Jesuitenordens in seinen wahren Quellen aufzusuchen sich bemühet. Für jezt bitte ich Sie, alles anzuwenden, daß das eben gemeldete Fragment in den Journalen und Zeitungen als eine boshafte und verläumderische Lüge erkläret werde, damit doch ein gewisser Theil der Leser von der Anhänglichkeit gegen unseren Orden nicht abwendig gemacht werde. Sie verstehen doch die Känäle und Wege, wie dieses einzuleiten sey; wir haben z. B. die Moische Zeitung, das Journal des Herrn von Murr, das Journal vom Kloster Banz, das Goldhagensche Religions-Journal, die Mainzer-Monatsschrift, u. s. w. auf unserer Seite; und da die leztere sich nicht entblödete, die Herzogl. Würtenberg. Gottesdienstlichen Verordnungen zu kritisiren, so wird man es um so mehr wagen dürfen, unseren P. Frank zu vertheidigen, und dem Ruhme desselben den vorigen Glanz eines beyspielvollen Geistmannes wieder zu verschaffen. Es sind die Schriften, in welchen dieser liebe Mann so derbe mitgenommen ward, beynahe nicht mehr zu zählen: die Gegner unseres Ordens scheinen von neuen wieder aufzuwachen, sich zu vermehren, und gegen uns loszustürmen. Es

ist also einmal Zeit, daß wir uns rüsten, und, da wir zum Siegen durch verborgene Triebräder zu schwach sind, öffentlich zu fechten.

---

4.

## Ein Böhmisch katholischer Pfarrer an einen anderen katholischen Pfarrer.

Lieber Herr Bruder! Es sind verfluchte Zeiten; beynahe meine ganze Gemeinde will lutherisch werden. Dieses hätte der Kaiser niemal erlauben sollen, denn so müssen wir Pfarrer zu Grunde gehen. Wozu bin ich denn als Hirte aufgestellt, wenn es allen Schaafen erlaubt ist davon zu laufen? und woher nehme ich denn die Wolle, wenn ich keine Schaafe mehr habe? Ich und meine Jungfrau Haushälterin empfinden, leider! schon den Schaden, den die Freyheit, von einer Religion zur anderen überzugehen, verursachet. Vor Jahren konnten wir hübsche Kirchweih = Schmäuse halten, meine Nachbarn dazu einladen, und ein Gläschen Wein auf den Tisch stellen; und wenn der Geburtstag, der Namenstag, oder sonst ein festlicher Tag heranrückte, so konnte ich meiner Haushälterin ein seidenes Halstuch, einen goldenen Ring, und dergleichen zum Geschenke geben; aber jezt sind sie alle vorbey jene glücklichen Tage, und seit den neuen Einrichtungen ist zwischen mir und meiner Hayshälterin ein förm=

licher Hauskrieg ausgebrochen. Die Geschenke von Wollenwaaren sind ihr zu schlecht; und seidene Waare vermag ich nicht; die Messestipendien werden weniger, an die Mirakel der Bilder glaubt Niemand, und in den Opferstöcken findet man oft Monate lang kaum ein paar Groschen. Sie sollten nur zuweilen das Gezänk und Gepolter meiner Haushälterin hören; noch während ich im Bette liege, macht sie mir schon die bittersten Vorwürfe; ich sey ein Ochse, ein Esel, schreit sie, ich verstehe nichts, und ich habe nichts gelernet, weil die Pfarrkinder alle von mir laufen und zur lutherischen Religion übergehen. Mein Gott! ich ein Esel! hab zu Prag in meinen Studierjahren vier Prämien erhalten, und bin obendrein als Philosophiae Bacalaureus et Magister öffentlich creiret worden. Ein Esel ist wohl kein Philosophiae Magister; und dieses versteht meine Haushälterin nicht. Aber jezt habe ich neue Vortheile erdacht, daß die Pfarrkinder das römische Christenthum so leicht nicht mehr verlassen, und ich wäre kaum auf diese Erfindung gerathen, wenn mich nicht die Vorwürfe meiner Haushälterin dazu angespornet hätten. Es hat also mancher Katholike sein Seelenheil meiner Haushälterin zu verdanken, und selbst der römische Hof wird es ihr zu seiner Zeit Dank wissen, daß nicht gar die ganze Gemeine mit Haut und Haar dem Lutherthum beygetreten ist. Ich bediene mich jezt bey dem sechswöchentlichen Unterrichte folgender Vortheile: zuerst empfange ich diejenigen, welche zur hussitischen oder reformirten Re-

ligion hinübertreten wollen, mit einer Portion Schläge, und damit belehre ich sie, daß die römische Religion die alleinseligmachende sey. Sie glauben nicht, welche Kraft des heil. Geistes und der Erleuchtung in meinem spanischen Rohre stecket. Hierauf schreite ich zum Unterricht, stelle verschiedene Religionsfragen: und kaum greife ich nach meinem Stocke, so sind die Leute voll des lebendigen Glaubens. Meine Katechisation bestehet die ganzen sechs Wochen durch in einem religionseifrigen Gepolter, und so oft ich an meine Haushälterin denke, so wird der Bekehrungseifer in meinen Nerven gedoppelt rege. Zwar kann ich mit meinem Stock nicht gänzlich in die Herzen der Pfarrkinder sehen; es ist aber genug, daß sie sich nicht getrauen zu einer anderen Parthey überzugehen, welches für mein häusliches Erträgniß schon viel bewirket hat, daß meine Haushälterin wieder täglich zweymal guten Koffee trinket, und dabey ihr loses Maul gestopfet wird. Wenn Sie, Herr Bruder, mit ihrer Köchin in ähnliche Mißhelligkeiten gerathen sollen, so folgen Sie meinem Beyspiele: denn ich bin jezt wieder im Stande Sie zur Kirchweihe einzuladen, und Ihnen dabey das übrige mündlich zu erzählen. Leben Sie wohl.

## 5.

## Der österreichisch-Niederländische Kapuziner, Pater Gottfried zu Alost, an seinen Ordens-Provinzial.

Hochwürdige Paternität!

Ein nagelneues Mirakel unsers wundervollen Antonius von Padua habe ich Ihnen zu berichten, welches dem Kapuzinerorden eine unsterbliche Ehre machet. Seitdem ich die Niederlande nicht mehr betreten durfte, dachte ich immer an himmlische Rache; ich ahndete Kriege, Sicilianische Vespern, Bluthochzeiten, und Bartholomäus-Nächte. Denn ich konnte mich nicht bereden, daß man einem Diener Gottes, einem bey der ganzen andächtigen Welt beliebten Kapuziner, ungestraft an den heiligen Bart greifen würde. Und siehe! In einer Nacht erschien mir der heil. Anton in seinem Kloster-Habit mit dem Degen in der Hand, mit dem Ordensbande und Ritterhut, wie er in dem frommen Spanien auf den Altären stehet, mit lauter Stimme sagend: Bruder Gottfried, du Diener Gottes, stehe auf, und nimm dein Schwerdt, und gehe nach den Niederlanden; und fechte für die Ehre Gottes, welche durch die Abschaffung der Brüderschaften, des Herenrauches und der Lukaszeddel so sehr gelitten hat. Und dein Sieg wird gewiß seyn. — Alsogleich stand ich auf, und

gieng nach den Niederlanden; ich stellte mich an die Spitze eines zahlreichen Haufen der Aufrührer; ich fochte und siegte. Ich bin also der zwote Kriegsheld in der Kapuzinerkutte; und durch meine Beredsamkeit, mit der ich das wilde aufrührerische Feuer anblies, zeigte ich bis zur Ueberzeugung, daß unter den Kapuzen keine Narren stecken. Ich werde bald als General ausgerufen werden, und es ist meine herzliche Freude, wenn ich die Schnaphähne zu kommandiren habe. In Wien wird man große Augen aufreissen über die Kapuziner-Pravouren. Nun ist hier, wie bey den Holländern, die Kokardenwuth eingerissen, und da ich meine Kokarde nicht recht schicklich auf meine Kapuze stecken kann, so bitte ich Euer Hochwürden und Paternität um die Dispensation, anstatt der Kapuze einen großen preußischen Hut und eine Kokarde auf demselben tragen zu dürfen. Da der heil. Anton — mit einem Federhut in den Wolken erschienen ist, so wird es sich wohl für mich auch geziemen einen Kokardenhut zu tragen. Ich werde nächster Tagen die Wachparade kommandiren, und da werden sich die fremden Officiere verwundern, daß sie in ihrem Leben kein Kapuzinersoldatisches Thier gesehen haben. Die Schnaphähne halten alles auf mich, weil ich ihnen ein besonders geweihtes Pulver zu geben versprochen, damit sie unter dem Schuz des heil. Kapuzinerritters Antonius muthvoll fechten können. Ich hoffe, daß sich mehrere Ordensgeistliche und Priester zu meiner Parthey schlagen werden, indem nie etwas Großes

in der Welt geschah, wo nicht die Priester die ersten ihre Hände mit im Spiele hatten. Hätten alle Religiosen gleich am Anfange so viel Courage gezeigt, wie ich, so wäre aus der Klösterkassirung sauber nichts geworden. Ich habe alle diese Auftritte öfter als einmal in unserem Refektorium, wo die wichtigsten Staatssachen entschieden werden, beym Abendtrunk vorhergesagt: und nun ist das Räthsel aufgelöset. Ich muß abbrechen, denn meine Geschäfte sind jezt die Ordres zu ertheilen, und die Kriegs-Maneuvers zu studiren; anstatt des Breviars liegen jezt Landcharten auf meinem Tische. Die Dispensation einen Kokardenhut tragen zu dürfen soll mir mit einer Extra-Staffette geschickt werden. Ich empfehle mich.

Pater Gottfried,
Kapuziner und Kommendant
der Schnaphähne zu Alost.

---

## 6.

## D. Hofmann, Verf. des Wochenblattes zu Frankfurt am Mayn an einen andern Autor.

Ihr gestriges Billet stöhrte meine ganze Laune. Saß eben in meinem Kämmerlein unter den Blu-

men-

menstöcken, und die dichterische Goldader quillte aus meiner Feder wie das Fischwasser auf den Marktbrunnen, als ihr Briefchen daher kam, und mein poetisches Feuer wie eine papierne Mütze verlosch. Was nützet ihr Jammer und Wehklagen über mißbehagliche Rezensionen, da ich ohnehin in meinen Heften mit Briefen berühmter Männer, von welchen ich mich loben ließ, den bösen Kritikern vorgebeugt habe. Meine Empfindungen über das erhaltene Privilegium sind die Sprache meines Herzens; und ob man schon in drey Zeilen das Wort — **Dank** achtmal zu lesen bekömmt, so ist es doch nicht überflüßig; denn ich verstehe die poetischen Schönheiten besser, als die Rezensenten. Aber Gott gnade, wenn ich wieder ans Schreiben komme; die Kritiker sollen böse Händel mit mir haben. Ich mußte es doch dem Publikum sagen, daß ich privilegirt sey; oder sollten es etwa gar die Leute riechen? daß aber die Rezensenten meine Empfindungen mit jenen eines Kalender- und Pflastermachers, oder gar eines gottseligen Nachdruckers verglichen hatten, das thut mir in der Seele wehe. Glauben Sie mir, mein Theuerster! daß es mich entsetzliche Anstrengungen des Geistes kostete, bis ich auf den glücklichen Gedanken gerieth, **Gottvater, den Kaiser, und seinen höchstpreißlichen Reichshofrath** in dem nämlichen Ausdrucke zusammen zu reimen, und vor dieser Dreyheit mein dichterflammendes Herz auszugießen. Daß ich bey dieser Empfindung enthusiastisch

schwärmte, läßt sich leicht einbilden: mein Herz brannte vor Dichterglut, und mein poetisch-prosaischer Mund dampfte wie ein feuerspeiender Berg. Man muß selbst ein römischkaiserliches allergnädigstes Privilegium erhalten haben, wenn man das alles fühlen will, was ich im Taumel der Freuden darüber fühlte, empfand, hörte, und bey stockfinsterer Nacht sehen konnte. Und dieses nennen jezt die Rezensenten Empfindungen eines Pflastermachers, eines Nachdruckers? — Himmel! wie weit ist Teutschland in den schönen Wissenschaften noch zurück! da man nicht einmal für meine gemeinsten poetischen Schönheiten ein empfängliches Herz hat. Als ich das Privilegium erhielt, und meinen Namen zum erstenmale mit einem großen Siegel gestempelt sah, da war ich gleich einem Blut-Igel, der, sobald man ihn mit Salz überstreut, seine ganze innere Masse von sich giebt: das Privilegium war das Salz über meinem Haupte, und alsogleich flossen ganze Ströme poetischer Ausdrücke, des Wonnegefühls, und Empfindungen aus meinem Munde, die ich, um die Welt dieses dichterischen Ausbruches nicht zu berauben, hurtig zum Wohl der Menschheit niederschrieb, drucken ließ, und — wofür man mich nun zum Besten halten will. Näher, als mit diesem Gleichniß, kann ich mich Ihnen nicht verständlich machen; und ich setze so viel Zutrauen in Sie, daß Sie mich wenigstens durch die Figuren verstehen werden, wenn Ihnen meine Ausdrücke zu überspannt

scheinen möchten. Ich bedauere es, daß die Kritiker in der Erkenntniß der dichterischen Schönheiten noch so weit zurücke sind, daß sie den hohen Schwung meines Geistes nicht einmal erreichen können: ich hätte also bey dem Lobgedichte auf die russische Monarchin eine Note darunter setzen, und zur Belehrung der Kritiker sagen sollen, daß ich Dichter und Staatsmann zugleich sey. Die große Idee, welche ich bey jenem Aufsatze hatte, überwiegt gewiß die weitaussehendsten Plane des scharfsinnigsten politischen Kannengießers, da ich sagte, daß die russischen Enkel zu Konstantinopel ganz Asien mit der Zeit beherrschen werden: und daß des Kaisers Neffe auf Afrikas Throne gebiethen werde. So weit gieng noch kein Dichter; man muß aber wissen, daß der Pegasus größere und höhere Sprünge zu wagen pfleget, als die ordinairen hungarischen Pferdchen. Kann der Pabst Bißthümer und Reiche vergeben, die niemals sein gehörten, warum sollte ich als Poet nicht das nämliche Recht haben? Summis Pontificibus atque Poetis quod libet fingendi semper fuit aequa potestas: und so etwas verstehen die Rezensenten zu wenig. Ueberdies war eben mein Wochenblatt die beste Gelegenheit meine der Vermoderung nahen Gedichte auf eine Art auszukramen, welche von simpeln Leuten nicht konnte so sehr bemerket werden; denn wie wäre es sonst unter dem Publikum bekannt geworden, daß ich Arzt und Dichter zugleich

sey? folglich ein Mann sey, der den Leib und die Seele zugleich heilen kann? Leben Sie wohl.

---

## 7.

## Der Schauspieler, Herr Pöckel zu Efferding, an den Kasperl zu Wien.

Theuerster Herr Kollega.

Auch mit der Schauspielerkunst findet man bey den jetzigen geschmacklosen Zeiten sein Brod nicht mehr; an allen Ecken giebt es Kritiker und Spötter, welche meine besten Theaterplane und Erfindungen verachten. Mir wird diese Art des Verdienstes so sauer, daß ich entschlossen bin mit meiner ganzen Bühne zu Grabe zu gehen. Vor Zeiten hatte ich mit dem Doktor Faust und mit dem baierschen Hiesel manches Stück Geld verdienet; und um zu zeigen, daß ich an Erfindungen nicht leer sey, so hatte ich den 22sten Julius 1786 ein ganz neues Lust-Schauspiel aufgeführt, betittelt: das Leben und der Tod der heiligen Magdalena, mit Hanswurst einem lustigen Mitbüßer. Ich vertrat dabey die Person des Herrn Christus, und zwar nach meinem eigenen Geschmacke; nämlich ich erschien mit einem großen preußischen Hut und mit einer Kokarde auf demselben, in einem mit Silber besetzten Kleide und zweyen Taschenuhren nach der neue-

ſten Mode, und mit einem ſtählernen Degen. So ſtand ich auf der Bühne, und ſtellte den Chriſtus vor, wie er die Magdalena zu Buße bekehrte; bey welcher Scene ſich der Hanswurſt hinter einem Hagebutgeſträuche verſteckte, um zu lauern, ob es keine Gelegenheit zur Eiferſucht geben möchte. Hanswurſt war ſchon im Begriffe aus ſeinem Hinterhalte mit der hölzernen Pritſche auf den Chriſtus, der eben die Magdalena bey der Hand nahm, und ſie liebäugelnd freundlich grüßte, loszugehen, als ihn auf einmal meine Bußpredigt, welche ich an die Magdalena hielt, wieder hinter das Geſträuche zurückſchreckte.

Da hätte man das Weinen und Gewinſel des luſtig mitbüßenden Hanswurſten ſehen ſollen: ſeine Augen und Geſicht wußte er auf hunderterley Weiſe zu verdrehen und zu verzerren, und den Zuſchauern, worunter ſich viele andächtige Mütterchen befanden, entbrach das Weinen und Lachen mit einemmale. Dieſes erhielt alſo den allgemeinen Beyfall ſowohl von niedrigen, als angeſehenen Perſonen, und ich kann mich rühmen, daß ich den Geſchmack des Publikums pünktlich getroffen habe. Allein der ſchwarze Neid beunruhiget die edelmüthigſte Handlung: alles, was ich bisher ſagte, ſtehet nun in dem Theaterkalender auf das Jahr 1787 abgedruckt; und anſtatt meine Bemühungen zu rühmen, wurde ich vielmehr bitter getadelt. Wer ſoll nun eine Freude an dem feinen Geſchmacke mehr haben, wenn

man auf eine solche Art behandelt wird? Kein Zeitalter ist gegen das Verdienst so undankbar, als das jetzige; und ich wäre vollends entschlossen meine Bühne zu schliessen, wenn mir nicht hie und da noch ein berühmter Ort bekannt wäre, wo die Hanswursten wohl gelitten, und mit offenen Armen aufgenommen werden. Beynahe haben die Hanswursten und Mönche in dem unseligen achtzehnten Jahrhundert einerley Schicksal; überall werden sie gehaßt und vertrieben; mit dem einzigen Unterschiede, daß man bey der Kassation der Hanswursten nur hölzerne Pritschen und Jacken, bey der Kassation der Mönche aber ganze Lasten Goldes und Silbers erbeuten konnte. Daher mag es, leider! gekommen seyn, daß für die unglücklichen Hanswursten keine Pensions-Kasse existiret, die eben so gut ihren Unterhalt verdienten, als die Mönche an den Religionsfond angewiesen sind. Nichts desto weniger aber habe ich bey dieser verworrenen Lage der Hanswursten und Mönche die Hofnung noch nicht aufgegeben, daß, gleichwie es diesen häufige Patronen und mächtige Schutzherren zu finden glücket, es auch jenen glücken werde mächtige Gönner zu finden, und an ihrer Wiederauflebung eben so wenig zu verzweifeln, als die Jesuiten an ihrer Wiederherstellung die gegründete Hofnung haben. Ich hatte erst kürzlich Italien, Tyrol, Baiern, Schwaben, und den rheinischen Kreis bereiset, und in diesen Ländern eine Menge Klöster besuchet, in welchen ich, zu meiner nicht geringen Verwunderung,

nicht nur allein eine ungeheure Menge Liebhaber und Hochschätzer der Hanswursten, sondern, was meine ganze Erwartung überstieg, beynahe unzählige Hanswursten selbst antraf. Nichts zu melden, daß bey so vielen Faschingslustspielen, Studentenkomödien und Fasten-Schauspielen, welche in den Klöstern alten Herkommens halber gespielet werden, überall Hanswursten auftreten, so sah ich auch eine Menge klösterlicher Hanswursten bey den Prozessionen und Kreutzgängen, Hanswursten auf den Predigtstühlen, Hanswursten auf den theologischen Kathedern, Hanswursten in den Prioraten, Hanswursten in den Lektoraten, und Hanswursten auf den Abteien. Und damit ich meine Redner-Figur ganz erschöpfe, so sah ich sogar Hanswursten in den Nonnenklöstern, bey den Novizenmeisterinnen, und bey den Abtissinnen, Hochwürden und Gnaden. Selbst die Jesuiten, welche sonst schlaue und stolze Männer waren, scheuten sich nicht die Hanswursten-Jacke anzuziehen, wenn sie entweder als Hofbeichtväter bey den Prinzessinnen, als Bußprediger bey dem Landvolke, oder als Seelenärzte bey den Ministers- und Kaufmannsfrauen auftraten. Und wenn sie ihre berühmte Ignatius-Prozession öffentlich spielten, so erschienen sie als gebohrne Hanswursten. Hieraus mögen Sie selbst den Schluß auf meine obige Behauptung machen, daß nämlich die Hanswursten vielmehr ihr voriges Hausrecht wieder erhalten werden, anstatt daß man sie zum größten Leidwesen des größeren Haufens, besonders der hoch-

würdigen Geistlichkeit gänzlich vertilgen soll. Nun habe ich freilich bis zu dieser glücklichen Epoche sehr magere Aussichten für meinen Lebensunterhalt. Und da ich aus so vielen Nachrichten zuverläßig vernommen habe, daß Wien ein ganz sonderbarer Ort zu einem gesegneten Unterhalt der sogenannten Kasperls, oder Hanswursten sey, so bitte ich Sie, theuerster Herr Kollega! dringend, und mit wärmster Bruderliebe, mich und meine Bühne dort unterzubringen. Ich nehme für jezt schon mit einem Quartier in der Vorstadt vorlieb, weil ich mich nach ihrem Beyspiele zu richten Willens bin, da es den hohen Herrschaften und Gönnern der Hanswursten bisher niemal mißfällig war, ihren schätzbaresten Kasperl, und Freude des Pöbels in der Leopoldvorstadt zu besuchen. Die Verfasser des Theaterkalenders zu Gotha mögen alsdann von mir sagen, was sie wollen, wenn ich nur so glücklich bin, meine Bühne unter jenem indiskreten Publikum zu errichten, das auf auswärtige Kritiker, Rezensionen und Sentiments keine Rücksicht nimmt, wie man es von aufgeklärten Zuschauern immer sehr billig zu erwarten hat. Mein erstes Antritts-Stück könnte ohnmaßgeblich gleich dieses wieder seyn: das Leben und der Tod der heil. Magdalena mit Hanswurst einem lustigen Mitbüßer. Und ich zweifle nicht, daß ich es mit allem Beyfalle und mit aller Zufriedenheit ausführen würde. Ich bin mit wahrer Hochachtung u. s. w.

8.

## Ein Wiener Zensor an einen Leipziger Zensor.

Wie Sie es machen, so mache ichs auch; was mir im Manuskript nicht gefällt, das durchstreiche ich, es mag gefehlt oder getroffen seyn: denn wozu wären wir sonst Zensoren? Wir müssen unser Recht behaupten, die Autoren mögen sagen, was sie wollen. Sie thaten sehr weise, daß Sie in des Herrn Prof. Rößler Bibliothek der Kirchenväter 1. Band, Anmerk. 72. — 76. die Stellen veränderten, und den Verf. ganz was anders sagen liessen, als er im Sinne hatte. Nun hat er sich zwar in seinem 10. Bande darüber beklagt, und die Rezensenten nannten jenes Verfahren einen abscheulichen Zensor-Unfug. Aber lassen Sie sich nichts abschrecken, wir bleiben dennoch wer wir sind, gerechte und gelehrte Richter. Vielleicht wußten Sie dieses schon ohne meine Erinnerung, denn ich vermuthe doch, daß die Leipziger Herren mehr lesen, als wir: aber dieses hätten Sie vielleicht nicht gewußt, daß sie auch zu Wien ihre Kammeraden haben, welche mit den Manuskripten nicht viel besser verfahren. Ein Zensor muß die Autoren in Respekt erhalten, dieses bleibt immer mein Grundsatz; und wie wäre es möglich denselben aufrecht zu erhalten, wenn wir nicht zuweilen einige Stellen durchstreichen wollten? daß her-

nach im Manuskript nichts mehr zusammen gehet, das ist die Schuld des Autors: wir sind nicht aufgestellt, die Werke zu verbessern, sondern nur durchzustreichen; und zu diesem letzten Amte besitzen wir, Gottlob, hinreichendes Studium und Kenntnisse. Benutzen Sie dieses, wenn Sie dem Herrn Rößler in irgend einer Zeitung zu Leibe gehen wollen. Leben Sie wohl.

---

## 9.

## Der Straßburger Franziskaner = Provinzial an den Baierschen Franziskaner = Provinzial.

Für die freudige Nachricht, welche Sie mir in ihrem letzten Briefe mittheilten, danke ich Ihnen recht sehr, und ich danke zugleich dem lieben Gott, daß er ihre Provinz immer mit neuen Kandidaten beglückt. Meine Provinz leidet zwar an denselben keinen Mangel, denn ich habe jezt über dreißig Pursche auf der Liste, alle groß gewachsene, baumfeste Kerls, welche fussfällig um das heil. Ordenskleid bitten, und die ich mit der Zeit recht gut zu benützen wünsche, weil sie Stärke und Kräfte haben die an Viktualien bestehenden Kollekten, troz einem fouragirenden Kürassir = Regiment, ohne Pardon von den Bauern einzutreiben. Zugleich ersah

ich aus ihrer Liste, welche mit den wakersten Kandidaten angefüllt war, daß die Erlöschung unsers heil. Ordens noch bey weitem nicht so nahe sey, als die dummen Kapuziner träumen, und für nichts einen unzeitigen Lärm in der Welt herumschlagen. Zwar wäre ich selbst im Herzen frohe, wenn der Kapuzinerorden bald zu Grabe gienge, denn ihr dummes Wesen war von jeher unserem Orden schädlich und heut zu Tage bringet ihr ohnmächtiges Weibergewinsel unserem heil. Erzvater Franziskus wahrlich keine Ehre. Sie betteln auf die niedrigste Art, sie machen für eine Prise Taback die tiefsten Bücklinge, und erhaschen sie eine Tasse Koffee, so schämen sie sich nicht die schmutzigste Weiberschürze zu küssen. Dafür besitzet der Franziskaner weit mehr Stolz, er spricht immer hochgeistig, und wenn er auf der Kollecktur, oder beym Terminiren von dem Bürger das wichtigste Almosen empfängt, so weiß er sich auf eine Art zu bedanken, daß es herauskömmt, als wäre das empfangene Almosen unter den nämlichen Bürgerpflichten begriffen, gleichwie ein jeder Bürger seinem Landesherrn die Abgaben zu reichen verpflichtet ist. Und in dieser Art des Betragens haben sich die Franziskaner von jeher vor den Kapuzinern ausgezeichnet, weil sie auch Ursache haben mehr stolz zu seyn, da wir in Betracht unserer Kapitalien, Bräuhäuser, Weinberge, und anderer liegenden Güter gegen einen Bürger, der uns sein mageres Almosen reichet, immer als kleine Fürsten und Edelleute zu betrachten sind. Um uns

also bey dem Publikum noch auf fernere Jahrhunderte in gutem Kredit zu erhalten, so haben wir unser einziges Augenmerk dahin zu verwenden, daß unser heil. Orden nicht durch boshafte Schriften bey diesen verdorbenen Zeiten verlästert werde. Solche Spott- und Lästerschriften, sage ich Ihnen ins Ohr, sind dem heil. Mönchswesen allezeit sehr gefährlich. Daher hüten Sie sich ja vor solchen Schriftstellern, welche ein jedes Anekdötchen aufraffen, um den heil. Orden lächerlich zu machen. Heut zu Tage wird alles hervorgesucht; man wühlet in den Archiven und Bibliotheken, wie die Scheermäuse herum, und die glaubwürdigsten Histörchen werden heut zu Tage entweder kritisirt, oder gar geläugnet. Ich habe jezt ein Buch in der Hand, die Geschichte des Lebens und der Schriften des Galileo Galilei, das jüngst zu Leipzig erschienen ist, worin die Mönche abscheulich heruntergesetzt werden. Sie sehen also, daß man den uralten Sauerteig wieder aufrühret, um nur uns Mönchen recht derbe Hiebe zu versetzen. Ich habe den Galilei seit meiner Jugend unter die Verdammten gezählet, und ich zähle ihn noch darunter; aber jezt wird er als ein ehrlicher Mann aufgestellt, und wir Priester erscheinen dabey im schwarzen Kleide, als hätten wir ihn verfolget, und zulezt gar aus der Welt geschaffet. Dabey sind die römischen Inquisitoren abscheulich schwarz geschildert, und man wirft ihnen sogar die Grausamkeit vor, (das unter uns gesagt, eine priesterliche Tugend ist) daß sie

dem Galilei, dem Erzketzer, eine geweihte Grabstätte versagten. Ich schreibe Ihnen dieses zu einer überzeugenden Warnung, daß Sie die Urkunden von den **fünf Wundmaalen** unsers **Erzvaters Franziskus, und des Portiunkula-Ablasses** behutsam zurückehalten: es könnte gar leicht einem Autor einfallen, seine kritische Nase darüber zu rümpfen, und das Publikum des Gegentheiles zu belehren. Geschähe dieses, so wäre der ganze Kredit unsers Ordens verlohren, und wir würden vielleicht gar als Lügner und Betrieger erscheinen. Ich bette täglich, daß uns der Himmel vor diesem Unfall bewahren möchte, und daß er das liebe Volk in dem alten Glauben an die **fünf Wundmaale und an den Portiunkulaablaß** noch fernerhin stärken wolle. Denn verliehren wir einmal diesen Kredit, so ist alles verlohren, weil jene die einzigen beyden Stützen sind, worauf die Macht unsers Ordens gegründet ist. Leider sind jene beyden Feste noch von keinem Konzilium, folglich nicht von der gesammten Kirche aprobirt, und sobald ein Konzilium wieder zu Stande kömmt, so müssen wir mit Händen und Füßen daran arbeiten, die Aprobation unserer Ordensstützen zu bewirken. Die Zeiten haben sich geändert, man hält auf den Ausspruch des Pabstes alleine nichts mehr, und hiermit stehen die fünf Wundmaale samt dem Portiunkula in Gefahr, kaput zu werden. Wären also diese unglaubigen Zeiten nicht, so könnten wir sämtliche Franziskaner leicht so viele Dukaten zusammen schiessen, um von

einer Datarie oder Rota romana eine Approbation zu kaufen; denn zu Rom herrschet jezt Armuth und Geldmangel; aber wozu soll es nützen, wenn keine teutsche Seele das römische Papier respektiret? Nur stehet zu befürchten, daß die Kapuziner die ersten den ganzen Spaß verderben; denn diese lärmen und predigen oft über eine Sache, ohne daß sie dieselbe verstehen, oder mit theologischen Spitzfindigkeiten belegen können. Bisher sind immer die dummen Streiche, welche diese Herren gemacht hatten, uns Franziskanern zugleich zur Last gelegt worden, und dieses aus der höchst unbescheidenen Ursache, weil wir die Ordensregeln, den heil. Habit, die Wundmaalen, und den Portiunkula mit einander gemein haben: ich wünsche also von ganzem Herzen, daß die Kapuziner mit Sack und Pack, wie die Hugonotten, vertrieben und vertilget werden, welches das einzige Mittel ist, den Franziskanerorden zum unentbehrlichen Lichte der römischen Kirche zu erheben. Leben Sie wohl.

## 10.

## Die Sakraments-Nonnen zu Lemberg an die Lazaristen zu Mannheim. Aus dem französischen übersetzt.

Der liebe Gott bewahre uns vor dem bösen Teutschland und Pohlen! Nun sind wir schon eine geraume Zeit in Lemberg, und, wie Sie selbst wissen, mit großen, theuern Kosten aus Paris hieher verschrieben worden, um die jungen Frauenzimmer nach französischem Zuschnitte in den Wissenschaften und in der Delikatesse der Jungferschaft zu unterweisen. Aber bey diesen Mädchen ist Oel und Taufe verlohren! nicht eine einzige bezeuget die Lust sich nach der heiligen Klostersitte mit dem himmlischen Bräutigam zu vermählen: alle suchen einen irdischen Ehemann, und mit dem jungfräulichen Klosterstande treiben sie eiteln Scherz. Das ganze Land ist voll Freygeister und Ketzer, und wenn zwanzig Bluthochzeiten gehalten würden, so wären sie noch nicht vertilget. Unsere Herzen zittern und beben, aus Furcht, der Himmel möchte diese böse Welt mit einem Feuerregen und Erdbeben strafen, und so könnten wir Nonnen unschuldig ins böse Spiel kommen. Eine von uns ist wirklich wieder nach Paris gekehret, weil ihr das Herz blutete, als sie das Küssen, die Karessen, und das Liebäugeln der jungen Mädchen mit ihren keuschen Augen sehen mußte.

Unser Herr Beichtvater hat uns vor unserer Abreise zwar das Karessiren und Liebäugeln bey Strafe der Todtsünde schärfest verboten; und noch schreibt er uns wöchentlich die zärtlichsten Briefe, daß wir dem himmlischen Bräutigam und ihm allein getreu bleiben sollen. Aber, liebster Himmel, wir können es nicht mehr aushalten, und wir sind zu schwach seine Befehle zu vollziehen. Es giebt die schönsten jungen Offiziers hier, welche unsere keuschen Herzen verwunden: und so sehr wir uns mit Weihwasser waschen, so schleichen sich dennoch die Versuchungen durch unsere Poros, und in unseren Busen fühlen wir eine so ängstliche Glut, die uns halbe Nächte nicht schlafen läßt. Wir haben schon öfter hierüber einen Medikus zu Rathe gezogen; allein die pohlnischen Medizi verstehen sauber nichts: sie lachen nur zu unseren schmerzlichen Zuständen, und sie können nicht einmahl die materia peccans finden. Wir wünschen nur unseren Herrn Beichtvater näher zu haben, damit uns derselbe einen heilsamen Rath ertheilen könnte. Nun wären wir dennoch bereit alle diese Anfälle auf unsere Herzen auszuhalten, und uns von den Offiziren noch mehrere Wunden schlagen zu lassen, wenn nicht von einer anderen Seite das Ketzergift unseren heiligen Orden entstaltete. Es begehen hier die ansehnlichsten Männer die Frechheit, öffentlich zu behaupten, daß die Sakraments-Nonnen zur Erziehung nichts taugen: und jene würdigen sich nicht einmal, uns

ihre

ihre Mädchen zum Unterricht anzuvertrauen. Sogar adeliche Damen sagen in den Gesellschaften, daß sie aus ihren Töchtern keine bigottischen Nonnen, sondern häusliche und gefällige Gattinnen wollen bilden lassen; und man hätte mit jener großen Summe, welche auf uns verwendet wurde, einen Theil der armen Mädchen auf immer glücklich machen können, anstatt daß ein Theil der reichen Mädchen durch die bigottische und klösterliche Erziehung auf immer unglücklich gemacht werden. Welch ein ärgerlicher Ausdruck! Wir wissen doch aus der Geschichte, daß die größten Heiligen in den Klöstern sind erzogen worden; allein die Mädchen zu Lemberg fliehen die Klöster, wie die Gefängnisse, und sie laufen mit offenen Armen den Männern nach. Wir können Ihnen das pohlnische Sittenverderbniß nicht schwarz genug schildern: denn es ist wirklich so weit, daß man den heiligen Nonnenstand von allen Seiten verachtet. Wer sollte es also länger aushalten können hier zu bleiben, da man sich laut in die Ohren flüstert, man hätte unser wohl entbehren mögen. Wir wünschen, daß Sie auf ihren Posten besser placiret sind, als wir, und daß es wenigstens die Teutschen in der Pfalz einsehen möchten, daß man nichts Großes zu thun im Stande ist, ohne die Franzosen mit ins Spiel zu nehmen. Man weiß es doch aus der vieljährigen Erfahrung, daß die Teutschen nicht einmal ihre Kinder ohne einem französischen Hofmeister, oder ohne einer fran-

zösischen Gouvernante erziehen können: und der französische Gout bleibt zu ewigen Zeiten der einzige Genius, welcher die Sitten und Wissenschaften der auswärtigen Nationen belebt. Man wird bald in ihrer Gegend die herrlichen Früchte der Erziehung verspüren, sobald der französische Geschmack über das steife, teutsche Wesen gesieget hat. Es sind zwar die hochwürdigen Herrn Lazaristen ebenfalls mit großen Kosten aus Frankreich nach der Pfalz zum Erziehungsgeschäfte berufen worden, wie wir Sakraments-Nonnen nach Lemberg; doch mit einem sehr ungleichen Erfolge. Sie genießen auf ihren Posten alle mögliche Achtung und Unterstützung, und man giebt es Ihnen tacite zu verstehen, daß die Teutschen in ihrer Gegend ohne französischen Priestern kein Vaterunser bethen können. Der Himmel segne so einen Ort, wo das französische Glaubenslicht mit offenen Armen empfangen, und mit so großen Kosten genähret wird! Tausendmal glücklich jenes Land, worin die Kinder ohne Lazaristen weder groß werden können, und manchmal nicht einmal zur Welt kommen würden, wenn nicht ein Franzose das primum movens dabey gewesen wäre. Der Ort ihres Aufenthaltes giebt es klar zu erkennen, daß die Teutschen ohne den Franzosen nur Dummköpfe wären, und daß man ohne Lazaristen das ewige Seelenheil nicht erhalten könne. Sie würden uns demnach ungemein verbinden, wenn es durch ihre Bemühungen dahin könnte gebracht werden, daß man auch uns in ihrer Gegend einen

Platz einräumen möchte; vielleicht würde das französische Erziehungsgeschäft in der Pfalz besser gedeihen, als in Pohlen; denn, unter uns gesagt, die Teutschen müssen in allen Wissenschaften der französischen Nation weit hinten nachstehen, welches unser Herr Beichtvater sehr oft behauptet hatte. Rühmen Sie nur die Vortheile der französischen Erziehung recht hoch, und versicheren Sie ihre Gönner dabey, daß die französischen Hofmeister und Lehrmeisterinnen nie theuer genug können bezahlt werden, wenn man durch dieselben das Glück des Staates befördern will.

---

## II.

## Der Stadt-Gubernator in Rom an den Jesuit Zaccaria.

Helfen Sie mir doch aus dieser Verlegenheit, worein ich durch den Rangstreit mit dem päbstlichen Enkel gerathen bin. Sie wissen, daß ich alle Wiederholungen der Arien auf dem Theater verboten habe, obschon die Zuschauer dieselben für ihr theueres Geld verlangten. Hätte ich dieses Verbot nicht ergehen lassen, so würde manche Oper um eine ganze Stunde später, als gewöhnlich, geendiget werden; und, da ich als Gubernator nothwendig

zugegen seyn muß, so wären jene Wiederholungen eine große Lücke in meine Tagesordnung; denn alle meine Geschäfte werden mit dem Glockenstreich angefangen und geendiget. Als vorher die Wiederholungen der Arien noch üblich waren, da hatte ich des Teufels Noth mit meiner Mundköchin: mein ganzes Nachtmahl war oft versotten, und verbraten, oder gar alle Speisen waren schon erkaltet; und obendrein kam ich um eine ganze Stunde später zu Bette. Nun danke ich dem Himmel, daß es mir eingefallen ist, durch ein Verbot die vorige Küchenordnung wieder herzustellen. Dieses Publikum kann wohl zufrieden seyn, wenn es für ihr theueres Geld eine Opern-Arie nur einmal höret: man muß den Pöbel für sein Geld nicht so delikat erziehen, und die Pöbelsohren in den Schranken halten. Man könnte auf diese Weise leicht auch das Gehör mit einer Steuer belegen, wenn man sich eine jede wiederholte Arie nochmal bezahlen ließ. Ich kann mich nicht genug verwundern, daß der päbstliche Enkel dem Volke so geneigt war, und demselben die Wiederholung erlaubte: die Neigung und Herablassung gegen den gemeinen Mann ist das sicherste Kennzeichen, daß man zu keinen großen Minister tauget. Nun war ich eben bey der Fürstin Santa Croce in der Loge, als der Enkel, ohne mich zu befragen, eine Arie wiederholen ließ. Ich sage Ihnen, lieber P. Zaccaria! daß mein Amt mit den größten Mühseligkeiten verbunden ist: denn es ist keine geringe Beschwerde, einer ganzen Oper

beywohnen zu müssen, ohne eine Damenloge zu besuchen. Dieser Logenbesuch ist nach meiner Einsicht immer der einzige Zweck der Opern; denn daß man, ohne sich zu entfernen, eine ganze Oper anhören soll, das gehört nur für den Geschmack des Pöbels. Und eben diese Entfernung ist der Vorwurf, der mir von dem päbstlichen Enkel gemacht wird, welcher behauptete, daß ein Gubernator, wenn er im Theater befehlen wolle, auch gegenwärtig seyn müsse. Ich sollte also in den Frauenzimmer-Logen weder schwatzen noch schäkern? welche entsetzliche Foderung! Ich sollte auf alles, was im Theater vorgehet, aufmerksam seyn? welch eine mühsame Charge? Ein solches beschwerliches und ermüdendes Amt könnte ich ohne einer jährlichen Zulage von dreytausend Dukaten nicht auf mich nehmen: es wäre keine geringe Sache, meine Ohren so sehr zu strapaziren, und mit denselben dasjenige hören zu müssen, was der Pöbel höret. Die adelichen Ohren können sich nicht unter die Volksohren mengen; und wenn ich je mich entschließe, dieses beschwerliche Amt auf mich zu nehmen, so wäre eine Zulage von dreytausend Dukaten für meine Ohren nicht zu viel. Ich ersuche Sie, dieses bey der gehörigen Stelle einzuleiten, damit meine Ohren an eine zahlungsfähige Kasse angewiesen werden. Mir wäre es sehr lieb, wenn Sie diese Anweisung an die Pallienkammer bewirken könnten, denn dort sind die Kassen am besten bestellt: weil diese noch immer die ergiebigste Quelle ist, auf der

uns die teutschen Dukaten zufliessen. Ich werde mich Ihnen für ihre Verwendung in anderen Stücken dienstfertig bezeugen.

---

12.

## Ein Kapuziner aus dem Innviertel an einen Kapuziner zu Regensburg.

Theuerster Ordensbruder!

Die Bosheit der heutigen Welt ist ohne Gränzen, und man achtet die Kapuziner, wie die Erdflöhe. Die Ketzerey der Kapuziner-Ausrottung verbreitet sich durch ganz Teutschland, und sie hat in einem Lande eingerissen, wo ich es nicht einmal vermuthete. Sogar zu Trier ist man uns nicht mehr geneigt, und unser Gebäude zu Dierdorf ist für zweytausend fl. verkauft worden. Jezt stellen Sie sich den Jubel der Freygeister vor, welche zur jeden Wunde nur spotten, die unserem heiligen Orden und dem fünfwundigten Vater Franziskus täglich geschlagen werden. Die Salzburger Zeitung vom 17ten Jul. hat die obige Nachricht mit folgenden Worten bekannt gemacht: „kürzlich ist die angenehme Nachricht eingelaufen, daß die Kapuziner von dem trierschen Hofe zu Dierdorf weggeschaft worden.“ Meine ganze Kapuze zittert noch vor

Aerger über diesen Ausdruck: wäre diese Zeitung in Rom geschrieben worden, man hätte sie samt dem Verfasser verbrannt. Ich möchte blutige Zähren weinen, daß man so gering von uns spricht, und unsere Aufhebung eine angenehme Nachricht nennet. Beten Sie doch, daß diese Zeitung überall, wie in Baiern, verboten werde; ich habe wirklich zu der berühmten Regensburger Muttergottes ein Gelübd gethan, daß sie meine Wünsche erhören möchte. Verachten Sie doch die Salzburger Zeitung in allen Häusern, wie ich; und setzen Sie hinzu, daß man dieses gottlose Blatt ohne Todsünde nicht lesen könne. Wer sich an den Kapuzinern reibet, der begehet eine Todsünde, und die Strafe ist unausbleiblich, wie es häufig in unserer Kapuzinerlegende zu lesen stehet. Antworten Sie mir bald, und leben Sie wohl.

---

## 13.

## Ein Benefiziat zu Brünn an einen Benefiziaten zu Klagenfurt.

Nun sind wir Ketzer! Vollkommene, von dem Kirchenrath zu Trient mit dem Bannfluch verworfene Ketzer. Habe ich es Ihnen nicht gleich im Anfange geschrieben, daß aus unserer Reformation zuletzt nichts anders, als Ketzereyen entstehen wer-

den? Und jezt ist meine Prophezeihung erfüllet: denn wir glauben kein Fegefeuer. Gänzlich ist zwar das Fegefeuer noch nicht verworfen; aber alle Anstalten sind wirklich so getroffen, daß das Fegefeuer langsam, nach und nach, wie die Feuer in den Kohlhaufen, auslöschen soll. Lesen Sie nur die folgende gedruckte Nachricht, und Sie werden mit mir einerley Schluß daraus ziehen. Unterm 20sten Junius 1787 ist zu Brünn folgendes kund gemacht worden: „Unterm 20sten May laufenden Jahrs ist die höchste Entschliessung erflossen, daß künftig in den Kalendern, Direktorien, Brevieren, Gebethbüchern, und Ankündigungen die Erwähnung aller Abläße, wobey die Wirkung sich auf die Seelen im Fegefeuer erstrecken soll, zu untersagen sey." Wie gefällt Ihnen dieser Zeitungsartikel? Heißt es nicht ausdrücklich, man soll der armen Seelen nach und nach vergessen, und ist es nicht eben so viel, als: glaubet an kein Fegefeuer? Wir sind also handgreifliche Ketzer, und das Tridentinische Anathema sitzet sichtbar auf unseren Nacken, wie einst der Teufel auf den Schultern des vermaledeiten Doktors Luther, da jenen der gelehrte Johann Eck mit Augen gesehen, und welches nachher die Jesuiten in ihren für die Schulen bestimmten historischen Büchlein bis auf unsere Zeiten bekräftiget haben. Ach! es ist hier unter den ächt römisch Gesinnten ein allgemeiner heimlicher Kummer! und wenn wir laut klagen, so geht uns, wie den Brabantern, wo die armen Seelen ausquartiret, und die

Soldaten einquartiret werden. Es werden aber die Brabanter ohne Zweifel die Geschichte wissen, daß einst ein gewisser König, dessen Name mir nicht einfällt, als er sich mit seinen wenigen Soldaten von den zahlreichen Haufen des Feindes umrungen sah, daß dieser König, sage ich, der sich eben auf einem Kirchhofe befand, aus göttlicher Eingebung in dem Cæmeterio vor den Knochen der armen Seelen niederkniete, und diese mit aufgehobenen Händen um Hülfe bath: alsogleich wurden die morschen Knochen und Gerippe lebendig, sie fiengen an zu marschieren, der Zug der Todtengerippe defilirte Links und Rechts, drey Mann hoch, gegen die Feinde, und ehe eine Stunde vergieng, so hatten die armen Seelen zu Gunsten des Königs, der währender Schlacht in dem Caemeterio kniend gebethen hatte, den vollkommenen Sieg davon getragen. Diese Geschichte findet man auf den meisten Kirchhöfen in den Caemeteriis auf großen Tafeln, wie lebendig geschildert; und wenn die Brabanter auch so eine gemahlte Tafel besitzen, so werden sie wohl den Muth bekommen, unter der Verstärkung der armen Seelen den Soldaten entgegen zu marschieren. Man kan sich keine wohlfeileren Auxiliartruppen wünschen, als einige Bataillons armer Seelen Knochen, die weder Munition noch Proviant fodern; und dennoch begehet man den Staatsbock, die besten und wohlfeilsten Auxiliartruppen zu verabschieden. Bey all diesem Kummer, der mich drücket, ist noch dieser der größte, daß durch die Verabschiedung der ar-

men Seelen auch die geistlichen Benefizien der Kassation nahe stehen. Denn sobald das Fegefeuer aufhöret, so hören auch die Seelenmessen auf, und mit diesen gehen die Benefizien, welche zur Hülfe der armen Seelen gestiftet sind, mit einemmale zu Grunde. Welch ein Labyrinth von Ketzereyen! und wovon sollen wir Benefiziaten alsdann leben, womit unsere Jungfern Haushälterinnen ernähren, wenn wir kein Fegefeuer mehr glauben? Es haben sich so viele Jahrhunderte hindurch viele tausend, ja viele Millionen Menschen von dem Glauben an das Fegefeuer genähret: und nun soll dieser ergiebigste und einträglichste Nahrungszweig der römischen Geistlichkeit versiegen! Ich warte mit Schmerzen auf die Nachricht, was der heil. Vater Pabst dazu sagen werde. Unmöglich kann er gleichgültig dabey seyn: denn läßt er das Fegefeuer auslöschen, so wissen wir nicht mehr, wo die Geistlichen ihre Hühner und Fasanen braten sollen. Ich erwarte alle Augenblicke ein Mirakel: denn so ungerochen können die armen Seelen einen Eingrif nicht hingehen lassen, der sie so vieler Ablässe und römischen Gnadenschätze beraubet. Eine einzige fürchterliche Erscheinung mit einem Gerassel von eisernen Ketten und feuerflammenden Haaren würde gewiß diejenigen auf bessere Gedanken bringen, welche an dem obigen Verbot ihre Hände mit im Spiele hatten. Man darf den armen Seelen nicht so schlechterdings trauen; mit Erscheinungen und Mirakeln sind sie fix und fertig; und man darf nur die

frommen Mütterchen fragen, welche manche Ambe oder Terne in der Lotterie nicht würden gewonnen haben, wenn ihnen nicht die armen Seelen nächtlicher Weile die Glücksnummern im Traume gezeiget hätten. Ich selbst habe einmal durch die Fürbitt der armen Seelen einen fetten Ochsen aus dem Glückstopfe gewonnen; und ich spreche daher aus der Erfahrung. Schreiben Sie mir, was die Geistlichen zu Klagenfurt von dieser Reformation halten: ohne Zweifel wird ihr Urtheil auch auf Ketzerey hinaus laufen. Ich erwarte ihre Antwort.

---

## 14.

### Herr Abbate Gilii in Rom an Msr. Rigoley de Iuvigny, Parlamentsrath in Paris.

Signor Amico!

In der vorigen Woche schrieb mir einer aus der Suite des aus den Niederlanden weggejagten päbstlichen Nuntius, und ich las in dem Briefe eine sehr unangenehme Nachricht. Sanque di quio, maledetto tedesco! fluchte ich, und mein Zorn wuchs bis zur Raserey. Seit jenem Briefe hatte ich jezt zwey Stilets zu mir gesteckt, um alle verfluchten Teutschen, welche mir begegnen, aus der

Welt zu schaffen. Ich will mit dieser bösen Nation keine Gemeinschaft mehr pflegen; daher ersuche ich Sie, die teutschen Werke in den französischen Journalen recht tief herabsetzen zu lassen; welches um so leichter geschehen kann, weil ich zuvor weis, daß die Franzosen die Werke der Teutschen nur über die Schulter und en pas ansehen. Jezt will ich Ihnen auch die Ursache sagen, was mich so sehr erbittert hat. Ich hatte ein Werk drucken lassen, betittelt: Delineazione dei generi naturali divisi in VI. Classi; wovon der erste Band im Publikum zirkuliret. Diese Arbeit kostet mich entsezliche Mühe und Geld, welches ich aber alles nicht achte, weil ich dadurch der Beherrscherin der Welt, ich verstehe die Stadt Rom, ein ewiges Denkmal der heutigen Aufklärung und des feinen Geschmackes errichten will. Nun hat mir aber mein Freund und Korrespondent aus Teutschland berichtet, daß der erste Band meines Werkes von den teutschen Rezensenten erbärmlich sey mitgenommen worden: die Göttingsche Rezension hat sich sogar den Ausdruck erlaubt, daß lange Zeit in der Naturgeschichte nichts seichter und steriler (und das will viel sagen) als mein Werk geschrieben worden sey. Maledetto! das ist zum Rasendwerden, und die Stadt Rom, die Mutter aller Künste, kann diese Beschimpfung nicht länger mehr aushalten. Ich muß zwar gestehen, daß die hundert Kupfer unbeschreiblich elend sind, wie sich der Herr Rezensent ausdrückte, und daß die

Ochsen, Kühe u. s. f. auf eine so monströse Art entstellet sind, daß die Pferde den Eseln gleich sehen, und viele Vögel gar nicht zu errathen seyn. Allein ein jeder Schüler wird dennoch daraus abnehmen können, daß es Thiere, und keine armen Seelen sind. Der Hr. Rezensent wußte aber nicht, daß sich unsere Kupferstecher mit den Zeichnungen der Thiere wenig abgeben, und daß sie die Hände voll zu thun haben, um alle neuen Mirakel der Heiligen, an deren Seligsprechung jezt so eifrig gearbeitet wird, in schönen Kupferstichen der Welt vor die Augen stellen. Die Londner und Berliner Kupferstecher haben freilich nichts anders zu thun, als Thiere, Pflanzen, und Perspektive zu zeichnen, weil sie von den Mirakeln und neuen Heiligen nichts wissen: man lasse sie aber Teufelaustreibungen, Hexen, Gespenster, und arme Seelen zeichnen, und ich wette tausend Dukaten, daß sie von unseren Kupferstechern an der Erfindung weit übertroffen werden. Zudem was schaden denn schlechte Kupfer? Es ist genug, wenn die Schüler die Eintheilung in Klassen und die Benennungen wissen: und man wird wohl das Studium der Naturgeschichte nicht über das theologische Studium erheben wollen. Ich habe nur gezeigt, was wir Römer in den Wissenschaften alles leisten könnten, wenn wir ernstlich wollten: ich war aber nicht Willens, zu zeigen, was wir in der Naturgeschichte schon ernstlich geleistet hatten. Dieses ist ein großer Unterschied, denke ich, und die Rezensenten sollten wohl gegen einen Schriftsteller, der in

der Pabstenstadt wohnet, Respekt tragen. Lassen Sie sich also meine obige Bitte bestens empfohlen seyn; indem ich Ihnen dießfalls meine Gegendienste als eine Belohnung anerbiethe. Leben Sie wohl.

---

## 15.

## Der Parlamentsrath Rigoley de Iuvigny, an den Abbate Gilii.

Monsieur

Ich wurde von den Teutschen eben so, wie Sie, mißhandelt. Ich schrieb: De la Decadence les lettres et des moeurs, und eignete es unserem Könige zu. Aber die teutschen Rezensenten haben auf nichts Rücksicht: sie peitschen die Schriftsteller ohne alle Gnade, und erfrechen sich, zu behaupten, daß ich fast anderthalb Alphabete gegen den Witz geschrieben habe. Foudre du Diable! das ist wahrlich zu arg; käme mir als Parlamentsrath so ein Rezensent unter die Hände, ich würde nicht ruhen, bis derselbe geradbrecht würde: wenigstens müßte er auf ewig zur Galeere verdammt werden. Was liegt wohl daran, daß ich den d'Alembert einen Affen genannt hatte? und hätte ich Voltaire'n als einen Philosophen ausrufen sollen, der er doch niemals war? Ich hatte die äußerst seltene Entdeck=

ung gemacht, und das jezige Sittenverderbniß in den englischen Gärten und Luftbällen — gefunden. Und dennoch wollen mich die Rezensenten darüber belachen, da ich doch etwas zu Papier brachte, das vor mir noch kein Schriftsteller gesagt hatte. Es ist immer meine Sache, nur solche Dinge zu behaupten, die keiner anderen Seele in den Kopf kommen daher bin im Stande, auf jedem Blatte etwas ungewöhnlich Neues zu sagen. Ich behauptete also in meiner Schrift, daß die aufgehobene Gesellschaft Jesu **eine Hauptstütze der Erziehung und der Wissenschaften** gewesen sey: und daß Europa bey der Erlöschung derselben alles Gute und Schöne verlohren habe. Ich habe auch die triftigsten Ursachen auf meiner Behauptung zu verharren: denn so lange man den Jesuitenorden defendiret, so lange hat man sich auch nicht zu befürchten, daß man durch irgend eine Kabale gestürzt oder unterdrücket werde: und ich kann die Worte, welche mir schon vor dreißig Jahren ein berühmter und großer Mann in den Mund legte, ewig nicht vergessen. Dieser sagte im Vertrauen zu mir: wer sich die Jesuiten zu Feinden machet, der soll alsogleich aus der Welt gehen, denn er wird in Ewigkeit den Kabalen und Verfolgungen nicht entwischen können; wer sich aber und seine Familie glücklich sehen, und ohne Furcht vor den heimlichen Kabalen leben will, der halte es mit den Jesuiten. — Ich wäre also ein Narr, wenn ich nicht zur Fahne nigos schwören

wollte; und, dank dem heiligen Ignaz, daß er mich beständig vor aller Verfolgung und Unterdrückung bewahret. Lassen Sie also meine Rechtfertigung in irgend einem italiänischen Journale abdrucken, denn diese sind meines Wissens noch die einzigen Schriften, welche den Voltaire verdammen, und die Jesuiten bis an die Sterne erheben. Die guten Herren verdienen es auch; denn vielleicht wäre ich das, was ich jezt bin, nicht geworden, wenn ich keine Jesuiten-Schulen besuchet hätte. Die Rezensenten mögen ewig schreyen, daß ich gegen den Witz schreibe; aber warum soll ich mich nach der Meinung solcher Leute richten, die mich weder bezahlen, noch von welchen ich etwas zu hoffen habe. Giebt es doch in Teutschland selbst Schriftsteller genug, welche die Jesuiten in jeder Zeile vertheidigen, und den Nutzen ihrer Schulen himmelhoch rühmen: ich bin versichert, daß alle jene Autoren, die es mit mir halten, gewiß nicht Ursache haben, erst auf das magere Honorar der Buchhändler zu warten. Sie verstehen mich; und hiemit empfehle ich mich, mit dem Versprechen, daß ihre Vertheidigung nächstens, wonicht in einem französischen Journale, doch wenigstens in einer Schrift erscheinen werde, welche unter der Direktion der Jesuiten geschrieben wird.

---

16.

## 16.

### Der Bischof von Ventimiglia an den Dominikaner Prior, Thomas Aquinas Jost.

Lieber Herr Ordenskollega!

Unter allen Ordensbrüdern schätze ich Sie am meisten, weil ihr Religionseifer und ihre Denkungsart mit der meinigen übereinstimmet. Ich hoffe, daß Sie noch das **Projekt, die Inquisition in Baiern einzuführen**, nicht aufgegeben haben; und ich wünsche, daß Sie ihr Vorhaben ja recht bald durchsetzen möchten, zumal jezt in ihrem Kreise die beste Gelegenheit vor der Thüre ist, und die hochwürdige sowohl Mönchs, als Jesuitengeistlichkeit samt ihren Gönnern das Ruder in den Händen haben. Wenn Sie es zu Stande bringen, so lasse ich Ihnen in meinem Kirchsprengel eine Ehrensäule errichten, und die Verewigung ihres Namens soll das wichtigste Geschäft meines Hirtenamtes seyn. Ich weis zwar, daß man in Teutschland ganz andere Maaßregeln die Freygeister und Freymäurer auszurotten ergreifen müsse; nämlich durch heimliche Kabalen und verborgene Verläumdungen. Allein ich bin versichert, daß es die Mönche hierin eben so weit noch bringen werden, als wie weit unsere Ordensbrüder in Spanien und Portugal mit ihren Schei-

terhaufen und Galgen gekommen sind: denn es ist doch nichts leichters, als zu verläumden und Kabalen zu schmieden, besonders bey Männern, welche sonst nichts zu thun haben, als ihr Breviar zu beten, und von keiner Gattin gestöhret, noch von ihren Kindern zum Mitleiden bewogen werden. Da Sie also vermuthlich gegen die Ketzer sich der nämlichen Waffen bedienen müssen, so fahren Sie muthig und eifrig in ihrem heiligen Berufe fort: und wenn Sie sich besonders in der Verfolgung der Freymäurer auffallend thätig bezeigen, so garantire ich Ihnen meine priesterliche und bischöfliche Ehre dafür, daß es gar nicht lange anstehen werde, bis Sie der römische Stuhl auf irgend einen bischöflichen Sitz in Italien, oder zu Athen, oder zu Damiat, oder zu Tripolis, oder in Algier erheben wird. Nehmen Sie sich das Beyspiel von mir selbst, der ich einst weiter nichts als ein elender Dominikaner war, und der ich nun meinen bischöflichen Sitz dem erlanchten Rom zu verdanken habe, in welcher Stadt kein einziges Verdienst mißkannt wird, welches auf die Vergrößerung des päbstlichen Ansehens und Schröckens einigen Bezug hat. Im Anfange war auch ich ein sogenannter duldsamer, sanfter, und mitleidiger Mensch; ich sah aber gleich, daß dieses nichts eintrug: ich ergrif also die fürchterliche Geisel, womit die Freygeister und Freymäurer gepeitschet werden, ich schlug ohne Schonung und Erbarmung Links und Rechts um mich herum, und so hatte ich mich durch die Ketzerhaufen bis auf meinen Thron gleichsam

durchgeraufet, wo ich jezt ruhig sitze, und ungestöhrt meine Lakrima Christi trinke. Ich mache Ihnen diese schmeichelhafte Hofnung, ein Bißthum zu erlangen, nicht umsonst: denn ich überschicke Ihnen mit diesem Briefe ein Exkommunikazions-Mandat, welches ich Sie überall recht bekannt zu machen, und schärfest zu exequiren bitte. Es wird Ihnen bekannt seyn, daß der Pater Peter Paul **Baccini** den frommen Priester Franziskus **Orengo**, meinen einzigen Liebling und Augapfel, schimpflich geprügelt habe: da ich nun den Bösewicht **Baccini** exkommuniziret, und dieses durch ein Mandat in der gewöhnlichen Form aller Orte angeschlagen habe, so könnte sichs leicht fügen, daß der Schurke, dem in Italien die Luft zu athmen verboten wurde, nach Teutschland gieng, um dort Schutz und freye Luft zu suchen. Allein der Kerl soll auf offener Strasse krepiren; daher bitte ich Sie, denselben, im Fall er nach Teutschland käme, ärger als einen wüthenden Hund zu verabscheuen, und ihn bis auf den Tod zu verfolgen. Denn der **Baccini** ist ein Bösewicht, der sogar die Wunderwerke des heiligen Antonius nicht glaubet, und sich dadurch selbst zum Ketzer gemacht hat. Aber ich wußte ihn auch gleich in die Falle zu bringen, ich veranstaltete, **daß er zur nämlichen Zeit an zweyen verschiedenen Orten** *ad audiendum* **vorgefodert wurde.** Nun konnte er natürlicher Weise, und wie wir aus der Logik des heiligen Thomas wissen, nicht an zweyen verschiedenen Orten

zugleich gegenwärtig seyn, quia simul adesse et simul abesse implicat. Es mußte daher in contumaciam de non comparendo gesprochen werden: und wegen diesen und mehreren ähnlichen Verbrechen ließ ich folgendes Mandat öffentlich anschlagen:

„Br. Dominikus Maria Calvicini vom Orden „der Prediger, von Gottes und des heiligen Apostolischen Stuhls Gnaden Bischof zu Ventimiglia. „Unter obhabender Autorität wird hiemit der Vor„steher von Castel Franco, Pater Paul Baccini, „und zwar nach der höheren Exkommunikation, so „dem heiligen Vater vorbehalten ist, von der bür„gerlichen Gemeinschaft, von der Versammlung der „Gläubigen, von der Theilnehmung an den heiligen „Sakramenten, von dem Gebete der Kirche, und im „Todesfall auch von kirchlicher Begräbniß ausge„schlossen: das alles, weil er aus teuflischem Antrieb „den Priester D. Franziskus Orengo, aus eben dem „obbemeldten Castel Franco mit öffentlicher Beschim„pfung geschlagen hat: und damit er von allen ge„flohen, und vermieden werde, wie Wir denn hie„mit befehlen, daß man ihn fliehe, und vermeide, „so haben wir gegenwärtiges Mandat anheften und „bekannt machen lassen; und sonach wird selbiger so „lange exkommunizirt bleiben, als ihn der heilige „apostolische Stuhl nicht freygesprochen hat. Vor„dighera, den 29sten Jänner 1786." Sie sehen hieraus, daß ich den Kerl mit Zuziehung des römischen Hofes zu Tode quäle; ich habe aber auch Ur-

sache hierzu; der Pursche machte mir, als ich noch ein leidiger Dominikaner war, keinen kleinen Verdruß, welche Geschichte ich wegen priesterlichen Züchten mit mir ins Grab nehmen muß. Sie wissen selbst, was es in den Klöstern oft für Frauenzimmer-Händel giebt, und daß die priesterliche Eifersucht manchmal in blutige Scharmützel ausbricht: und ich zweifle gar nicht, daß es in ihrem Kloster um kein Haar besser gehen werde, als in allen übrigen Klöstern. Daher ersuche ich Sie mir an dem Baccini meine Rache ausüben zu helfen, und ihn noch unbarmherziger zu verfolgen, als obiges Mandat lautet: denn vor dem Pöbel darf man sich doch nicht so ganz mit schwarzem Grolle hinstellen. Uebrigens werde ich mir alle Mühe geben, daß ihn der apostolische Stuhl viele Jahre lang nicht freysprechen wird, und stirbt der Pursche innerhalb dieser Zeit, so ist er ohnehin verdammt, das ihm auch gebühret. Verkündigen Sie also ihren Ordensbrüdern diese Exkommunikation, damit nichts versäumet werde, was zur Verherrlichung des apostolischen Stuhles und der Ehre Gottes abzielet. Ich ertheile Ihnen den bischöflichen Seegen in aller jener Kraft und Herrlichkeit, gleichwie ich immediate von Jesus Christus die Iurisdiction sowohl in spiritualibus als temporalibus, über Leib und Seele ligandi atque solvendi super terram et in coelo erhalten habe.

**Nachschrift.** Nun möchte ich vor Fluchen zerbersten: geben Sie mir ihre Zunge, und alle lo-

sen Dominikaner-Zungen, damit ich mich satt fluchen könne. Teufel und Hölle will ich bewegen, um mich zu rächen; zünden Sie doch ihre Scheiterhaufen an. Alle Inquisitions- und Dominikaner-Scheiterhaufen sollen leben! und lichterlohe Flammen von sich speien. Die Regierung hat am 21sten Junius 1787. in der Republik Genua ein Dekret bekannt machen lassen, „daß alles was in dem Proceß des Paters Baccini vom bischöflichen Gerichte zu Ventimiglia gegen ihn verhandelt worden, als nichtig, mißbräuchlich, unregelmäßig, und unstatthaft, auch so alle übrigen Vorschritte angesehen werden sollen, wodurch der nichtige Urtheilsspruch des vorbesagten Bischofs zu Ventimiglia Vollstreckung erhalten hätte." Weil, heißt es weiter unten, laut einer Verordnung der höchstseligen Kaiserin Maria Theresia dergleichen Thorheiten jetziger Zeit nicht mehr geduldet werden mögen. — Dieser Ausdruck ist ärgerlich! Ich — ein Bischof sollte Thorheiten begehen können! Diese Lehre ist ketzerisch, sage ich Ihnen: Sie wissen doch, daß, wenn ich auf einem Konzilium erscheine, ich mich mit den Worten unterschreibe: ita visum est nobis est spiritui sancto — daß also der heilige Geist aus mir redet; und ich sollte Thorheiten begehen können! Ich schäume von Wuth über diese Beschimpfung. Ach! verflucht! eben sagt mir mein Kammerdiener, daß diese Geschichte schon in den Zeitungen stehe. Blasen Sie also in das Ketzerhorn; es muß ein Religionskrieg entstehen, und ganz Europa mit Flammen

verzehret werden. Ich fodere alle Inquisitoren zu diesem Kriege heraus, und ich hoffe, daß auch Sie mit einer zahlreichen Mannschaft ins Feld ziehen werden. Laden Sie auch die Franziskaner zu diesem Zug ein; diese Herren schlagen mit ihren Kalipodien grausamer um sich, als die Ritter im Faustrechte: auch Kapuziner und Karmeliten werben Sie an: diese Leute besitzen die Kunst, wie Drachen, mit ihrem Hauche die Luft zu vergiften. Wir siegen ungezweifelt, und ich werde selbst das Haupttreffen kommandiren. Leben Sie wohl, und rüsten Sie sich.

---

## 17.

## Flamminius Cephal an einen baierschen Landpfarrer.

Mit diesem Briefe erhalten Sie zugleich ein gedrucktes Exemplar von meinen gelehrten Arbeiten, woraus Sie abnehmen werden, daß unsere Herzen und Seelen gleich gestimmet, und mit gleichen himmlischen Erleuchtungen angeflammet sind. Ich erinnere mich gar wohl, daß Sie im Jahre 1783 in ihrem überausgelehrten Werke die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen mit vieler Standhaftigkeit vertheidiget hatten. Ihr Ruhm, den Sie sich dadurch erworben haben, wird unsterblich bleiben, und

Sie haben für die katholische Kirche weit mehr gethan, als der Theolog, Iacobus Gretserus genannt, von dem die Jesuiten mehr Rühmens machen, als der ganze Quark werth ist. Obschon dieser ganze XVII. dicke und große Folio-Bände zusammen geschrieben hat, und obschon Sie nur auf vier kleine Oktav-Bogen gekommen sind, so ist doch zwischen Ihnen und dem Jesuit Jakob Gretserus ein himmelweiter Unterschied. Denn erstens haben Sie mit ihrer kleinen Schrift nicht so viel Papier verdorben, als jener mit seinen 17 Folianten; und zweitens hatten Sie dem Buchhandel eine ganz andere Gestalt gegeben, als der Jesuite. Der erste Unterschied fällt von sich selbst in die Augen; den zwoten aber will ich mit wenigen Worten erklären. Gretserus, dessen Opera theologica die beyden Handelsfreunde, Beez und Bader zu Regensburg im Jahre 1737 in Verlag nahmen, hatte mit seinen 17 Folianten eine der berühmtesten teutschen Handlungen — Banquerot gemacht: Sie aber, wenn Sie eben so, wie Gretserus, 17. Folianten geschrieben hätten, würden ihren Verleger zum reichsten Manne von Europa gemacht haben. „Denn anstatt daß Sie von ihrem Verleger zu München ein Honorar foderten, hatten Sie demselben vielmehr die Druckkosten, 5 fl. per Bogen, baar voraus bezahlet, und ihn obendrein für seine Mühe mit einem Douceur überhäuft, als sich ihr Verleger Dero gelehrten und hellglänzenden Namen — vorandrucken zu lassen anheischig machte. Ich getraue mir

zu wetten, daß unter all jenen 300 Buchhändlern, welche zu Leipzig jährlich zusammen kommen, nicht ein einziger ist, der mit einem so rechtschaffenen Autor, als Sie sind, in Verbindung stehet: es beklagen sich vielmehr die Buchhändler, daß ihre Autoren mit den Manuskripten von Jahr zu Jahr theuerer werden; und eine Art des Kontraktes, wie der ihrige war, würde in Leipzigs Jahrbüchern ein ewiges Andenken erhalten. Allein an Authoren jener Art, wie Gretserus war, haben alle Buchhändler einen Ueberfluß: denn es werden zur jeden Messezeit beinahe ein paar Buchhandlungen banquerot, weil die Autoren eben so unnüzes Gezeugs, wie Gretserus, liefern. Und dennoch, theuerster Freund, ist ihr Name, ob derselbe schon für ihr theures Geld voran gedruckt ist, sehr wenig bekannt geworden: welches ich herzlich bedauere, und welcher Unfall gewiß nicht geschehen wäre, wenn Sie sich hinter die Jesuiten gesteckt hätten, die den schlechtesten Wisch, wenn dieser in ihren Kram tauget, überall mit Lobsprüchen anrühmen, und denselben auf den Kanzeln und in den Beichtstühlen ausposaunen. Nur beym Gretserus hatte es diesen naseweisen Herren mißlungen; denn so sehr sie seine theologischen Werke ausposaunten, anrühmten, und den Klosterbibliothekaren mit Gewalt aufgedrungen hatten, so konnten sie dennoch den Untergang der berühmten Buchhandlung zu Regensburg nicht verhindern. Und nun, damit ich näher zum Zwecke meines Briefes komme, so muß ich Ihnen

gestehen, daß ich ein Autor geworden bin, und zwar unter dem Titel: *Flamminii Cephalii etc. Vindiciae Coelibatus Ecclesiarum Occidentis contra nuperos quosdam scriptores. Augustae Vindelicorum, Sumptibus Nicolai Doll*, 1787. 8. *maj.* auf 256 Seiten. Die Verlagskosten habe ich zwar nicht gezahlt, wie Sie, denn ich erhielt vielmehr ein Honorar, wie sichs von einem Augsburger Buchhändler hoffen ließ, und womit ich zufrieden war. Mein Honorar bestand nämlich in einem großen Balle verschiedener Druckschriften, als Theologischer, Kanonistischer und Prediger-Bücher, wie auch besonders in einer Menge gedruckter Kontroverspredigten des berühmten Pater Neumayers: und so wird meine Bibliothek mit einemmale an vortreflichen Werken ungemein bereichert. Diese Art von Honorar ist zu Augsburg jezt überall Mode, und auch sehr löblich; denn hiedurch erhalten die Autoren neue Bücher, das heißt, Bücher, welche zwar schon vor dreißig Jahren gedruckt aber doch noch nicht in den Händen der Autoren sind, und folglich erhalten Sie auch neuen Stoff, aus diesen Büchern wieder frische Waare zusammen zu schreiben. Daher kömmt es, daß sich die Augsburger Verlagsartikel vor allen teutschen Handlungen auszeichnen, und selbst der im Buchhandel gewiß tiefgegründete Herr Nikolai zu Berlin wird die Ursach kaum entdecken können, warum zu Augsburg das ewige Einerley von Predigten, Gebetbüchern, Theologen, und Mirakelschriften unverdringlich haftet, wie auf den Stammhäu-

sern der adelichen Familien die Ochsenköpfe, die Fuchsschwänze, die Blutigel, die Schaafköpfe, und Eselsköpfe u. s. f. in den Wapen für ewige Zeiten unauslöschlich bleiben. — — Ich darf wohl behaupten, daß nach zwey Jahrhunderten die nämlichen theologischen Artikel und die geistliche Krämerey eben so, wie heut, noch kursiren werden, und daß man sich hieran sobald nicht satt schreiben werde, so lange die Neumayers, die Merze, die Zeiler, u. s. f. als muthige Anführer der theologischen Klopffechterey die Autoren aneifern werden. Dafür aber hoffe ich auch, daß der liebe Gott die Stadt segnen werde, und ich getraue meinen Kopf daran zu setzen, daß an allen Ketzereyen, die nach tausend Jahren entstehen möchten, Augsburg keine Schuld daran trage. Und nun wieder zu meinem Zwecke. Das Titelkupfer meines Buches stellet eine Menge nakter Engelein vor, welche beym göttlichen Lamme umher knien, mit dem Motto: neque nubent, neque nubentur; ſederunt ſicut angeli Dei in coelo. Und hieraus kann ein jeder Leser, wenn er auch nicht lateinisch verstehet, mit einem Blick abnehmen, was in meinem Buche stehet. Ich gieng wahrlich in meiner Schrift recht weit, und ich stieg in meiner Theologie höher als ein Gemse-Jäger: denn ich behauptete, daß alle diejenigen, welchen der Cölibat ein Spies in den Augen ist, ipſo facto, wie Luther, Calvin, Wicleff, u. s. f. exkommunizirt seyen, weil die Kirche, unsere alleinseligmachende Mutter, in diesen Ketzern auch die Cölibatsketzerey

bestrafet hat. Aber, Freund! wie michs herzlich freute, als ich diesen Satz niederschrieb. Ha! dachte ich, hierunter sind auch die Domherren, die Prälaten, die Ordensgenerale, die Kardinäle, die Episcopi in partibus, die päbstlichen Nunzien, Reichsprälaten, alle Landpfarrer, Dechanten, Abtissinnen sogar und junge Nonnen, und manchmal auch der h. Vater Pabst verstanden; denn so viel ich theils aus der Geschichte und theils aus meinen Beobachtungen erfahren habe, so kann man in allen geistlichen Klassen eine unzählige Menge der Cölibatsbrüchigen antreffen. Ich selbst war vor Zeiten in diesem Punkt ein bischen exkommuniziret; allein mit den Jahren wird man gescheiter. Es ist freylich hart, wenn unser einer vom Fleischteufel so geplaget wird, daß man ganze Wochen herumgehen muß, wie die Hirsche im Septembermonat: ich hatte einmal die Beicht einer Nonne gehöret, und da stand mir alles zu Berge, weil ich Sachen hörte, woran ich niemals dachte. Man erlaubt sich freylich die Woche ein paar Male ein kleines Seitensprüngchen, welches auch der liebe Herre Gott gerne verzeihet, wenn man nur nicht gar zu weit springt, wie die Landpfarrer, Prälaten, und geistlichen Räthe: von diesen Narren kommen zuletzt eine Menge Kindlein zum Vorschein, das sich mit dem Motto meines Buches gar nicht zusammen reimet. Der geistliche Stand hat sich wahrlich seit drey Jahrhunderten um kein Haar gebessert; neulich erschien ein im Regensburger Kirchsprengel um die Zeiten Luthers

abgefaßtes Protokoll, und da lieset man eine Menge katholischer Pfarrer, welche entweder ihren Köchinnen das Heurathen versprochen haben, oder welche diesem heiligen Sakramente gar schon mit 3 oder 4 Kindlein zuvorgekommen sind. Beynahe in jeder Zeile lieset man ein oder zwey Kindlein, und es ist zu verwundern, daß man ein so ärgerliches Protokoll zum Druck befördert hat. Allein wenn man die Protokolle des jezigen Jahrhunderts wollte drucken lassen, so wäre wohl möglich, daß noch mehrere Pfarrerkindlein zum Vorschein kommen würden. Dieses alles thut aber nichts zur Sache; wir Priester müssen standhaft den Cölibat vertheidigen, damit uns das Volk wie die Engelein ehret. Haben wir aber die Weiber im Bette, so läßt sichs der dümmste Bauer nicht einmal weiß machen, daß die Priester den Englein gleich sind. Nehmen Sie vorlieb mit diesem langen Briefe: so schöne Briefe, wie dieser ist, gerathen mir selten, weil ich kein Liebhaber vom Briefschreiben bin. Leben Sie wohl.

---

## 18.

## Der Thorsteher des päbstlichen Nunzius zu Wien an den Thorsteher des päbstlichen Nunzius zu München.

Ich hoffe, Herr Bruder, daß es dir besser gehet, als mir; meine schmale Pension will gar nicht hin-

reichen, und mit dem geistlichen Verdienst ist es zur heutigen Zeit ein Pfifferling. Vor Zeiten konnte ich täglich ein gutes Glas Wein trinken, ohne der delikaten Speisen zu denken, deren ich einen Ueberfluß in meiner Küche hatte: und jezt muß ich elendiges Luftbier trinken. Du weist, daß ich als Thorsteher vor dem Pallaste der päbstlichen Nunziatur über alle Wienermägen zu befehlen hatte; ein Amt, das mir Ansehen und Geld verschaffte: denn die ganze Fastendispensation war in meiner Gewalt. Ich hatte auf meinem Thorsteher-Stübchen die gedruckten und gesiegelten Fastendispensationen zu Tausenden in Bereitschaft liegen: die Taxe für ein solches Zettelchen waren zwey Siebzehnerstücke. Und die Wiener holten diese Dispensationen bis auf die jetzigen Zeiten haufenweise; welcher Gewinst einen Theil meiner Besoldung ausmachte, und das übrige als ein kleines Spielgeld meines Herrn Prinzipals bestimmet war *). Ja, Bruder, da war ich ein anderer Kerl; oft sagte ich im Bette zu meinem Weibe: sieh! Schätzchen, was für einen kostbaren Mann du in deinen Armen hast! Von mir alleine hängt es ab, ob die 200,000 Wiener Fleisch essen, oder Fastenspeis genießen sollen: die Gewalt zu binden und zu lösen liegt in meinem Thorsteher-Stübchen; ich habe den heiligen Geist hier zu Wien eben so gut in meiner Hand, als ihn der Pabst zu Rom zu haben vorgiebt. Betrachte mich, liebes Weibchen! ich habe durch die Fastendispensations-

*) Man lese die Skizze von Wien, drittes Heft.

Zettel die päbstlichen Gerechtsamen in meiner Macht, der heilige Geist wirket durch mich auf die Wiener, und es ist gerade eben so viel, als wenn der Pabst lebendig bey dir schläft. — Nun sollst du gesehen haben, Bruderl, wie mein Weib vor Stolz keiner Fürstin etwas nachgab: und sie hatte ganz recht; denn die Fürstenfrauen können sich gewiß keines solchen geistlichen Vorzuges rühmen, wie mein Weib. Und da war es oft eine liebe Lust, wenn sich z. B. mein Weibchen mit ihrer Nachbarin gezanket, oder wenn mir die Wirthe einen verdorbenen Wein eingeschenket hatten: wartet nur, sagte ich zu mir, sobald die Fasten kömmt, will ichs euch wieder vergelten: und so hatte ich einmal einem losen Wirthe den Dispenszettel abgeschlagen, so sehr er mich mit einem großen Thaler auf der Hand darum gebeten hatte. Herr! sagte ich, das ist Revange für ihren sauren Wein, Sie erhalten von mir keinen Zettel, wenn Sie mich auch auf den Knien bitten würden. Mit solcher Strenge hatte ich meine Gewalt zu binden und zu lösen ausgeübet. Am besten kamen bey mir, so wie überall und selbst zu Rom, die jungen Mädchen durch: ich hatte diesen Geschöpfen nie einen Zettel versaget, aber dabey hatte ich die Taxe ein bischen erhöhet; denn sie mußten mir über die zwey Siebzehnerstücke noch ein halb Dutzend Mäulchen geben. O, Bruder! hätte dieses mein Prinzipal gewußt, ich wette, derselbe hätte den Handel für sich alleine behalten, und vielleicht gar ein Mäulchenmonopol daraus ge-

macht. Aber großen Herren muß man Nasen drehen, dieses habe ich gar oft in den Laquay-Zimmern gehört, und aus dieser Ursache behielt ich die Mäulchen-Taxe für mich alleine. Gab ich aber zuweilen einem Mädchen den Dispenszettel gar umsonst, so kannst du dir wohl einbilden, daß mir ein solches Mädchen mehr, als ein halb Dutzend Mäulchen zurückgeben mußte. Gelehrten ist gut zu predigen, heißt das Sprichwort, und ich hoffe, daß du mich werdest verstanden haben. Aber da kam einmal mein Weibchen dazu, als ich eben den Zettel einem Mädchen umsonst gegeben hatte: nun da mußte ich ihr loses Maul stopfen. Zum Glück hatte ich ein bischen Latein gelernet, und ich erklärte ihr hurtig den römischen Kanzley-Text: Deo et Sanctis omnia gratis. Spiritus ſanctus gratis dabitur, hatte ich einmal geleſen. Also stand es bey mir, was für eine Taxe ich auf den Zettel schreiben wollte. Du siehst also, welche Vortheile mir die Fastendispensen getragen hatten. Und nun ist durch die schädliche Reform mein ganzes Handwerk niedergelegt worden. Es hatten zwar die Wiener selbst sowohl vom Bürger- als Adelsstande darüber gespottet, daß sie ihre Dispensation von einem Thorsteher, oder in meiner Abwesenheit von dem Kutscher erhalten mußten: allein Kirchengebot blieb Kirchengebot, und ohne meinen Zettel durften sie kein Fleisch essen. Jezt aber ist alles zum Teufel! man isset das Fleisch, ohne an den Pabste, oder

an mich mehr zu denken! Die Metzger lachen laut über meinen Sturz, denn diese waren, als ich meine Dispens-Gerechtsamen ausübte, mir einigermaßen für die Gewerbs-Vortheile verbunden, die ihnen durch mich zugeflossen sind. Hingegen aber waren die Fischhändler meine ärgeste Feinde: denn mein geistliches Zettelgewerbe hatte das Fischerhandwerk beynahe verdorben. So sehr konnte ich die Bürgerschaft in Kontribution erhalten. Nun denket keine Seele mehr an meine Zettel, und ich habe wohl noch gegen 50,000 derselben gesiegelt und gestempelt öde in meinem Schrank liegen. Sogar die Mäuse haben schon einige davon verzehrt, und, so zu sagen, den Gnadenschatz des päbstlichen Stuhles zur Hälfte gefressen. Ich weis dieselben wahrlich nicht anders an den Mann zu bringen, als daß ich den ganzen heiligen Rest gegen sehr leidentliche Bedingnisse dir überlasse. Wie du mir geschrieben, so bist du in der nämlichen Aktivität, wie ich war. Es wäre also mein brüderlicher Rath, daß du dir die Gelegenheit solltest zu Nutzen machen, und dich bey diesen günstigen Umständen der Vortheile bedienen, welche mir so großen Nutzen gewähreten. Zeit und Umstände ändern sich; du hast das Beyspiel des päbstlichen Nunzius in den Niederlanden vor Augen. Also hurtig zur Sache. Ich überlasse dir meinen ganzen Dispensations-Vorrath Stück für Stück zu 1 Patzen, oder 4 Kreutzer: und kannst gar leicht ein jedes Stück für einen Zwanziger an

den Mann bringen. Welche herrliche Aussicht! so wäre mir und dir geholfen. Wir wären Narren, wenn wir so fette Vortheile von den Mäusen zernagen ließen. Mit dem nächsten Postwagen sollst du eine Parthie von mir empfangen. Zum Glücke ist hier keine Mauttaxe auf Ausfuhr dieser Waare gesetzt: nur die Ausfuhr der Papier-Lumpen ist schärfest verboten, und die Dispensations-Lumpen stehen mit jenen in gar keinem Verhältnisse. Hieraus kannst du schliessen, wie unvollkommen unsere Mautregie noch ist, da man nicht einmal von den Römern gelernt hat, wie erträglich der Artikel der Dispensations-Lumpen sey. Hierüber müssen wir verschwiegen seyn, damit uns kein neues Verbot in den Weg gelegt werde. Ich wünsche dir also einen guten Absatz, und verbleibe dein Bruder.

Nachschrift. Von meinem Weibe alles Zärtliche. Sie läßt dir sagen, du sollst ohne Bedenken auf dieses Gewerbe heurathen: denn es ist kein besserer Handel in der Welt, als der geistliche Handel. Die Holländer wären mit ihren Häringen und Stockfischen bey weitem nicht so reich geworden, wenn sie nicht ihre Stockfische als eine geistliche und kirchenzüchtliche Waare verdebitiret hätten.

## 19.

## Herr Strobel in München an einen Autor.

In der Nürnberger gelehrten Zeitung vom 17ten Jul. 1787. heißt es: „Strobel in München druckte von Steinbarts System der reinen Philosophie oder Glückseligkeitslehre des Christenthums die zwote, sehr vermehrte Ausgabe von 1780 im Jahr 1785 so betrügerisch nach, daß er auf den Tittel setzte: Dritte sehr vermehrte Ausgabe. Züllichau im Waisenhaus und Frommann — gleich als ob es eine vom Verfasser und rechtmäßigen Verleger besorgte bessere Ausgabe wäre, ohngeachtet in diesem Nachdruck die ganze erhebliche Anrede ans Publikum weggelassen worden ist, und die Fehler der zwoten Ausgabe stehen geblieben sind." — Nun weis ich nicht woaus; denn erst 1786 ist wirklich die dritte Auflage von Steinbarts Philosophie zu Züllichau erschienen. Ich überlasse alles Ihrer Einsicht meinen Betrug und Lüge zu verbergen. Schreiben Sie also recht derbe gegen diese Zeitung, die mich ohnehin alljährlich ein paarmale zu brandmarken beliebt. Defendiren Sie mich aus allen Kräften, denn das Wort betrügerisch kann ich nicht auf mir liegen lassen. Machen Sie mich zum ehrlichen Manne wieder, wiederhole ich noch-

mal, und Sie sollen kein geringes Honorar empfangen. Ich kann Ihnen zwar keine Gegengründe in die Feder diktiren, denn ich weis keine, und habe auch nicht Zeit dazu: aber auf die Nürnbergische Zeitung müssen Sie mit force losbrechen. Mit Schonung, denke ich, werden Sie wenig ausrichten: eine Portion Grobheit kann eher seine Wirkung thun. Nehmen Sie die Klagode eines Baiers, woran die beiden berühmten Professoren, **Frölich** und **Trauner** gearbeitet haben, zum Maaßstabe; die Ode ist ein Muster von Grobheiten, und eine ergiebige Dosis, den Gegnern das Maul zu stopfen. Ich will durchaus Recht haben; und nach diesem Gesichtspunkt müssen Sie meine Rechtfertigung bearbeiten. Es ist verflucht, daß die Rezensenten mein Nachdruckerhandwerk immer tadeln wollen, welches ich ihnen noch hingehen ließ, wenn sie nicht erlaubten mein Unternehmen **betrügerisch** zu nennen. Ich konnte wohl vorsehen, daß Steinbarts Philosophie eine dritte Auflage erleben würde: daher hatte ich nicht unrecht, meinen Nachdruck als eine dritte Ausgabe zu verkaufen. Es war Spekulation, aber kein Betrug. Spitzen Sie ihre Feder nur recht scharf; denn ich bin es nicht gewohnt mich von den Rezensenten kritisiren zu lassen. Das übrige mündlich.

20.

## Schreiben eines alten Tyroler Pfarrers an seinen Kollegen.

Beyliegende saubere Theses aus dem Kirchenrechte, welche heuer in Steuermark öffentlich vertheidiget wurden, sind wieder ein Beweis, wie nahe wir an das Lutherthum gränzen. Ich bitte täglich den heiligen Andreas von Rin, und die heilige Notburga auf dem Eben um Abwendung dieses Uebels. In den Thesen heißt es: daß der Cölibat wider das Recht der Natur sey. Nun bin ich schon über 70 Jahre alt, und ich habe nie eine so ärgerliche Lehre gehört. Ich verlange nicht zu heurathen, das weis der liebe Gott; und meine Köchin, die auch schon 50 Jahre hat, wünschet es auch nicht. Der Cölibat ist gewiß ein schöner Stand, das behaupten alle Theologen: und wenn auch hie und da einem Pfarrer aus Unvorsichtigkeit ein Kindlein über den Hals kömmt, so wird er dennoch den ledigen Stand dem verehelighten vorziehen. Meine Köchin hat es schon tausendmal bereuet, daß sie sich hat übertölpeln lassen: dafür aber rieth ich ihr, daß sie sich soll in die Gürtel-Brüderschaft einschreiben lassen, und seit dieser Zeit ist sie vor allen dergleichen Unfällen bewahret geblieben. Allein ärgern Sie sich nicht zu sehr über diese Theses,

denn es bleibt alles beym Alten. Wenn schon in Steuermark der Cölibat als eine Sache gegen das Recht der Natur verschrien wird, so wird dennoch zu Wien derjenige Geistliche, welcher sich untersteht, um die Eheerlaubniß einzukommen, als ein Tollsinniger ins Narrenhaus gesperrt! So las ichs in den Zeitungen: und hieraus schliesse ich, daß nichts zusammen geht. Daher bleibt es eine alte Regel, daß, wo nichts zusammen gehet, auch nichts zu Stande kömmt. Nach zehen Jahren sind wir auf dem nämlichen Fuß, wie wir vor 20 Jahren waren, und ich wünsche Ihnen eine recht gute Gesundheit, die Erfüllung meines prophetischen Geistes zu erleben.

---

21.

## Schreiben eines Kloster-Priors in Oesterreich an seinen Freund.

Gott lob! die Zeiten der Verfolgung der Ordensgeistlichkeit sind vorbey! Gestern las ich in der Zeitung folgendes: „Der Monarch ist nun von Aufhebung der Prälaturen und Abteien ganz abgestanden. Die Kommendatar-Aebte sollen ebenfalls wieder aufgehoben, und die Güterverwaltung den Prälaturen überlassen werden.“ Mit Thränen im Auge küßte ich freudig diesen Zeitungsartikel, und

ich ließ mir den besten Wein auftischen, der in unserem Klosterkeller zu finden war. Dieser ist schon der 69ste Brief, den ich an alle meine Bekannten schreibe, um diese tröstende Nachricht wie laufendes Feuer zu verbreiten. Es war ein ungezweifeltes Mirakel, daß die großen Köpfe wieder an ihren vorigen Platz sind gerücket worden: und so hoffen wir die Feiertage, die Brüderschaften, die Kreutzgänge, die Lukaszettel, und alles wieder zurücke, was vorher die windemachenden Aufklärer als ein tolles Gezeug und bigottische Waare verschrien hatten. Ohne Zweifel haben dieses Wunder die heiligen Ordensstifter wieder erbeten, welche schon lange dem Gottvater auf den Knien nachgekrochen sind, um ihn zu bewegen, wieder einmal in die Mönchs-Sache darein zu zechen. Ich werde dieses in einer Predigt vorbringen: denn ich vermuthe, daß irgendwo eine Stimme vom Himmel sey gehört worden, welche die Aufhebung der Prälaturen mißrathen hat. Ich warte alle Nächte auf eine Erscheinung; denn es ist billig, daß auch den Ordenssöhnen diese freudige Zeitung durch eine Himmelsstimme verkündiget werde. Man sagt freilich im Sprichwort, daß die Zeitungen lügen: aber diesmal lügen sie nicht, ich schwöre darauf; und ich halte jezt alles auf die Zeitungsblätter. Noch gestern Abends liëß ich diese Nachricht in unserem Refektorio über Tisch vorlesen: ich befahl, daß es gleich nach den gelesenen Bibeltexten geschehen soll: denn nach der Bibel ist eine Zeitung die vornehmste Schrift. Dabey hatte

ich aber auch innigste Herzenslust. In unserem Kloster befinden sich gegen zwölf junge Patres (Freygeister nenne ich diese in meinem Herzen) die immer heimlich nach der Aufhebung unsers Klosters geseufzet hatten, um das Joch des Gehorsams (sie stehen unter meinen Befehlen) von sich abschütteln zu können. Vier davon hatten sich sogar schon weltliche Kleider gekauft, welche sie in ihrer Zelle versteckt halten, um auf den ersten Aufhebungswink als ein Galant in die Welt zu treten, und — (denn wozu anders?) den jungen Mädchen zu gefallen. Ich faßte alle zwölf mit blitzenden Augen im Gesichte; aber wie sie erschraken über die unerwartete Nachricht! Es war ihnen wie ein Todesurtheil: Angst und Zittern ergrif sie, und sie erbleichten, wie die Mauer. — Nun war ich überzeugt, welche Wölfe ich in Schaafskleidern vor mir hatte. Ich dispensirte vom Silentium, befahl die Weinbecher nochmal zu füllen, um das hochlöbliche Konvent die Freude recht empfinden zu lassen. Aber die zwölf Unzufriednen schlichen sich davon, und waren taub gegen die frohe Botschaft, welche uns aus der Zeitung, wie von einem Gloria in Exzelsis-Engel verkündiget ward. Ob ich schon 60 Jahre auf mir habe, so hüpfe ich wie ein Gems im Priorat herum, und ich schmeichle mir, daß immer ein Streich den anderen nach sich ziehen werde. Aber, Gott verhüte es! wenn mich die Zeitung belogen hätte, ich schnitte mir aus Verzweiflung die Gurgel entzwey. Nein! es kann unmöglich eine Lüge seyn: es sind nur

Versuchungen des leidigen Satans, der mich mit seiner Eingebung um meine heilige Freuden beneidet. Lasset uns demnach fortfahren diese frohe Botschaft aller Welt zu verkündigen, und zu singen: in Sanctis suis magnalia fecit Deus. Alleluja!

---

## 22.

## Christoph von Murr, an Pater Stattler, Pfarrer zu Stadt Kemnat.

Mit meiner Jesuitengeschichte, die ich angekündiget habe, wills nicht weiter gehen: ich habe eine Menge Jesuitenbriefe vor mir liegen, die freylich hochposaunende Lobsprüche für den Jesuitenorden enthalten; aber ich als Schriftsteller soll alle dergleichen Lobsprüche einigermaßen beurkunden, und hieran gebricht es mir an allen Ecken. Sie wissen selbst, daß die authentischen und glaubwürdigen Lobsprüchel auf jenen Orden eine große Seltenheit sind; und schreibt man nur diejenigen alleine nieder, welche in den Jesuitenarchiven verschlossen sind, so sieht das Werk sehr partheyisch her, und die heutigen Leser rümpfen über dergleichen Urkunden gerne ihre Nasen. Ich besitze nun freylich eine Menge falscher Daten, zugleich aber bin ich desto ärmer an wahren Datis. In einer solchen Lage wäre es gut, wenn man sich auf das Herumdrehen verstehen könnte,

welches mir ohne Gehülfen nicht allerdings glücken wird. Meine Feder ist lange nicht so pfiffig, wie die ihrige in ihrer Demonstratio evangelica, und ich besitze bey weitem kein so großes Zutrauen, als Sie, da man ihre Sentenzen aprobiret, ohne dieselben gelesen zu haben. Sie sagten: quod per peccatum Adami nostra salus non sit perdita, sed tantummodo in periculum adducta, das ganz gegen die theologische Lehre der Katholiken ist; und dennoch erhielten Sie zu Eichstädt vom General-Vikar Lebenbauer das imprimatur, weil der Herr Zensor nicht Muße hatte das Buch zu lesen. Doch dieses sey nur unter uns gesagt; jener plaudernde Hausknecht dürfte dieses freylich nicht wissen, der zu Ingolstadt heimlich ans Gitter der Aloysi-Kapelle hinaufstieg, um die Aufnahme der jungen Jesuiten-kandidaten zu sehen, und der es hernach mit einem Eide beschwur, daß er noch spät nach der Aufhebung des Ordens die heimliche Einkleidung der jungen Kandidaten mit Augen gesehen habe. Allein hiervon ein andersmal: man muß einem Blatt, das leicht könnte verlohren gehen, nicht zu viel anvertrauen. Kömmt ihre Schrift: wahres Jerusalem — bald aus der Presse? Ich freue mich schon darauf, besonders wenn sie recht aufgestutzt ist, und verdeckte Schlußfolgen enthält, daß weder Zensor noch Leser verstehen können, wohinaus das Ding alles will. Was sagt das Publikum zu meinem 14ten Theil der Kunst- und Litteratur-Geschichte? Nicht wahr, ich habe die Jesuiten wieder bis zu den Ster-

nen erhoben? Der ganze Orden erscheinet im weissen Kleide der Unschuld: und Palafox, und Pombal sind tief zur Hölle hinabgetreten. Das Distichon:

*Iesuadas* voluit qui toto expellere mundo,
E coelo *Palafox* pellitur, et merito.

Dieses, glaube ich, soll deutlich genug zeigen, daß Palafox in der Hölle gebraten werde. Sie wissen, daß mein Journal im engsten Verstande genommen ein Jesuiten-Journal ist, und daher werden Sie mich um so näher ihrer Freundschaft würdigen, und meine unter der Feder liegende Jesuitengeschichte mit wahren oder doch wenigstens mit wahrscheinlichgemachten und verdreheten Datis unterstützen; außer dieser Beyhülfe stehet das ganze Werk in Gefahr, ins Stecken zu gerathen, ein Unfall, bey welchem es ewig Schade wäre, wenn er sich zutragen sollte. Ich verharre u. s. f.

---

32.

## Ludwig von Drouin an die Verfasser des Journals der Litteratur des katholischen Teutschlandes zu Kloster Banz.

Hochwürdige, Hochgelehrte Herrn!

Auf unausgesetztes Zudringen meiner Frau Gemahlin soll ich an Sie schreiben, und Sie ersuchen, ein

und anderes in Dero hochberühmten Journale zu meinem Vortheile bekannt zu machen. Ich bin der Verleger, der Direkteur, und der privilegirte Inhaber der Münchner Zeitung; folglich der berühmteste, und unentbehrlichste Schriftsteller in der ganzen weiten Gegend: meine hohen Geistes-Produkte stehen zwar in der Berliner Bibliothek nicht angezeigt, noch weniger gelobt, welches daher rühren mag, weil ich meine Werke nicht selbst, sondern durch gedungene Miethlinge für den monatlichen Sold verfassen lasse.

Ob ich nun schon nicht selbst Schriftsteller bin, so giebt es dennoch Leute, welche ihre Verlagsartikel selbst verfassen, und folglich mehr verstehen wollen, als ich. Allein ich setze mich tapfer entgegen, und ich gedulde schlechterdings kein anderes Journal, als meine Zeitung; denn wer nicht privilegirt ist, der ist auch nicht berechtiget ein Schriftsteller zu seyn. Mit mir hat es die nämliche Bewandtniß, wie mit dem Wiener Diarium: wenn hundert Autoren da wären, und die Blätter hundertmal besser, geschmackhafter, und nützlicher verfasset werden könnten, so streitet das Privilegium entgegen und die Sache muß beym Alten bleiben. Erst unlängst wollte ein gewisser Herr von Rittershausen eine katholische Volkslegende schreiben; aber ich rückte nicht einmal seine Ankündigung in meine Zeitung ein; denn meine Zeitung ist Volkslegende genug, und wer diese lieset, der kömmt gewiß in den Himmel. Ich stehe

gut dafür, daß sie nicht eine Sylbe vom Lutherthume enthält: wenn ich zu befehlen hätte, und Herr eines ganzen Landes wäre, so dürften meine Unterthanen kein anderes Blatt, als die Zeitungen lesen. Eben diese Ordnung herrschet in unseren gutkatholischen Klöstern: die Herrn Mönche dürfen kein anderes Buch lesen, als welches ihr Herr Prior oder Quardian erlaubet: und dadurch bleiben die jungen Leute hübsch beym alten Glauben, ohne daß sie eine Sylbe von der neuen Aufklärung zu Gesicht bekommen.

Nun da kam gestern Abends noch spät meine Frau mit einem Buche zu mir (sintemalen ich gar kein Buch lese) und sagte, daß die ganze Geschichte, welche zwischen mir und dem Herrn von Rittershausen obwaltete, im Journale von und für Deutschland geschrieben stehe. Ich lag schon im Bette, und eilends ließ ich mir das Stück im Taumel noch vorlesen, während ich einzuschlummern anfieng. Dies war wieder ein verfluchter Streich! schrie ich auf, so nimmt das leidige Freymäurer Gesindel noch kein Ende? Ich wußte mir weder zu rathen noch zu helfen, bis mich ein Jesuit aus der Verlegenheit riß, da er sagte, ich möchte mich nur an die römischkatholischen Autoren zu Kloster Banz wenden, welche ohnehin sehr geneigt sind, nur solche Aufsätze einzurücken, welche dem Mönchswesen, den Jesuiten, und ihren Freunden günstig sind. Nach einer Stunde überzeugte mich der grundehrliche Jesuit von dieser

Wahrheit, da ich mit Augen lesen konnte, daß Sie den ehemaligen Professor Reiner zu Ingolstadt gar nicht verschonet, und denselben als einen erzketzerischen Menschen der Welt zur Schau ausgestellet haben. Ich hoffe also, daß Sie dem Herrn von Rittershausen eben so, wie dem Herrn Reiner begegnen werden. Auch können Sie dem Journale von und für Deutschland einige Hiebe versetzen: sintemalen dasselbe von einem Geistlichen, ja gar von einem Domherrn geschrieben wird, welches der römischkatholischen Lehre zuwider läuft, indem die Geistlichen gar nichts thun sollen, als ihr Breviar beten, und Messe lesen. Wissen Sie, daß Rittershausen auch ein Geistlicher ist; es steht ihm also gar nicht zu ein Journal zu schreiben, das zu nichts tauget, als zum Faullenzen und Müßiggehen, und zum Geldschneuzen. Lesen Sie nur des Domherrn sein Journal zuvor, woraus Sie manches für sich entnehmen können: ich konnte nicht recht klug werden, wohinaus das Ding wollte, weil ich wenig, oder gar nichts zu lesen gewohnet bin: daher überlasse ich Ihnen alles. A' propos, der Zeitungsschreiber von Salzburg ist auch ein Geistlicher. O! der hat erzketzerische Zeitungen geschrieben, und ich danke tausendmal dem lieben Gott, daß diese Zeitung in meinem Vaterlande ist verboten worden: mir war schon lange für das liebe Christenthum bange, bis mich einmal der Himmel erhöret hat. Denken Sie doch, er machte selbst das Verbot in seiner eigenen

Zeitung bekannt: ich kann es nicht verstehen, wo die Leute hinaus wollen, daß sie ihre eigene Schande drucken lassen. Vielleicht solls gar eine Satyre seyn; aber ich verstehe das Ding zu wenig. Schreiben Sie es nur hinein, daß die ketzerische Salzburger Zeitung verbothen ist, und ein jeder frommer Christ wird ihnen dafür danken. Viele tausend Seelen sind jezt dem Untergange entrissen worden; denn zulezt hätte ja kein Mensch mehr an den Pabst geglaubt. Ich hatte drey Nächte vor Freude kein Auge zugethan; nicht weil dadurch meiner Zeitung ein grober Stein des Anstosses weggeräumet wurde, bewahre der Himmel! so unchristliches Herz habe ich nicht; sondern weil das liebe Christenthum von einer Schrift befreit wurde, welche gar nichts zu Gunsten des heiligen Vaters Pabst enthielt. Ich setze mein ganzes Vertrauen zur neuen Mirakelmuttergottes bey St. Peter, und gar gewiß sind wir durch die Fürbitte dieses Gnadenbildes von der Salzburger Zeitung erlöset worden. Ich werde diese Woche noch ein paar Dutzend heilige Messen zu Ehren dieses Gnadenbildes lesen lassen, und zur Danksagung, daß alles nach meinen verborgenen Herzenswünschen so hübsch von statten gehet. Wenn nur Jemand eine Lobrede zu schreiben Lust hätte, ich wollte sie gerne auf meine Kosten und aus Liebe zum römischkatholischen Christenthum drucken lassen. Erfüllen Sie also meine Bitte, und ich werde aus Dankbarkeit ihr Journal, das in Baiern gar nicht,

außer nur unter den Mönchen bekannt ist, überall anrühmen und ausposaunen.

---

## 24.

## Der Theater= und Studien=Direktor aus dem engelreinen und seraphischen Orden des heiligen Erzvaters Franz von Assis zu Leobschütz in Schlesien an den Exjesuit Goldhagen.

Erlauchter, und weitberühmter
Herr Schriftsteller.

Unser hellglänzender, seraphischer Franziskaner=Orden steht wirklich in Gefahr auf die schimpflichste Art unterdrückt zu werden: auf allen Seiten gehet uns die böse Welt zu Leibe, und wir wissen in unserer äußersten Noth keine bessere Retirade zu nehmen, als daß wir uns hinter das ketzerzerschmetternde Religions=Journal des profunde doctissimi patris Goldhagen verstecken. Wir zweifeln nicht, daß Sie unserem gefahrlaufenden Orden ihre theologischen Paterien eröffnen, und denselben hinter ihren polemischen Palisaden in den Schutz nehmen werden; da wir uns im Gegentheile verpflichten, den wiederauflebenden Jesuitenorden mit allen Franziskaner Waffen,

Waffen, als da sind Sandalien, Kalipodien, Strickgürteln, zinnerne Weinkannen, und 30 auch 40 pfündige Folianten aus unserer theologischen Bibliothek, — zu vertheidigen, und selbst die 200000 Türkenhunde, welche jezt auf das neue sogenannte Jesuiten-Nest Mohilow anzumarschiren drohen, mit unseren geistlichen Ordens-Waffen zu erwürgen. Euere Hochwürden werden die traurige Zeitung vernommen haben, daß der König von Neapel den unglücklichen Entschluß gefaßt habe, unseren hellglänzenden Orden in Sizilien, der da so zahlreich wie die Fixsterne am Firmamente glänzte, und aus mehr als 4000 Köpfen bestand, bis auf 1800 herabschmelzen zu lassen. Ach, welch ein gräulicher Strich ist dieses im Buche des Lebens unserer Ordensbrüder! Wie sehr wird dadurch die ungeheuere Zahl der Franziskaner Engelein herabgesezt! Was wird unser heiliger Erzvater im Himmel dazu sagen? der sonst gewohnt war an den himmlischen Gala-Tägen allezeit mit einem Gefolge von wenigstens 50000 Franziskanerlein zu erscheinen, und dem Gottvater seine Cour zu machen. Wenn es so fort gehet, so schmelzt unser Orden so klein zusammen, als dermalen das kleine vom Oele stinkende Häuflein der Paulaner bestehet. O! so sagen Sie doch in ihrem Religions-Journale dem Publikum das Gegentheil; da Sie ohnehin der einzige Schriftsteller ihrer Art sind, der nur solche Sachen in das Jonrnal aufnimmt, welche den römischen Hof und

die Klerisey begünstigen, ohne viel Rücksicht darauf zu nehmen, ob das Gesagte sich näher mit der Lüge, als mit der Wahrheit vereinbaren läßt: Sie sind ein Probabilist, und zu Folge des Probabilism können Sie die derbsten Lügen drucken lassen, ohne dabey ihrem zarten Gewissen wehe zu thun.

Der zweyte Punkt, warum ich Sie dringendst bitte, ist, daß Sie unsere Studiendirektion rechtfertigen möchten. Ueberzeugen Sie das Publikum, daß jener Staat vorzüglichst der glücklichste ist, welcher den Unterricht der Jugend nach der Aufhebung des Jesuitenordens den Klostermönchen anvertrauet hat. Sagen Sie ihren geneigten Lesern, daß Leobschütz der einzige gesegnete Ort in ganz Schlesien sey, der auf die gute Erziehung der Jugend, welche von den Franziskanern mitgetheilet wird, stolz seyn darf. Zur Ueberzeugung dessen mag ein einziges Beyspiel dienen, nämlich die Studenten-Komödie, welche im Jahre 1787 aufgeklärten und weisen Andenkens unter meiner Direktion zu Leobschütz mit dem allgemeinen und gekrönten Beyfalle ist aufgeführet worden. Da ich als weiland Jesuiten-Student selbst alljährlich in den Studenten-Komödien meine Rolle vortreflich spielte, und den Pater Klaus, und die Pater Neumayerschen Schauspiele beynahe auswendig gelernet hatte, so mußte ich nothwendigerweise der Mann dazu seyn, der das Leobschützer Publikum mit einer glücklichen Auswahl unterhalten konnte.

Ich wählte daher das berühmte Schauspiel Lanassa; und um nichts zu vergessen, womit die geringste Küchenmagd bis auf den ersten Theologie-Professor anmüthig könnte unterhalten werden, so ließ ich in den Zwischenakten den so sehr beliebten Hauswurst auftreten, um dabey den klösterlichen Witz und mein ganzes Theater-Genie mit einemmale vor dem Publikum auszukramen. Und das Unternehmen entsprach meiner Absicht vollkommen. In den Zwischenakten stellte ich den Zank eines Bauers vor, der mit dem Tode, der ihn eben abholen wollte, Trotz dem Ritter und Herzog Ernst gefochten. Dabey hatte ich auch die Rolle eines Teufels nicht vergessen, der mit einem langen Schwanze daher kam, und den Bauer zur Hölle führen wollte. Allein da schlich sich Hanswurst aus dem Hinterhalte hervor, der mit seiner Pritsche den Teufel so jämmerlich durchklopfte, daß es in den Augen der Zuschauer eine wahre Herzenslust war. Alles gieng vergnügt nach Hause, und ich kann die Schokolade, den Koffee, Zucker und Taback in sechs Jahren nicht aufzehren, den ich von den gutmeinenden Bürgersfrauen, und anderen gnädigen Frauen erhielt. Selbst meine Ordensbrüder danken mir täglich; denn des Einladens und Schmausens in den Bürgershäusern ist kein Ende, weil man überall wetteifert, unserem heiligen Orden für das obige unterhaltende Schauspiel einige Dankbarkeit zu erweisen. Und nun, Euer Hochwürden! giebts Spottvögel, Freygeister,

und Lästerer des heiligen Franziskaner-Ordens, welche meine Komödie verachten, beschimpfen, und über das ganze Franziskaner-Studienwesen schmähen. Man hat sogar zu Wien die obigen Auftritte öffentlich durch den Druck bekannt, lächerlich und verächtlich gemacht: und dabey laut dargethan, daß die Mönche für die Schulen sauber nichts taugen sollen. — Nehmen sich doch Euer Hochwürden meiner an, vertheidigen Sie mich, und die Lehrer aus meinem Orden, und wir versprechen Ihnen, ein ganzes Jahr lang schlesische Leinewand für Sie zu sammeln und zu betteln, damit Sie lebenslänglich Tisch- und Bettzeug genug haben, wenn Sie sich auch drey Haushälterinnen einzustellen belieben sollten. Ich weis, daß Ihr Religions-Journal einen starken Absatz, und einen noch stärkeren Einfluß auf das andächtige Publikum hat; Sie können unseren Orden dadurch eben so gut rechtfertigen, als Sie mit ihrer Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit die Vorwürfe abzulehnen wissen, welche eine geraume Zeit her den Exjesuiten sind gemacht worden.

Drittens und schlüßlich habe ich noch eine Hauptbitte im Namen des ganzen Ordens anzubringen. Es ist nämlich in diesem unseligen und von der Hölle vergifteten 1787sten Jahre ein Buch erschienen, mit dem Tittel: Geschichte der Männer ohne Hosen, oder Franz von Assis, ein Roman. — Welch ein gräuliches Aergerniß! Ich möchte vor Grimm börsten; und stünde es in meiner Macht,

ich wollte die ganze Schriftsteller-Rotte, samt den verfluchten Buchdruckern und Buchhändlern mit meinem heiligen Strickgürtel an den Galgen hängen. Das Buch ist in dem Meßkatalog sogar angezeigt; und ich verwundere mich, daß es nicht die Exjesuiten, welche zu Leipzig sind, verhindert haben. Bey Gott! haben doch die Jesuiten überall ihre Spionen, und dennoch können sie nicht einmal ein Buch unterdrücken, wodurch das heilige Mönchwesen verächtlich und lächerlich gemacht wird. Wäre so ein Buch über die Dominikaner, oder Benediktiner erschienen, so wollte ich herzlich gerne in die Faust lachen. Aber unseren seraphischen Erzvater lächerlich zu machen, und seine heroischen Handlungen als Narrenstreiche zu erklären, das gehet wohl nicht an. Sind dieses nicht verdorbene Zeiten, wenn man aus einem großen Wundersmanne einen Romanhelden macht? Da die ganze Geschichte mit Karessen, Heurathen, und tollen Streichen verwebet ist, und da der Bruder Jakob seinen Meister, den Franz von Assis, immer bey den Nasen herumführet. Schimpfen und lästern Sie über dieses Buch, was in Ihren Kräften ist, und der Himmel wird einst ihre Lästersucht reichlich zu vergelten wissen. Unser Orden wird ewig dafür dankbar seyn, und wir versprechen zur Dankbezeugung von heute angefangen täglich das Responsorium zu beten, damit die Türken, die christlichen Erbfeinde und Bluthunde, von Mohilow weggepeitschet werden, um das Lilienweisse Blümlein des Jesuitenordens, welcher dort schon gu-

te Wurzel gefasset hat, in ihrer zarten Blüthe nicht zu verhindern. Bey Gott! was ist aber dieses für ein elender Türkenkrieg? man höret in ganz Teutschland keine Türkenglocke läuten. Sehen Sie, wie verdorben und Sittenlos unsere Zeiten sind. Aber ich werde es veranstalten, daß in unserem Kloster wenigstens die Türkenglocke geläutet werde; und damit dieses nur wenige Leute bemerken, so soll die sogenannte Freß-Glocke, womit man zum Essen läutet, dazu bestimmet werden. Dabey können die Novizen und jungen Confratres allezeit den heroischen Gedanken schöpfen: mein Gott! so viele Brocken ich jezt esse, so viele Klöse ich jezt schlucke, so viele Türkenköpfe wünsche ich zur Ehre Gottes zu schlucken, und mit meinen begierigen Zähnen zu zermalmen, damit der päbstliche Stuhl zu Rom und die heiligen Mönchsorden von den türkischen Bluthunden kein Uebel zu befürchten haben. Amen.

---

## 25.

## Antwort des Pater Goldhagen auf den vorigen.

Laudetur Iesus Christus!

Ihr Brief hat mir unzählige Thränen verursachet, ob ich schon dabey den herzlichen Trost empfand,

daß wenigstens Männer von geprüfter Gelehrsamkeit und ausgebreiteten Kenntnissen, unter deren Zahl Sie unstreitig gehören, auf mein Religions-Journal ihr Zutrauen setzen, ob dieses schon von freydenkerischen Schriftstellern und Lesern verlachet, und verhunzet wird. Ich danke für die eingesandten Nachrichten, und ich werde nicht ermangeln, wonicht explicite, wenigstens doch implicite Gebrauch davon zu machen. Leider stürmen von allen Seiten her Ketzereyen über uns zusammen, und es laufen in diesem Betracht täglich so viele Briefe und Nachrichten ein, daß mein Journal zu einer weit größeren Bändezahl anwachsen wird, als dermal die allgemeine teutsche Berliner Bibliothek ist. Ich erstaune über die Ausgelassenheit unserer Zeiten, da man nicht nur allein die heiligen Klosterleute, sondern selbst das Gebet des Herrn und seine jungfräuliche Mutter antastet. Man behauptet jezt sogar öffentlich, daß Jesus leibliche Brüder gehabt habe, und ein öffentliches Blatt, welches unter den Katholiken so häufig gelesen wird, erlaubet sich den Ausdruck: daß die an sich zwar unschuldige, aber wegen ihres abergläubischen Ursprungs lächerliche Meinung von der beständigen Jungfrauschaft der Maria mit den Gelehrten unsers Jahrhunderts zu den nugis gerechnet werde. — Man verneinet also eine Lehre, welche wir Jesuiten selbst unaufhörlich vertheidiget, und wofür wir die prächtigsten Feste der Jungferschaft Mariä eingeführet hatten. Bejammern Sie also nicht lange ihren Erzvater, da

wir weit wichtigere Dinge zu bejammern haben. Es hat sich z. B. die leidige Reformation selbst über das Vaterunser gewaget, da man im Würtenbergischen verordnete, daß künftig anstatt Vater unser — unser Vater sollte gebeten werden. Und diese Veränderung unternimmt man, ohne einen Pabst, ohne ein Konzilium zu befragen! Man drehet es auf den Ausdruck der Muttersprache hinüber, und unter diesem Vorwande schleichen sich die Ketzereyen ein. Ich habe eine Druckschrift des seligen Herrn Neusinger, berühmten Stadtpfarrers zu München vor mir, der sich vor sechs Jahren krebsroth darüber gestritten, ob man sagen soll: ich glaube an Gott Vater — oder: ich glaube in Gott Vater? Und der Selige ist felsenfest bey der uralten Aussprache geblieben. Ach! stünde er jezt vom Grabe auf, er würde sich über die Veränderung des Vaterunsers halb todt ärgern, und dabey nicht ermangeln, ein Dutzend gedruckte Bogen zu liefern, und zu behaupten, daß derjenige, welcher anstatt Vater unser — heut zu Tage unser Vater — betet, unmöglich die ewige Seligkeit erlangen werde. Ja! um unseren Glauben sieht es elend her; und selbst diejenigen, welche den wankenden römischen Stuhl aufrecht halten sollen, untergraben ihn. So ist es z. B. eine unerhörte Sache, daß bey dem Würtembergischen Regiment, welches nach dem Vorgebürge der guten Hofnung marschirte, und worunter sehr viele Katholiken waren, kein katholischer Prediger angestellt wurde: und daß

man einen lutherischen Prediger unterrichtete, den Katholiken in Sterbefällen beyzustehen, und dieselben zu trösten. Die Hofprediger, Werkmeister, Schneider und Mayer, welche Katholiken sind, oder doch seyn sollen, haben selbst Hand an diese unerhörte Thatsache gelegt, und der letzte hat sogar eine eigene Rede an die katholischen Soldaten gehalten, in welcher er ihnen Vertrauen und Liebe zum lutherischen Prediger einflößte. So sind heute die katholischen Hofprediger beschaffen: man nennet sie aufgeklärt, und stecken voll Lutherthum. Vor Zeiten wäre man lieber Schnur gerade zur Hölle gefahren, als daß man sich von einem lutherischen Prediger den Weg zum Himmel hätte zeigen lassen. Es wären zwar einige junge Exjesuiten bereit gewesen mit dem Regimente nach dem Cap zu gehen; aber man setzte kein Vertrauen auf dieselben, aus Furcht, die Jesuiten möchten sich einschleichen, und sich in der Folge in kaufmännische und politische Angelegenheiten mischen. O, verdorbenes Jahrhundert! man kann jezt sogar keinen Jesuiten mehr riechen, und die Leute an den Höfen tragen einen Ekel an den schwarzen Röcken. Ueberall fliehet man die Jesuiten, als wenn sie die Abgesandten der Hölle wären; da doch im vorigen Jahrhundert beynahe kein katholischer Hof in Europa war, der sich nicht von den Jesuiten leiten und gängeln ließ.

Sie beklagten sich, mein Freund, über die Gefahren, welche dem Franziskanerorden drohen, und

bemerkten nicht, daß es unserem Orden um kein Haar besser gehet. Ich habe alle Hände voll zu thun, um mich und mein Journal aufrecht zu erhalten, da man mir von allen Seiten zu Leibe gehen will. Sie sagten in ihrem Briefe, daß ich vermög des Probabilism ohne Gewissensangst zum Besten des Kirchenstaats und der Möncherey wohl etwas erdichten dürfte, das man sonst eine gedruckte Lüge nennt, welche es aber nicht ist, sobald ich das Wohl der römischen Klerisey dadurch bezwecke. Allein, lieber Herr Theater- und Studien-Direktor, die Leser sind sehr ungleich, und man kann dadurch in eine Falle gerathen, aus der man sich nicht mehr zu winden weis, gleich wie ich jezt wirklich in einem solchen Falle sitze. Jüngst schrieb ich, daß dem Bischofe von Pistoja die Akten des berüchtigten Synods drucken zu lassen, verboten worden sey. Zu dieser Nachricht flickte ich folgende Anekdote hinzu: „die Akten seyen aber doch, und zwar „in Bononien zu dem Ende gedruckt worden, um „selbe unter dem Tittel: Seiden-Waaren nach „Salzburg zu schicken, und von da aus in die „weiteren Behörden ausfliegen zu lassen, es sey „aber die Absicht mit dem vereitelt worden, daß „die Waaren, als sie schon auf der Reise waren, „verrathen, und wie Kontrebande konfiszirt wur„den." — Diese Anekdote floß mir so glücklich aus der Feder, daß ich herzlich darüber frohe war, in Rücksicht meines Probabilism zum Besten des Kirchenstaats eine gedruckte Lüge ohne Bedenken dem

Publikum mittheilen zu können: und ich wette, ob je ein Schriftsteller so derbe gelogen hat, als dießmal P. Goldhagen that. Selbst meine getreuen Ordenskollegen waren herzlich über meinen Mutterwitz erfreut, und sie sprachen mir Mut ein, auf meiner betrettenen Bahne mit Dreistigkeit fortzufahren. Allein ich hatte ins Wespen Nest gestochen. Da sitzt zu Salzburg ein Zeitungsschreiber, der den Teufel im Leibe hat, und alle Jesuitischen Kniffe, und Kunstgriffe auszuspühren weis. Sie hätten es lesen sollen, wie mich der Mann mit seiner Feder herunter gemacht hat: eine so derbe Lauge hat noch keiner über meinen Kopf gegossen, als der Zeitungs-Schreiber zu Salzburg that. Er stellte mich öffentlich mit Name und Wohnort dem Publikum zur Schau aus, und er brandmarkte mich so jämmerlich, daß ich mich schäme, im Publikum zu erscheinen. Wenn er nur die Stadt Mainz nicht genannt hätte; denn ich befürchte, wegen der obigen Lüge zur Verantwortung gezogen zu werden. Gut ists, daß ich nicht in Salzburg, sondern hier wohne, wo ich einen gedeckten Rücken habe, und in der Sicherheit meiner Freunde bin. Der Mann hat mich zum Beweise meines Assertums aufgefordert; aber das lasse ich wohl bleiben, ich will mich mit dem Zeitungsschreiber in keinen Krieg einlassen, denn dieser hat eine Feder, die wie das höllische Feuer brennet. Ich verkroch und verbarg mich wie eine Maus; und dennoch kriegte er mich

ein paar Wochen darauf wieder beym Schopfe, und er zerzausete mich ganz gottsjämmerlich.

Euere Hochwürden sehen nun, wie übel ich daran sey, und daß mir die Hand überall gesperret ist, um etwas zum Besten des römischen Stuhles und der heil. Mönchsorden verfassen zu können. Dem ohngeachtet will ich Ihnen nicht gar alle Hofnung benehmen, da ich es mir gewiß werde angelegen seyn lassen, Sie, ihre Studentenkomödie, und ihren heil. Orden bestens zu vertheidigen. Meine Geschäfte hindern mich, Ihnen recht viel schreiben zu können. Ich empfehle mich also ihrem heil. Gebethe, unter der Obhut Gottes, und bin

Nachschrift: Ich wünsche ihrem Kloster für dieses Jahr eine reichliche gesegnete Leinewand-Kollekte.

Pater Hermannus Goldhagen,
Societatis Iesu, und Verfasser des Religions-Journals zu Mainz.

26.

## Ein Wiener Karmelit an einen Münchner Karmeliten.

Hochwürdiger in Christo!

Sie leben wahrlich in einem Paradiese, in dem gelobten Lande, wie die Bibel sagt, da ich hingegen die Plagen eines Pharao leiden muß, und in Gefahr stehe, daß mich zuletzt die Mäuse noch fressen. Eine Plage über die andere kömmt über uns arme Ordensgeistlichen, man nimmt uns eine Schüssel nach der anderen vom Munde weg, bis endlich der Hungerthurm unser Grab seyn wird. Bisher konnten wir uns immer von dem Fegefeuer nähren, und hatten uns manchen guten Kuchen dabey gebraten: aber jezt ist auch diese geistliche Küche verschlossen, und wir sind samt den armen Seelen der Auszehrung nahe. Ach, wie werden die armen Seelen weinen, und ihre Zähne klappern, da sie nicht mehr den Trost geniessen, den wir ihnen als Ueberbleibsel unserer Fülle täglich zu Guten kommen liessen. Vernehmen Sie, Hochwürdiger! aus der Feder ihres Konfraters eine Verordnung, welche im Fegefeuer ein weit heftigeres Erdbeben, als jenes in Kalabrien war, verursachet hat. Mit einemmale müssen von den privilegirten Altären alle Tafeln, worauf Altare privilegiatum geschrieben stehet,

weggenommen werden. — Sie wissen, wie viel diese einzigen zwey lateinischen Worte den Geistlichen eingetragen, und den armen Seelen genützt haben; und nun verfolget man uns so sehr, daß man uns nicht einmal ein paar lateinische Wörtchen gönnet. Himmel! was wird der römische Stuhl zu dieser Neuerung wieder sagen?! Er wird blutige Zähren darüber weinen, wenn er vernimmt, daß sogar den Bischöfen verbothen sey, neue Altarprivilegien zu Rom auszuwirken. Das ganze Fegefeuer muß ins Verderben gerathen, da diese Neuerung gerade zu einer Zeit erschienen war, wo das Armenseelenfest vor der Thüre ist. Wie viele tausend armen Seelen haben sich oft Jahre lang auf dieses Fest gefreuet, und wie viele arme Mütterlein, denen ich selbst am Todbette beygestanden, trösteten sich, wenn sie kurz vor der Seelenoktav, oder in der Oktav selbst zu sterben die Gnade erlangten, damit sie nicht zu lange in dem Fegefeuer sitzen durften. Und weil die Kirche, welche zu Rom als eine gütige Mutter auf dem Stuhle sitzt, nicht erdulden wollte, daß diejenigen, welche nach der Oktav sterben, ein ganzes Jahr lang in dem Fegefeuer braten sollten, so kam sie aus Erleuchtung des heil. Geistes auf den glücklichen Einfall, die altaria privilegiata gegen eine geringe Taxe zu errichten, auf welchen Altären eine Messe von dem nämlichen Gehalte seyn sollte, als wäre sie am Armenseelenfeste gelesen worden. Dieses war doch eine unbeschreibliche Güte unserer lieben Mutter, der Kirche zu Rom; und jene Tochter

wäre wohl eine Tyrannin gewesen, welche nicht eilends ein paar Thaler genommen hätte, um ihren gebratenen Vater durch eine Messe, welche bey einem privilegirten Altare gelesen wurde, aus dem Fegefeuer zu befreyen. Auf diese Art hatten die Geistlichen, und besonders die Ordenspriester, Jahr aus Jahr ein die Hände voll zu thun, um arme Seelen zu erlösen. Und nun ist alles vorbey, aller Trost ist weg, und die so ergiebigen armen Seelen Messen sind vollends zu Grabe gegangen. Um wie viel mehr müssen Sie also besser leben, besser trinken, und besser essen, als ich, da Ihnen nicht eine einzige Quelle verstopfet ist, woraus Sie sich gemächlich nähren können. Sie haben noch die Skapulierbrüderschaft, eine sehr ergiebige Quelle, die zwar nur in einem wollenen Lappen bestehet aber täglich Geld einbringet; Sie haben die privilegirten Altäre, die Ablässe, die Andachten an den Werkeltagen, die einträglichsten Brüderschaften, die ergiebigsten Exorzismen, die Terminier- oder Sammlungs-Zeiten, die Prozeßionen, die Wallfahrten, die Kirchenmusiken, die Klosterkomödien, und was die Hauptsache ist, die vor Zeiten ins Elend verwiesenen, und wieder zurückberuffenen Feyertage, Sie dürfen Mirakel verkündigen, neue Andachten erfinden, neue Novitzen aufnehmen, die unverständlichsten theologischen Sentenze verbreiten u. s. f. ach! ich würde an kein Ende kommen, wenn ich alle die Goldquellen herzählen wollte, welche Sie ungestöhrt, und ungerügt geniessen, und deren ich beraubet bin. Sie

haben keinen Wienerkirchenbothen, keine Predigerkritik, keine Zeitung, und überhaupt kein Journal, keine Schrift zu befürchten, wie ich hier, wo alles getadelt, gerüget, dem Publikum unter die Nasen gerieben, und zur öffentlichen Schau ausgestellet wird.

Da Ihnen so ergiebige Einkünfte zufließen, so nehme ich mir die Freyheit, Sie um einige Messestipendien zu bitten, weil hier der Ort ist, wo man sich mit dem Fegefeuer wenig abgeben will. Ich hoffe nicht, daß bey Ihnen ein Verboth existire, das Messe-Geld aus dem Lande zu schicken, wie hier; und wenn Sie mir für eine Messe einen Zehner, oder 12 kr. nach ihrer Münze bezahlen, so bleiben Ihnen von jeder Messe wenigstens 18 kr. Rabat: und so haben Sie täglich ein hübsches Tabackgeld, ohne mehr dafür gethan zu haben, als das Geld einzustreichen. Ich glaube nicht, daß Sie einen Gewissens-Skrupel dabey haben werden, da auch andere Klöster, wie bekannt, viele tausend Gulden Messestipendien nach Italien schickten, um ihre Mitbrüder zu unterstützen. Ich werde Ihnen für diese Gefälligkeit eine Quantität ungarischen Taback-Staub zufliessen lassen, sobald ich eine glückliche Aussicht erreiche, eine ergiebige Kontrebande zu machen. Dieser Taback muß den berühmten Karmeliten-Taback von Regensburg weit übertreffen, und es wird Sie nicht gereuen, mit ihren Mes-

sen

sen ein gutes Geschäft à la Change getroffen zu haben. Hiermit empfehle ich mich u. s. w.

---

## 27.

## Der Buchdrucker Ottavio Sgariglia zu Assisi, an den Buchdrucker Luigi Pergo in Rom.

Theuerster Herr Kollega!

Ohne Zweifel ist Ihnen der neue Vorfall von Florenz schon bekannt, wo durch ein öffentliches Edikt diejenigen Schriften verbothen wurden, welche aus unserer Druckerey geflossen sind. Hagel und Donnerwetter, was ist nun anzufangen? Auf diese Weise bin ich genöthiget meine ganze Offizin zu schliessen, wenn keines derjenigen Bücher, die aus meiner Presse kommen, in Florenz darf eingeführet werden. Dieses ist der nächste Weg die Buchdrucker und Buchhändler zu Grunde zu richten. Wir müssen gemeine Sache machen, und uns in Corpore beym heiligen Vater in Rom beschweren. Das durch viele Jahrhunderte berühmte Assis, welches von dem Wundersmanne dem heiligen Franziskus einen hellschimmernden Glanz erhalten hat, wird jezt so sehr verdunkelt, daß man dessen verbreiteten Ruhm am

hellen Tage nicht mehr findet. Es wäre kein Wunder, der heilige Franz von Assisi stieg vom Himmel, um Links und Rechts über die heutigen Reformatoren dareinzuschlagen. Sie wissen, daß aus meiner Druckerey keine Zeile kömmt, welche dem päbstlichen Ansehen hinderlich seyn könnte; ich revidire selbst alle Werke genau, und finde ich ein einiges Wort, womit dem Pabste zu nahe getreten würde, so unterdrücke ich das Werk, und wäre es mein größter Schaden. Das mag eine schöne Regierung zu Florenz seyn, wenn man für einen Buchdrucker von Assisi, als der frömmsten und heiligsten Stadt unter allen Städten Gottes, so wenig Respekt hat. Lieber Gott! vor Zeiten hieß es beym Vgholini Italia ſacra: würde dieser Schriftsteller jezt leben, so würde er seine Folianten Italia damnata, diabolica, et ſcandaloſa betiteln. Man war auch schon lange Zeit her zu Rom entweder zu dumm, oder zu nachlässig, daß man so schlechterdings das Büchergericht aus den Händen ließ. Vor Alters war Rom die Meisterin über alle Bücher der ganzen Christenheit; Rom war die Generalinquisitorin über das allgemeine Schriftstellerwesen in Europa, die Bischöfe waren die Assessoren und Konsultoren, und die Mönche waren die Gerichtspittel und Spürhunde, welche alle Skarteken nach Rom schickten, um das Pereat darüber zu bewirken, und die weltlichen Fürsten durften sich dabey nicht muxen. Aber heute ist es gerade umgekehrt; die weltlichen Fürsten und Ministers nehmen sich um die Litteratur so

eifrig an, als wenn ihr ganzes Reich darauf könnte gegründet werden. Ich sage, der Pabst soll sich ins Mittel legen, oder seine ganze Macht gehet bankerot. Sogar das berühmte Werk des Herrn Marchetti, wo er die Kirchengeschichte des Racine in Briefen widerlegt, ist zu Florenz verboten. Um des Himmels Willen! einen so berühmten Autor verbieten! der in ganz Italien mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen ward. Sie wissen auch wie begierig die römische Zeitung, Giournale ecclesiastico di Roma in der ganzen Welt verschlucket wird, da dieses Kirchenjournal, ohngeachtet es von Druckfehlern wimmelt, und auf elendes Papier mit beynahe unleserlichen Lettern abgedruckt ist, sogar häufig an die berühmtesten Städte Teutschlands, besonders nach München, Mainz, u. s. f. wo noch die Jesuiten etwas gelten, tagtäglich in großen Paqueten versendet wird. Auch dieses Journal ist in Florenz verboten; das doch eine Schrift ist, welche überall, und besonders in dem frommen Assisi, mit größter Erbauung gelesen wird; indem es nichts anders enthält, als die Mirakel, die Seligsprechungen, die Kardinäle in Petto, die Entbindungen der päbstlichen Familie, die Ablässe, die Seegenertheilungen des Pabstes, und die Generalkapitel des heiligen Kapuzinerordens. Ohne diesem Journale muß ganz Florenz in eine Ketzerey verfallen; denn wie kann man wissen, ob diese oder jene Nonne selig gesprochen, was für Mirakel Labre gewirket, welche reiche

Pfründe der Pabst seiner Familie geschenket hat, u. s. f. wenn man nicht diese Kirchenzeitung lieset? Dieses Journal ist die einzige, gemeinnützige Schrift, welche uns von allem Nachricht ertheilet, ob nämlich der heilige Vater zu Hause, oder ob er ausgefahren ist; ob derselbe spazieren reitet, oder im Bade sitzet, ob er Ciperwein, oder Mandelmilch trinket, kurz, sogar ob er in Schuhen oder in Pantoffeln nach der St. Peterskirche gekommen ist. Und dennoch verbietet man ein so wichtiges Werk in Florenz, da es gleichsam der Kern der frommen Litteratur ist. Die Geistlichen von Assisi, und diese sind doch alle hochgelehrt, behaupten einmüthig, und sie getrauen es bey den fünf Wundmaalen des heil. Franziskus zu betheuren, daß das Giournale ecclesiastico di Roma die einzige Zeitung in der Welt sey, der keine andere gleich kömmt; und ich kenne selbst sehr viele Gelehrte, und Professoren, welche sich nicht einmal würdigen eine andere Zeitung zu lesen, als das Kirchenjournal ist. Ich glaube, daß sich der heil. Vater durch das oben angezeigte Verbot höchst beleidiget finden werde, indem es eine große Sottise für Rom ist, wenn man zu Florenz nicht einmal wissen darf, ob der Pabst in seinem Alletagskleide, oder im Pluviale vor dem Publikum auftritt. Machen Sie also, Herr Kollege, meine und ihre Beschwerde beym heiligen Offizium anhängig, damit diesem Eingriffe der weltlichen Fürsten in die päbstlichen Rechte bey Zeiten gesteuert werde: oder ich sehe mich genöthiget auszuwandern,

und etwa gar in einem teutschen Staate mich niederzulassen, wo die heiligen Mönchsorden und die frommen Jesuiten am Ruder sitzen. Ich habe die Ehre zu seyn

Ihr

Kollega,
Ottavio Sgariglia,
kunstberühmter Buchdrucker zu Assisi.

---

28.

## Pater Prudentius Hodak, Exkapuziner, und dermalen aufgestellter Lokalkaplan zu Wolframs in Mähren, an seinen Kollega im Innviertel.

Mir geht es herrlich gut auf meiner Lokalkaplaney; ich habe guten Taback, ein trefliches Glas Wein, Schünken und Schokolade, und was die lausige Kapuzinerkutte betrift, so bin ich herzlich froh, daß ich nun einmal dieses stinkende Joch vom Leibe gebracht habe. Wenn man haben will, daß es einem gut gehet, so muß man die Sache schlau anzustellen wissen: ich bin in dieser Rücksicht dem Beyspiele der Jesuiten gefolget, welche allezeit von sich sagten: habitum quidem depoſuimus, sed

non Iesuitam, das ist, wir haben zwar den schwarzen Jesuitenrock abgelegt, aber in unseren Köpfen und Herzen stecket der Jesuitengeist noch eben so tief, wie zuvor. Und so hatte ich es auch gemacht; denn die Jesuiten sind keine Narren, dachte ich, und, in der That! ich fand meine Rechnung dabey. Innerlich bin ich noch immer ein Kapuziner; ich weihe, benedizire exorzisire, treibe Teufel aus, verdebitire Hexenrauch, und Lukaszettel; ich lege den schwangeren Frauen den Franziszi-Gürtel auf den Leib, ich befördere mit dem St. Felix-Seegen die blatternden Kinder zum Leben oder zum Tode; und ich weis mit dem Partikel des heiligen Anton den kranken Leib der schönen Mädchen eben so künstlich, und zärtlich tändelnd zu befühlen und zu bestreicheln, als die Herren Magnetisirer in Straßburg die jungen Damen befühlen und bestreicheln. Dieses heißt also im Herzen und Kopfe ein Kapuziner seyn, ob ich schon die Kutte ausgezogen habe: denn äußerlich bin ich jezt ein galant homme, mit schönen Uhr- und Hutquasten, lauter Bettelzeugs, das mich keinen Heller kostet, weil meine Beichtkinder einhellig behaupten, daß ich denselben jezt weit besser gefalle, als vormals, da ich unter der rauhen Kutte meine schönen Waden nicht produziren konnte.

Dabey eifere ich aber auch aus vollem Halse gegen die Mißbräuche; denn dieses ist jezt das Losungswort, oder das sogenannte Mißbrauch-Sekulum; und man muß eben so gut in das Horn ge-

gen die Mißbräuche blasen können, als ein junger Wiener Hofrath, aus dessen Munde das ganze Jahr hindurch kein anderes Wort kömmt, weil er kein besseres zu sagen weis. Hiedurch kann man sich in die Gunst der Kreismänner und der geistlichen Reformations-Spionen setzen, das allerdings nothwendig ist, wenn man nicht seine Lokalkaplaneystelle bald wieder verlieren will. Ich hatte heuer z. B. meinem Schulmeister, der sich fürs Schreiben der österlichen Beichtzettel sonst von jedem Kopfe ein Ey geben ließ, diesen Mißbrauch verboten: ich ließ ihm geradezu die gesammelten Eyer wegnehmen, und hatte dieselben — für mich behalten. Man muß alles mit einer Schlauheit anstellen: der Herr Dechant in Iglau hätte mir zwar bey diesem Schritte Verdruß machen können; doch wenn man die Leute zu gewinnen weis, so sagen sie — nichts. Hieraus wissen Sie also, wie ich lebe, und wie ich mich befinde; und wenn Sie eben so gut leben wollen, als ich, so folgen Sie meinem Beyspiele. Sie sehen wohl, daß ich Ihnen keine Vortheile vorenthalte, und meinem Kollegen menschenfreundlich alles das Gute wünsche, was ich selbst genieße. Verliehren Sie aber diesen Brief nicht, denn ein kritischer Finder könnte ihn leicht in der Wiener Kirchenzeitung abdrucken lassen. Leben Sie wohl.

Wolframs, den 12 November 1787.

Pater Prudentius Hodak,
Kapuziner und Lokalkaplan.

29.

## Der Buchhändler Doll zu Augsburg an den Kontroversprediger Merz daselbst.

Euer Hochwürden erleben nun in ihrem hohen Alter einen würdigen Nachfolger in der Kontroversmacherey, über dessen Wagestücke Sie ungemein frohlocken werden? Aber der ist auch ein Mann, der es mit jedem aufnehmen darf; dreyhundert Stiere aus der Klopffechterey zu Madrid wären ihm nur ein Spaß, denn er würde sicher alle zusammen in einem Stiergefechte erlegen; so baumstark ist der Mann, von dem ich hier rede. Doch! warum sollte ich Ihnen lange ein neu aufgegangenes Kirchenlicht verhehlen? Dero würdiger Nachfolger und Kontroversschreiber ist, — erstaunen Sie doch darüber! ein Tabacksfabrikant, den die Stadt Augsburg in ihren Ringmauern zu umarmen das hohe Glück hat. Es wird Euer Hochwürden nicht verdrüßlich fallen, wenn ich sage, daß Sie sich in ihren Kontroversen meist mit protestantischen Pastoren, oder nur mit solchen Doktoren von Leipzig, Jena und Göttingen schlugen, welche schon zuvor todt waren, folglich, welche sich nicht mehr wehren konnten. Aber unser Tabacksfabrikant nimmt es sogar mit Doktoren auf, und zwar mit solchen, welche noch am Leben, und dabey gleich außerhalb

den Mauern in der Nachbarschaft stehen. Mit einer herkulischen Keule gieng er dem Doktor Weber zu Dillingen zu Leibe, und er erlegte ihn mit Tiegerwuth und Löwengebrülle. Herr Weber hatte ein kleines Werkchen wider die Hexen und Hexerey drucken lassen: und sogleich stand unser gelahrter Fabrikant auf, schrieb ein Werkchen, betittelt: über die Hexenreformation des Professor Webers; und alle Jesuiten, und frommen Mönche gestehen es, daß der Fabrikant den Professor Weber unter die Stühle und Bänke hinabgeschrieben habe. Gratuliren Sie mir zu diesem Verlagsartikel, und gratuliren Sie sich selbst, daß Sie es durch ihre langen Bemühungen dahin gebracht haben, daß die Merzisch-polemischen Streitarten auch nach ihrem Tode noch fortdauern werden. Es gehet kaum ein halbes Jahrhundert vorbey, so zählet Augsburg wenigstens dreyßig heilige Streithähne, und es wird allezeit die hohe Ehre auf Euere Hochwürden zurücke fallen, der unvergeßliche Stifter der Augsburgischen Kontroversfabrike zu seyn. Ich sehe Sie schon auf der einen, und den Tabacksfabrikant auf der andern Seite auf dem Hochaltare glänzen, mit der Umschrift: his ducibus docti sumus, und unten an: Heiliger Tabacksfabrikant! ora pro nobis. Ich bin Willens diesen neuen Autor auf Denkmünzen verewigen zu lassen, weil es hier ohnehin Mode ist, alles, z. B. die Anwesenheit des Pabstes, die Luftfahrt vom vorigen Jahre u. s. f. durch Denkmünzen der Nachwelt zu übergeben. Was werden erst

die Berliner dazu sagen, wenn ihnen diese wichtige Schrift zu Gesichte kömmt? Vielleicht glänzet der nächste Band der allgemeinen teutschen Bibliothek gar mit dem Portrait dieses wichtigen Fabrikanten. Nun — ich eile in mein Gewölbe, denn die Nachfrage um diesen neuen Verlagsartikel ist so vielfältig, daß ich kaum Zeit gewinne diesen Brief zu schliessen, und mich gehorsamst zu empfehlen.

---

## 30.

## Thomas Aquinas Jost, Dominikaner Prior zu Landshut in Baiern, an die übrigen Prioren seines heiligen Ordens.

Auf, Brüder, und stellet euch zur Gegenwehre, denn der Feind ist gekommen, uns zu überfallen. Ich glaube für gewiß, daß die ganze Hölle los sey; denn was jezt geschehen ist, das waren Satansschritte. Als hier in Baiern die Illumminaten und Freymäurer ausgerottet wurden, hatte ich sicherlich das Meinige beygetragen, und weder die Gattinnen noch die Kinder geschonet, die zwar dabey unschuldig leiden mußten, um einmal jene Brut zu ersticken. Es schrie freylich hie und da eine mitleidige Seele: schonet doch der Kinder und Gattinnen! — Aber, wie ihr wisset Brüder! in Ketzerey-Sachen findet keine Schonung Platz, so wenig man das kleinste

Glied an einem mit der Pest angesteckten Körper verschonen darf. Und jezt, Gott Lob, wäre hier einiger Massen wieder Ruhe, und die frommen Ordenspriester sind gegen alle Anfälle von Neuerungen und Reformationen in geistlichen Sachen gesichert. Allein in Italien, zu Florenz leben die verfluchten Freygeister wieder auf: erst vor kurzer Zeit erschien zu Fuligno ein mit Teufels-Fingern geschriebenes Buch, mit dem Titel: Della intollerabilità dei frati specialmente Domenicani negli Stati secolari; das ist, daß die Klosterbrüder, besonders die Dominikaner, in weltlichen Staaten nicht zu dulden sind. So lang die Hölle stehet, wird man von keinem solchen Buche gehört haben: und dennoch wird es öffentlich verkauft, und heißgierig gelesen. Ich möchte nur wissen, was der Pabst zu Rom thut, daß er sich gar nicht rühret. Ich habe bisher gewis für sein Ansehen aus allen Kräften gestritten: aber wenn er sich dießmal der Dominikaner nicht annimmt, so lasse ich ihn sitzen. Umsonst will ich ihm keinen Narren abgeben, denn ich hatte wegen seiner Person genug zu leiden; und ich denke noch daran, welchen Schimpf und Schmähungen ich überall ausstehen mußte, als ich den Vorschlag that, die Inquisition in Baiern einzuführen. Wenn er das obige Buch nicht durch den Scharfrichter zu Rom verbrennen läßt, und wenn er nicht die schärfeste Exkommunikation darauf schlägt, so rühre ich wegen ihn keine Feder mehr an: Pabst hin, Pabst her, er soll den Dominikanerorden un-

terstützen, wenn er nicht umsonst das Geld einziehen will, das ihm unser General alljährlich zu Rom auszahlet.

Himmel! die Dominikaner seyen in den weltlichen Staaten nicht zu dulden. Lieber hätte mir der Autor eine Gotteslästerung niedergeschrieben, als daß er sich gegen unseren heiligen Orden dieses gottlosen Ausdruckes bediente. Ich bitte Sie alle, meine theuersten Herrn Amtsbrüder, trachtet doch diesen verfluchten Autor in die Klauen zu bekommen: es soll ihm das heilige Inquisitions-Feuer gewiß recht heiß werden. Langsam soll die Bestie braten, welche es mit unserem Orden nicht gut meynet. Ich rathe ihnen, meine Herren, alsogleich Tag und Nacht auf diesen Böswicht zu lauren, damit er uns nicht entkömmt. Ich befürchte nur, daß der Kerl ins Oesterreich entwischet, wo alle dergleichen Autoren, welche sich über den verdienstvollen Mönchstand lustig machen, geduldet werden: und alsdann haben wir lange Nasen. Daher wiederhole ich nochmal meine Bitte, und meine Ermahnung, und empfehle mich ꝛc.

## 31.

## Joachim Perinet, Dichter, Schauspieler und Vulgo Wiener Autor, wie auch Pränumerations-Preßreiter daselbst, an seine Herren Kollegen, die weit und breit verschollenen Wiener Autoren.

Nun bin ich mit meinem Zehnkreutzer-Stücke am Ende; das Publikum wird heißhungerig darnach schnappen, wie nach den Leipziger Pfefferkuchen, welche sich erst vor einem Jahre in der Leopoldstadt angesiedelt haben. Ich hätte zwar ein Patzenstück schreiben können, wie es hier vor drey Jahren noch herrschender Geschmack war: allein, wir müssen der Welt zeigen, daß wir in der Litteratur Riesenschritte gethan haben, und nun schon so weit geübet sind, auch Zehnkreutzer-Stücke, horrendum dictu! zu verfertigen. Ich finde so ziemlich meine Rechnung dabey: 230 Pränumeranten liessen sich vorandrucken, ohne daß sie wußten, was ich in meiner Schrift wohl sagen würde. Diese Namen taugten mir vortreflich meine Bogen anzufüllen, und eine Pränumeration auf eine ungenannte und unbekannte Sache ist ein überzeugender Beweis von dem hinreissenden Geschmacke, den man für die Litteratur hat. Wir Authoren leben immer noch die besten Tage, so lange sich das Publikum prellen läßt; und

hierin war ich diesmal sehr glücklich. Ich muß herzlich darüber lachen, wenn ich daran denke, daß ich nach geschehener Ankündigung noch nicht wußte, was ich schreiben sollte: und so eine Kleinigkeit muß man einem Wiener Autor immer zu vergeben wissen, wenn man bedenket, was für Zeit die öffentlichen Schauplätze und Rekreationen rauben, ohne mich jener unzähligen Stunden zu erinnern, welche täglich den hiesigen Schönen müssen geweihet werden. Ich griff also nach dem allgemeinen Steckenpferd der meisten Wiener Autoren, und sudelte was mir in die Feder kam. Der Buchhändler Wucherer und sein Autor Fetzer waren mir eben recht am Ziele, wornach ich meine Feder richtete. Diese beyden werden sich wohl satt daran naschen; und meine Herren Pränumeranten? Ha, ha, ha, die müssen sichs denken, daß man für ein Zehnerstück nichts besseres fodern kann. Ich habe zwar einige sogenannte Herren **von** — auf der Liste; allein diese müssen es sich selbst zuschreiben, daß sie die Katze im Sacke kaufen wollten. Mit mir verhält sich die Sache, wie mit dem Kasperl auf der Bühne; wer zu seinen albernen Scherzen nicht lachen kann, der hat die Freyheit dabey zu weinen, oder zu gähnen; und kauft denn das Publikum unser Geschreibsel aus einer anderen Absicht, als sich die Zeit damit zu kürzen? Dieses ist, glaube ich, der wahre Ruhepunkt der Aufklärung; daß man nämlich sich jezt mit dem Buche in der Hand frisiren läßt, da man vor Zeiten die Küchenzettel durchblät-

terte. Die Berliner-Bibliothek wird uns freylich wieder mit einer heilsamen Kritik beehren, wie sie es gewöhnlicher Massen alle Jahre zu thun pflegt: allein wir haben uns nicht nach der Berliner Litteratur zu richten, denn wir messen uns nach unserer eigenen Größe, und in diesem Maasse sind wir groß genug, da es die Thatsachen beweisen, daß wir von den Patzenschriften auf die Zehnkreutzer-Stücke hinaufgestiegen sind. Es giebt zwar hie und da einzelne Autoren in unserer Stadt, welche mit uns nicht verstanden sind, und die immer von den soliden Schriften predigen: aber diese gehören nicht in unsere Klasse, denn wir sind die wahren Prinzipal-Wienerautoren, welche in einer einzigen Nacht ihre Geistesprodukte ausgiessen, und noch vor Sonnenaufgang alle Wiener Pressen in Bewegung setzen können. Vor ein paar Wochen hörte ich zwar auf dem Koffehause des Herrn Milano einen gewissen Herrn über unsere Schriftstellerey sprechen, der gar zu nasenweise scheinen wollte, und behauptete, die Zensur sollte dergleichen Quark und elendige Schuften-Schriften nicht dulden, und denselben schlechtweg das Imprimatur versagen, um die authorgierigen Herren zu einer männlicheren Denkungsart anzuhalten. Aber es frägt sich, wer war wohl dieser nasenweise Herre? Ein Berliner! der überall gelehrt scheinen wollte, und dem es nicht in den Kopf kam, daß die Preßfreyheit seiner Behauptung Schnurgerade entgegen stehe. Unsere Preßfreyheit

ist etwas ohne Beyspiel; denn in keinem Lande werden solche schnurrige Schriftchen gedruckt, als bey uns, und wer den Katalog der so betitelten Wienerschriften durchlieset, der kann sich des Lachens nicht enthalten, wenn er alle die närrischen Titel betrachtet, welche während unserer Preßfreyheit das Tageslicht erblicket haben. Ich ärgere mich nur über diejenigen, freylich nur wenigen, Autoren, welche sich sogar der schnurrigen Wienerschriften schämen wollen, und der Meynung sind, daß in Leipzig, Halle, Berlin, Göttingen, und Weimar weit nützlichere Werke aus den Pressen kommen, als in unserer Gegend. Allein, meine Herren Kollegen, solche Vorwürfe sollen uns nicht abschrecken, so lange noch der Stolz in uns glimmet, daß unsere Werke entweder für die Butztische oder für die Gewürzkrämer gute Dienste thun. Der ewige Jammer unserer Verleger, daß alle Wienerartikel von den auswärtigen Buchhändlern entweder remittiret, oder gar nicht einmal bestellet werden, soll uns von unserem Eifer nicht abschrecken, da wir wißbegierige Innländer genug zählen, wie dieses meine vorgedruckten Pränumeranten beweisen, welche den Absatz der Buchhändler erleichtern, und unser Honorar verstärkern helfen. Wir haben nicht Ursache in diesem Falle die Beurtheilung des Auslandes als eine Regel anzunehmen, und ich rathe, ein bischen unverschämt zu seyn, das ist, daß wir uns selbst, einer den andern, loben und rühmen sollen. Hiemit habe

be ich Ihnen meine Meynung unpartheyisch mitgetheilet, und ich habe die Ehre zu seyn ꝛc.

---

32.

## Hand-Billet eines römischen Kurialisten an einen Assessor der heiligen Rota.

Gestern hat der Kardinal Herzan die Antwort des Bischofes von Laibach überreichet. Sangue di Bacco! die Teutschen treiben mit Gottvaters Statthalter nur Spott. Sie wissen, daß unser Hof auf 120 Quart-Seiten die Ursachen nach Wien geschickt habe, warum der heilige Vater den Bischof von Laibach nicht präkonisiren könne. Diable! was dieses für eine Mühe kostete, bis ein römischer Kurialiste 120 Quart-Seiten anfüllete. Es war des Durchblätterns und Durchwühlens der alten Kanonisten, und Dekretalen-Ausleger kein Ende, und wenn ich nochmal so eine Arbeit unternehmen müßte, so könnte ich mich nicht daran wagen, außer man gäb mir ein Herzogthum zum Geschenke. Vor 50 Jahren war unser Stylus Curiae kurz weg, volumus, oder nolumus — und mit diesem einzigen Worte hatten wir oft die Supliquen mancher Regenten und Nationen abgefertiget. Aber jezt muß alles haarklein bewiesen, und entziffert werden; und

dennoch treibt der Teutsche mit uns nur bitteren Scherz. Doch ich hoffe, daß sich, wo nicht Gottvater, wenigstens der heilige Geist daran rächen werde, indem unter der firma Spiritus sancti viele hundert Millionen Dukaten in der Welt zirkuliren. Bedenken Sie doch den Spott, womit der Bischof von Laibach auf Befehl seines Hofes den donnerndern Vatikan beehrte: die 120 Quart-Seiten hatte er mit nicht mehr und mit nicht weniger, als 27, sage, sieben und zwanzig Zeilen beantwortet. Ist dieses ein Respekt gegen den heiligen Vater, Pabst? Der sich bemühete 120 Seiten zu unterschreiben, und diese nur mit spotthaften 27 Zeilen zu beantworten? Nun glaube ichs gerne, warum der Himmel die Christenheit mit dem Türkenkriege wieder heimsuchet; der Bischof hätte die 120 Seiten, woran man zu Rom ein halbes Jahr lang arbeitete, wenigstens mit 2000 Foliobogen beantworten, und hierzu ein Dezennium verwenden sollen. Bis diese Zeit verstrichen wäre, und bis wir hernach die 2000 Bogen gelesen, registrirt, und geprüfet hätten, wären wieder 30 Jahre verstrichen, und so hätten wir unsere Rechte per usum temporis longinqui behaupten können, wie es hier allezeit Mode war, nämlich alles, was uns nicht behagte, auf die lange Bank hinaus zu schieben, bis unsere Gegner gestorben, und wir wieder in den vorigen Besitz eingetreten sind. Allein in diesem unseligen Jahrhundert lassen sich die Teutschen keine Nasen drehen, und sie spotten der Italiäner bey allen Gelegenhei-

ten. Ich bin sehr neugierig, was der Liebling des heiligen Vaters, Pater Zaccaria, dazu sagen werde. Ich erachte, man soll an unsere Nuntien schreiben, und denselben schärfest auftragen, daß sie künftig die teutschen Bischöfe in tieferem Respekte gegen unseren Stuhl erhalten möchten. Es ist zu befürchten, daß einer dem anderen nachfolget, woraus gar leicht die böse Folge kommen könnte, daß der Pabst genöthiget wäre ein paar hundert Kurialisten außer Aktivität zu setzen; und womit würden wir alsdenn unsere Söhne und Töchter ernähren, wenn das teutsche Geld zu fließen aufhören sollte. Bedenken Sie dieses, und leben Sie wohl.

---

## 33.

## P. Jost, Dominikaner Prior und Inquisitions-Restaurator in Baiern an den General-Inquisitor in Parma.

Vermutlich werden Sie alle Jahre die Gedächtnißfeyer der im vorigen Jahre im Parmesanischen neu eingeführten Inquisition celebriren: ich werde ein großes Lobgedicht dazu verfertigen, welches Sie auf Leinewand in großen Frakturbuchstaben können schreiben, und an den Kirchenwänden zur Bewunderung aufhängen lassen. Meine Proben, welche ich in der

Dichtkunst abgelegt habe, sind weltbekannt, da ich vor einigen Jahren alle meine philosophischen Sätze in lateinische Verse gebracht, und dieselben gedruckt öffentlich ausgetheilet hatte. – Gott sey Dank! daß die h. Inquisition in Parma wieder neue Wurzel gefaßt hat, welches ein klarer Beweis ist, daß der Dominikaner=Orden wegen dem Menschen=Verbrennen bey den heil. Engeln im Ansehen stehet.

So weit hatte ich es zwar mit aller meiner Mühe in Baiern noch nicht bringen können; doch habe ich an der Ausreutung der Illuminaten und Freymäurer Hand angelegt, und vielleicht, wenn mir Gott das Leben und der päbstliche Nunzius gnädige Audienzen schenket, habe ich noch gute Hofnung, auch die Inquisition einzuführen. Es behaupten zwar jezt einige Philosophen, daß sich die Aufklärung in einem Lande, wo sie so sehr verfolget wird, heimlich nur noch weiter verbreite, und daß man von diesem Satze unter den klügeren Baiern offenbare Spuren habe: daß, sagen dieselben, es nur auf einen einzigen Fall ankommen, die verbannte Aufklärung wie die Sonne aus der Morgenröthe hervorbrechen, und mit einem Male über den Horizont ihr Licht verbreiten werde; daß, fahren sie fort, es mit einnemmale heissen werde: gute Nacht Mönche, Inquisition, und Jesuiten. Dieses wäre eine gräuliche Prophezeyhung, und wehe alsdenn uns Inqusitoren, wenn der Himmel das liebe Baiern mit jener Strafe der Aufklärung neuerdings

heimsuchen wollte. Indeß wollen wir zur Besänftigung des Himmels getrost fortfahren, die heil. Inquisition zu verbreiten, und aller Orten die Scheiterhaufen aufrichten, wo wir immer den Zutritt haben, die fürchterlichen Signale unsers heil. Ordens zum Schrecken der Ketzer aufzustecken. Heil und Segen den frommen Parmesanern, welche das sanfte Kind der römischen Religion, ich verstehe die Scheiterhaufen und Kerker des heil. Offiziums, in ihren Schoos aufgenommen haben! Und wehe demjenigen, der sich unterfängt über die Inquisition zu muxen. Es freuet mich daher die Nachricht von ganzem Herzen, daß Sie jenen jungen Menschen, der sich das Edikt, womit die Inquisition dem Publikum verkündiget wurde, mit Anmerkungen zu begleiten unterfieng. Der Bursche muß ein Erzketzer seyn, und er verdienet ohne weitere Untersuchung zur Ehre Gottes verbrannt zu werden. Sie haben diesen Vogel sehr schlau gefangen, da Sie ihm Gnade versprachen, wenn er sich selbst reumüthig stellen würde. Bewahren Sie ihn ja recht vorsichtig; der Kerl soll in seinem Leben das Tageslicht nicht mehr erblicken. Schreiben Sie mir, ob das Holz in Parma theuer ist: in meiner Gegend gäb es Holz genug, und man dürfte wohl einige Dutzend Ketzer und Illuminaten verbrennen, das unbeschadet unseres Brauhauses geschehen könnte. Welche herrliche Plätze wären dieses, denke ich oft bey mir, wenn ich durch ein Wäldchen spatzieren gehe, oder fahre um hier ein Auto da fé spielen zu

können: das Land wäre schon von Natur zur Ausreutung der Ketzereyen mit den Scheiterhaufen gesegnet, nur Schade, daß man so lange nicht daran will meinen vor zehn Jahren gedruckten Vorschlag, die Inquisition in Baiern einzuführen, in das Werk zu setzen. Wachen Sie doch recht sorgfältig einen Freymäurer zu bekommen; und könnten Sie gar einen Illuminaten verbrennen lassen, so wäre es meinen Wünschen noch angenehmer. Denn, einmal für allemal, wir müssen ein Exempel statuiren; und da die weltlichen Regenten zu wenig Lust bezeigen, köpfen, hängen, und rädern zu lassen, so ist es nothwendig, daß wir Inquisitoren auftreten, die Holzstöße anzünden, und mit diesen die sanften Strahlen der römischen Religion verbreiten. Vor allen rathe ich Ihnen bey ihrem neu errichteten heiligen Offizium recht bald einen Bücherbrand zu bewirken. Besonders aber trachten Sie die historischen Werke zu verbrennen; denn aus den Geschichten entstehen heut zu Tage die größten Ketzereyen? alles beruft sich auf alte Geschichte, altes Herkommen, und alte Kirchendisziplin: weg mit diesen Büchern; das Volk soll keine andere Schrift lesen, als welche von dem h. Offizium ist gestempelt worden. Ich erwarte eine frohe Antwort, und bin 2c.

*Nachschrift.* Wenn der junge Bursche, der im Kerker sitzet, noch einiges Vermögen oder Erbschaft zu hoffen hat, dieses erklären Sie für eine

bonne prise, damit das heil. Offizium zeitlich einen ergiebigen Fond an Kapitalien erhält.

---

34.

Der Benediktiner Abt Rosa, vom Berge Cassino, an den Neapolitanischen Geschäftträger, Abbate Ricciardelli, in Rom.

Signore Abbate!

Das Paquet, welches ich Ihnen hier übersende, dürfen Sie ohne Scheu eröffnen; denn es enthält weder ein Aqua toffana, noch einen anderen unsichtbaren Gift-Staub: sondern lauter sichtbare und vollwichtige Dukaten. Ich mache Ihnen mit diesen ein kleines Geschenk zur Dankbarkeit für die zween oder drey Briefe, welche Sie sich alle Jahre an mich zu schreiben würdigten. Ueber die Gewissenhaftigkeit dieses Geschenkes dürfen Sie kein Examen conscientiae anstellen: denn es sind alle nur teutsche Dukaten, welche ich ohnehin aus meiner Abtey-Kassa ausgemustert hatte, weil ich befürchtete, daß das teutsche Ketzergold auch meine Italiänischen Dukaten anstecken möchte: und in dieser Rücksicht halte ich mich für berechtiget, die ganze Summe veräußern zu können, ohne bey der Klosterkassa darüber Rechnung zu pflegen. Dieses Dictamen

conscientiae sey also in Bezug auf die schlechten teutschen Dukaten hinreichend, Ihnen mit nächster Gelegenheit eine noch größere Summe zu übersenden, um Ihre große Mühe und Ergebenheit gegen den Stammorte des Benediktiner-Ordens zu vergelten. Und hätte ich nicht voraus gewußt, daß in Rom meistens lauter teutsches Gold im Umlauf wäre, welches für Dispensazionen, Breven, und Indulgenzen dahin versendet wird, so würde ich Ihnen mit anderen Sorten meine unterthänigste Ergebenheit bezeuget haben.

Sie erlauben mir nun meine Angelegenheiten, die Ihnen gewiß zu Herzen gehen werden, eröffnen zu dürfen. Als vor wenig Tagen von den Benediktinern das Kapitel zu Padua gehalten wurde, um für die nächsten drey Jahre ihre Ordens Obern zu erwählen, oder zu bestätigen, so waren meine undankbaren Ordenssöhne so erzboshaft, daß sie mich, unter dem Vorwande, als wäre ich mit der unerträglichen Herrschsucht behaftet, von der künftigen Abteywürde gänzlich ausschliessen wollten. Die bösen Söhne! die ganze Welt weiß es, daß ich sie nicht weniger, als ein unmittelbar exempter teutscher Reichsprälat, tyrannisirte: und wozu wäre ich denn Prälat, wenn ich nicht wie ein kleiner Fürst über Leben und Tod der zum Orden geschwornen Söhne herrschen könnte? Zum guten Glücke hatte ich den Braten bey Zeiten gerochen. Ich packte meine abteiliche Schatul zusammen, steckte goldene Ringe,

Tabatieren, und Repetieruhren zu mir, ließ anspannen, und begab mich geraden Wegs nach Neapel. Hier glückte es mir gegen meine aufrührischen Söhne die Oberhand zu gewinnen. Ich fuhr etlichemale in der Stadt auf und nieder, brüstete mich als einen reichen Prälaten, und ließ Spuren von mir bemerken, daß meine Hand gegen die geringsten Dienstfertigkeiten allezeit offenstehet. Ich fand also die ansehnlichsten Gönner vom ersten Range, welche mich beym Hofe als den tauglichsten und verdienstvollesten Prälaten empfahlen, und meine Bestätigung für die nächsten 3 Jahre vom Hofe Troß dem Entgegensträuben der Ordenssöhne zu bewirken suchten. Sobald ich dieser königlichen Gnade versichert ward, ließ ich mich im prächtigsten Mönchsanzuge in öffentlichen Gesellschaften sehen; und ich hatte das Vergnügen meine prätiosen Ringe und Schmuck an den schneeweissen Händen der Damen und an den Busen der adelichen Huldgöttinnen glänzen zu sehen. Meine ersten Gönner haben mich versichert, daß eine Kabinets-Ordre an Sie ergehen werde, um im Namen des Hofes mich schriftlich bey dem Wahlkapitel zu empfehlen: welchen Hofbefehl ich Sie dringendst zu beschleinigen bitte, da es periculum in mora ist, und ich in Verzögerung desselben den mürrischen Mönchen keine Nasen drehen könnte. Mein vertrauter Freund hatte mir wirklich die Copia dieser Ordre lesen lassen, die ganz nach meinem Wunsche war, bis auf die folgenden wenigen Worte: wenn anders eine solche Bestätigung

mit den Satzungen und den geistlichen Bedürfnissen ihres Ordens vereinbarlich wäre. — Ich ersuche Sie bey der, zu machenden Vorstellung diese Worte ganz wegzulassen, und statt deren ein paar bessere hineinzusetzen, z. B. man versichere sich zu dem versammelten Wahlkapitel, dasselbe werde begreifen, was des Hofes Empfehlung sagen wolle, und nicht vergessen, daß eine Bitte von Seite des Hofes so viel als ein Geboth heisse. — Man muß mit den Mönchen nicht zu höflich umgehen, wenn man ihre Köpfe brechen will; das muß ich als Prälat verstehen, in welchem Tone man zu den geistreichen Starrköpfen sprechen soll. Betreiben Sie ja recht im Ernste dieses Geschäft, sonst habe ich alle meine Juwelen vergeblich verschwendet. Sie wissen, daß die Frauenzimmer mit den Prälatengeschenken ohnehin gerne ihren losen Scherz treiben, und wenn ich meine Absichten nicht erreichen würde, so müßte ich mich vor Aerger aufhängen; welche Schande Sie ohne Zweifel dem heiligen Erzvater Benedikt nicht werden zur Last kommen lassen, wenn Sie bedenken, daß ich nach meiner wiederholten Bestätigung nochmal die Kassa mustern werde, wo ich gar nicht ermangeln will, mich für Ihre Dienstbarkeit dankbar einzustellen, der ich verharre

Abt Rosa,
auf Monte-Cassino.

## 35.

## Der Geschäftsträger Abbate Ricciardelli in Rom an den Benediktiner Abt Rosa auf Monte-Cassino.

Sie haben mich hübsch auf den Bock gesetzt mit ihrer ehrsüchtigen Abtey-Stelle; der Teufel hole Sie samt ihren Dukaten. Es kömmt nur meine Reue zu spät, daß ich mich mit einem Prälaten in Unterhandlung eingelassen habe, den nichts als Regiersucht, niedrige Heucheley, krumme Wege, und erkaufte Gunst zum Abte gemacht haben. Ihr verfluchter Rath, die Worte in der Ordre abzuändern, und diese in einen Befehl umzuschaffen, hat mich um Amt und Ehre gebracht. Alles ist entdeckt, und ich habe durch einen stolzen Mönchs-Schuft meine Stelle verlohren. Auch Sie sollen gestraft werden. Die Ordre, welche Sie ihrer Würde entsetzet, und Sie zum gemeinen Mönche wieder machet, ist schon auf dem Wege. Es geschieht Ihnen gerade recht, daß Sie auf die nämliche Art büssen müssen, auf welche Sie ihre Mitbrüder despotisirten. Gehen Sie künftig hübsch in den Chor, anstatt daß Sie die Gesellschaften der Damen besuchen, und beschäftigen Sie ihre Augen mit den Büchern, anstatt mit den Juwelen. Keine Seele soll Mitleid über ihren Sturz tragen; und wäre ich der Erzva-

ter Benedikt, so ließ ich Sie nackt auf Dornenhecken wälzen. Ich zweifle nicht, daß jezt ihre Mitbrüder ihren Stolz und Hochmuth, womit Sie denselben begegneten, werden zu bezäumen wissen: und wenn Sie sich gerne hängen wollen, so thun Sie es. Stolze Prälaten kann man noch in großer Menge finden, und Sie dürfen nicht fürchten, daß ihre verhaßte Charakteristik unbesetzt bleiben werde. Büßen Sie gut, und leben Sie lange dazu.

---

## 36.

### Professor Frölich an den Verleger der Pfalzbaierschen Muse.

Ihr Eifer für die Verbreitung der römisch-katholischen Litteratur ist eine geraume Zeit her so einleuchtend bekannt, daß ich es nicht unterlassen kann, zu ihrem berühmten Journale meine Zuflucht zu nehmen. Ich lese alle ihre Blätter mit innigstem Vergnügen, und ich greife es mit den Händen, daß seit der Anwesenheit des Herrn Zoglio ihre Verlagsartikel von Tag zu Tag frömmer und andächtiger werden. Vor Zeiten, verzeihen Sie mirs, daß ich offenherzig schreibe, gieng es mir mit ihren Blättern, wie mit der Salzburger Zeitung: ich konnte sie niemal ohne innigsten Unwillen lesen. Aber jezt, Gott sey Dank, ist die Sonne des wah-

ren Glaubenslichtes wieder aufgegangen, und die höllischen Finsternisse der Salzburger Zeitung sind, vermuthlich durch die Fürbitte des heiligen Wiguleus und des h. Ignatius, glücklich verdrängt worden. Ihre Muse ist nun, eingehüllet in den Mantel der Religion, ans Licht getretten, und ein kunstvoller Kupferstich auf dem Titelblatt, der sogar den Griffel eines Chodowieki weit hinter sich läßt, verkündigte ihre Ankunft. Zu dieser heiligen Muse nehme ich also, wie die böhmischen Bauern zum Mirakelbild nach Bogenberg, meine Zuflucht; und ich hoffe von Ihnen die Gefälligkeit erwarten zu dürfen, das beygelegte Manuskript unter dem Titel: **Rezension über Rezension**, Dero geheiligten Muse einzuverleiben. Noch mehr, und zwar unendlich würden Sie mich verbinden, wenn Sie zugleich das ganze Stück in die italiänische Sprache übersetzen ließen, um mit demselben bey dem Herrn Zoglio aufzuwarten, indem ich voraus versichert bin, daß dem Herrn Zoglio keine Schrift angenehmer seyn könne, als nur eine solche, welche der römisch-katholischen Geistlichkeit den Umgang mit den Frauenzimmern schärfest verweiset. Und dieses ist der Punkt, den ich bearbeitet habe; ich vertheidige die Ehelosigkeit der katholischen Priesterschaft Trotz allen Einwürfen, und sollte ich auch die Naturgesetze umstossen müssen. Die Auslage für die Uebersetzung werde ich fleißig bezahlen. Ich würde Ihnen mit diesem Auftrag nicht beschwerlich gefallen seyn, wenn ich wußte, daß die Herren Italiäner während ihrer

Anwesenheit die teutsche Sprache gelernet hätten. Allein mir ist es aus der Erfahrung bekannt, daß die Italiäner aus Gemächlichkeit ganz ungerne etwas lernen, und daß sie besonders für die Sprache der Teutschen gar nicht eingenommen sind; und dieses ist nun die Ursache, warum ich meine Rezension über Rezension übersetzt zu werden wünschte, wodurch es vielleicht geschehen könnte, daß meine Arbeit in dem Giournale ecclesiastico di Roma paradiren dürfte. Schlüßlich habe ich nichts zu erinnern, als Sie zu bitten, daß Sie ihrem Blatte künftig den Titel der **katholischen Muse** geben möchten: gleichwie ich mich allezeit als Professor auf der **katholischen** Universität unterschreibe. Es wäre Sünde, wenn wir uns dieses prächtigen Titels schämen wollten, und leider! sind die Studenten noch von dem Illuminatengift angesteckt, welche nicht zu bereden sind, daß sie in ihren Briefen das Wort **katholisch** hinzusetzen, sondern lieber geradeweg Ingolstadt schreiben. Das Beywort **katholisch** — muß hinzugeschrieben werden, predige ich täglich, und wenn künftig ein Brief an mich kömmt, wo die Aufschrift nicht heißt: Professor auf der **katholischen** Universität, so werde ich ihn unerbrochen wieder zurücke senden. Ich bin bereit um dieses Beywort noch einen Federkrieg anzufangen, welches nicht das erste Beyspiel wäre, daß sich die Theologen oft weit mehr um die **Worte** — als um die Sache selbst gezanket hatten. Ich bin rc.

## 37.

### Professor Frölich, an die geistlichen Verfasser der Mainzer Monatsschrift.

Hochgelehrte Herren.

Ich habe die Ehre Ihnen das XX. Stück der pfalzbaierischen Muse zu übersenden, damit Sie alles dasjenige gedruckt lesen können, was ich Ihnen iezt schreiben wollte. Ich zweifle gar nicht, daß Sie aus Freundschaft zu mir einen Gebrauch davon machen, und alles das Ihrige beytragen werden, um meine Ehre zu retten. Ich bin, leider, mit meinen Schriften so unglücklich, daß diese nirgends gelobt werden, und ich bin immer in die Nothwendigkeit gesetzt, mich mit den Rezensenten herumzubalgen, mich zu vertheidigen, und, was nothwendig darauf folget, mich ein bischen zu loben. Kaum habe ich mich von den Nürnberger Rezensenten losgerauft, so wurde ich wieder von einer anderen Seite, nämlich von Würzburger gelehrten Anzeigen im 45. Stücke dieses Jahres, beym Schopfe genommen. Ueberdenken Sie es doch selbst, ob dieses eine Manier ist, einen katholischen Professor auf eine solche Art zu behandeln? Ich wußte mir nicht besser zu helfen, als mich unter den römisch-katholischen Schutzmantel der pfalzbaierischen Muse, und der hochgerühmten Mainzer Monatschrift zu verkrie-

chen: und ich hoffe nicht, daß Sie mir armen Sünder ihre Zuflucht versagen werden.

Als das Unkraut der Illuminaten ausgereutet ward, dankte ich Gott täglich mit dem Ambrosianischen Lobgesange: te Deum laudamus; und ich werde noch in jener Welt stolz darauf seyn, daß ich der erste war, der den Zunder zur Sprengung dieser antipaptistischen Miene geleget hat. Man murmelt zwar hie und da, daß es ein unverantwortlicher Schritt gewesen sey, den ich gethan habe, weil dadurch so viele schuldlose Gattinnen und unschuldige Kinder unglücklich sind gemacht worden; aber diese Vorwürfe, welche man mir machet, sind nicht theologisch, und was nicht theologisch ist, das kann ich nicht auf mein Gewissen nehmen. Wir Theologen finden eine Menge Texte in der Bibel, welche uns berechtigen, das Unkraut samt der Wurzel auszureuten: und folglich können wir in Fällen der Ketzerey die unschuldigen Kinder nicht in Betrachtung ziehen, weil diese die Wurzel und der neue Saamen zur Fortpflanzung sind. Wir haben tausend Beyspiele in der römisch-katholischen Kirchengeschichte, welche beweisen, daß die obige Lehre praktikabel sey, und daß in Religions-Angelegenheiten und Verfolgungen viel tausende Unschuldige sind erwürget worden, ohne daß diese wußten, warum? Man kann nicht allezeit auf Nebendinge, oder auf unangenehme Folgen Rücksicht nehmen, denn das Religionswesen

hat den Vorzug. So habe ich mich in meiner Rezension über Rezension, die ich hier gedruckt beygeleget habe, nicht enthalten können, selbst den Fürstbischof aufzufodern, um meine bambergische Vaterstadt vor dem Greuel der Verwüstung, wie ich mich ausdrückte, zu bewahren. Diese Stelle wird gewiß Aufmerksamkeit erregen, und wenn die Herren Kleriker, welche die Verfasser der Würzburger gelehrten Anzeigen sind, entweder eingesperret, oder auf ewig brodlos gemacht werden, so kann ich nichts dafür: es ist einmal Religions Sache, und hierin findet keine Schonung Platz. Ich wende mich allemal gleich an die Bischöfe, wie ich es bey der Illuminaten-Verfolgung gethan hatte; und das, was in Herrn v. Bibrachs Journale von mir stehet, rechne ich mir in den Augen der römisch katholisch Gesinnten allezeit zur unsterblichen Ehre. Man muß die Sache im Ernste, und am rechten Flecke angreifen, wenn man sie durchsetzen will. Es schadet gar nicht, wenn die Verfasser in Würzburg zur Strafe gezogen werden: es sind ohnehin nur Weltpriester, welche bey diesem verdorbenen Jahrhundert jede Gelegenheit ergreifen, die heiligen Ordensstände zu necken. Junge Weltpriester, welche keinen anderen Charakter besitzen, als daß sie müssige, Zeit und Papier verderbende Skribler sind, sind nicht berechtiget einen Doktor und Professor der Theologie zu kritisiren: wäre dieses hier zu Lande geschehen, so wäre es mir ein Leichtes gewe-

sen, solchen jungen Skriblern das Handwerk einzustellen. Ich kann mich gar nicht dareinfinden, daß man jezt in Würzburg solchen Unfug gedulden will. Da ich noch als Student zu Bamberg zu Hause war, wußte man nichts, daß sich ein Weltpriester vergangen hätte, ein Schriftsteller zu werden. Die Messe und das Brevier war ihr Geschäfte, und wenn sie damit am Ende waren, so sezten sie sich an einem Tische zusammen, tranken guten Franken-Wein, und trieben ein Kartenspiel dabey. Heut zu Tage will jeder Knabe seine Sudeley drucken lassen. Vor Zeiten hatten die Jesuiten und Ordensgeistlichen das Schriftstellerwesen alleine unter sich; und dort giengs noch gut, man schrieb schöne Theologien, schöne Lebensgeschichten der Heiligen, und Predigten von der Hölle, daß die Haare Berg an stunden, oder von dem Fegefeuer, daß die Leute ganze Hüte voll Messe-Stipendien in die Klöster trugen. Jezt sieht man keine solchen Bücher mehr; in unseren Tagen bekömmt man nur Spottschriften, Reformations-Piecen, und Lästerschriften gegen den Klosterstand und den Pabst zu lesen. Allein ich lasse mich nicht erschüttern; ich bleibe orthodox, so lange ich lebe. Daher habe ich die Ehelosigkeit der katholischen Klerisey aus vollen Kräften vertheidiget. Meine Gegner mögen mir aus der Vernunft, oder aus der Geschichte beweisen, was sie wollen; ich nehme es nicht an; denn ich bleibe bey der heil. Theologie, welche lehret, daß man den Verstand gefangen geben soll, so oft man die Einwürfe nicht

auflösen kann. Ich bin ein geschworner Feind der Heurathen, und hätte ich zu befehlen, so dürfte man nur in so weit zur höchsten Noth heurathen, damit die Dörfer nicht gar leer stehen blieben, in wie weit wir nämlich der Fuhrleute und Kutscher bedürften, welche unsere Herren Prälaten von einer Stadt zur anderen führen. Es ist wahrlich eine Strafe Gottes, daß es jezt so viel Frauenzimmer giebt, welche den Studenten nachlaufen, und dieselben vom geistlichen Stande abhalten. Wenn uns Gott von diesem Uebel nicht erlöset, so ist der Cölibat schwerlich mehr zu retten. Wären weniger Weibsleute, so wären die jungen Pursche genöthigt in die Klöster zu gehen: aber so wird die Welt von jener Pest immer noch mehr geplaget. In den ersten Zeiten des Christenthums verliessen die Mädchen die Welt, ohne zu heurathen; z. B. mit der heil. Ursula giengen eilftausend Jungfrauen auf einmal über das Meer; heut zu Tage wollen die Mädchen nicht einmal auf das Moos, viel weniger auf das Meer. Hieran ist die schlechte Erziehung Schuld. Alles wird zum Heuraten erzogen; und die verfluchten Komödien — Herr, verzeih mir diese Galle! alle Komödienhäuser soll man niederreissen, weil alle Schauspiele mit der Heurat geendiget werden. Als ich ein Student war, endigte sich kein Schauspiel anders, als mit der Bekehrung; z. B. der Jüngling gieng ins Kloster, und das Mädchen wurde eine Nonne Troz dem Heulen und Weinen ihrer fleisch-

lichen Aeltern. Ich wäre gewiß der berühmte Mann nicht geworden, der ich jezt bin, wenn ich das Unglück gehabt hätte, um 30 Jahre später auf die Welt zu kommen: wie leicht hätte ich unter die Studenten-Mädchen gerathen können, von denen jezt alle Städte voll sind. Alle diese Mädchen sollte man auf das Meer schicken, denn diese sind die Ursache, warum so wenig auf den Cölibat gehalten wird. Die Weltpriesterschaft ist schon so sehr verdorben, daß beynahe ein jeder Geistlicher sein eigenes Mädchen unterhält; und dieses Laster fängt sogar in den Klöstern einzureissen an, indem ich manche Ordensmänner kenne, welche wöchentlich ein paar Buhlbriefe schreiben. Zu meiner Zeit hatten wir Religiosen die Fensterscheiben abgezählet, wenn uns ein fleischlicher Gedanken kam, aber jezt sind die Tafelfenster Mode, und kein Mensch will die Fensterscheiben mehr zählen. Es ist auch keine Hofnung zum Besserwerden, indem sogar die geistlichen Seminarien schon im Grunde verdorben sind. Man betrachte nur die neumodischen Kleriker, welche aus den kaiserlichen Seminarien kommen; nichts haben sie im Kopfe, als ein bischen Vielwisserey, und wer immer die Probe dabey anstellen will, der wird finden, daß sie auf beyden Seiten, entweder für die heutige Aufklärung, oder für die sogenannte alte Denkungsart gleich mittelmässig unterrichtet sind. Daher konnte ich mich in meiner Rezension über Rezension nicht enthalten ein paar Worte darüber

fallen zu lassen; diese heissen am Ende so: „die (heutigen) Kleriker sind zwar ledig, aber nicht alle keusch, nicht zur apostolischen Lebensart unterrichtet, und gebildet, auch in Seminarien nicht dazu gebildet worden. Ach, man sieht heut zu Tage aus gewissen Seminarien (der hier die kaiserlichen nicht darunter verstehet, der muß blind und taub seyn) manche nur eitelstolze, fleischlich gesinnte, gegen regulirte Mitpriester lieblose, und dabey gelehrtthunwollende Kleriker herauskommen. Hat sich vielleicht nun das Räthsel entwickelt, worauf so mancherley Vorbereitungen abzielten, und warum man den Bischöfen eine so unabhängige Gewalt in allgemeinen Kirchengesetzen zu dispensiren, oder sie vielmehr aufzuheben, einräumen will? Wenigstens die Mainzer Monathschrift hat schon darauf gedeutet." Alle diese Worte habe ich in die pfalzbaiersche Muse einrücken lassen, die gar ein holdes Mädchen ist, und keinem Ultramontanisten ihre Gunst versaget. Sie sehen also, in welchem Tone ein Professor spricht, der den Muth nicht verloren hat, alles zu wagen, was zur Erhaltung der römischen Hierarchie dienlich ist. Die Seminarien sind in meinen Augen ein Greul der Verwüstung, und wenn ich je eines loben wollte, so wäre es das von **Löwen**: denn dort giebt es noch gehorsame und glaubensfeste Kleriker, welche keine Neuerung annehmen wollen, und für die ich ein Professor nach Wunsch wäre.

Nun bitte ich, daß Sie mich in ihrer Mainzer Monatschrift bestens vertheidigen möchten, wobey ich nicht ermangeln werde, ihr Journal in meiner Gegend bestens zu verbreiten, und dasselbe allen Feinden der Aufklärung innigst zu empfehlen. Ich habe die Ehre zu verharren ꝛc.

---

## 38.

## Ein Karmeliter Prior an einen Pater Lektor seines Ordens.

Dilectissime in Christo.

In den Zeitungen lese ich, daß man in der erzlutherischen Reichsstadt Nürnberg bey der Gelegenheit der Luftfahrt des Herrn Blanchard folgende erzketzerische Zeilen auf eine Schießscheibe geschrieben habe: Blanchardus post Eliam secundus; re ipsa tamen primus, quippe qui humano conatu aera superans fabulosis non eget equis. Welche unerhörte Sache! einen Franzosen mit dem heil. Elias zu vergleichen! und noch obendrein zu sagen, daß die Pferde, und folglich die ganze Luftschifferey des Elias nur eine Fabel sey. Also wäre auch unser heiliger Orden nur eine Fabel?

Ich mache Ihnen nun sub virtute sacrae obedientiae den Auftrag, wenigstens funfzig theologische Sätze drucken zu lassen, und in denselben die obige Behauptung zu widerlegen. Noch mehr würden Sie sich um den heil. Orden verdient machen, wenn Sie eine eigene Abhandlung in teutscher Sprache dazu schreiben würden, um dem Publikum zu zeigen, daß der heil. Elias nicht aus Spaß, oder für Geld in den Himmel gefahren, und daß der Karmeliten-Orden kein Fabel-Orden oder Narrenorden sey. Wenn Sie aber die teutsche Orthographie zu wenig verstehen, so schreiben Sie die Dissertation in Gottes Namen lateinisch. Da Sie ohne Zweifel viele Bücher zu dieser Riesenarbeit brauchen werden, so stehet Ihnen meine Kloster-Bibliothek zu Diensten, welche über diesen Punkt einen Schatz sowohl an gedruckten als ungedruckten Handschriften besitzet. Leben Sie wohl.

---

## 39.

## Der Professor der Nautik zu Triest, ein Exjesuit, an seinen Freund in Mohilow.

Charissime!

Auf der Bahn meines Lehramtes in der Seefahrt mache ich glückliche Fortschritte; ich lehre die jun-

gen Leute nicht nur über das Meer, sondern sogar durch die Luft nach dem Himmel zu schiffen. Wir Jesuiten finden noch überall gute Leute, welche sich alle Mühe geben, uns zu den öffentlichen Lehrstellen und anderen Aemtern bestens zu empfehlen: denn es giebt keine Schul-Erziehungs- oder Lehranstalt, wo nicht ein oder ein Paar Jesuiten darunter stecken und wir können sowohl unvermerkt, als ungehindert unsere Lehren verbreiten. Denn die Menge der Patronen, welche uns schützen und vertheidigen, ist noch immer groß genug, um unsere Gegner zu überschreien. Ein bischen schlau muß mans freylich immer anzustellen wissen. So oft ich meine Vorlesungen aus dem mathematischen, hidraulischen und anderen Gegenständen halte, so mische ich allezeit eine gute Dosis von der Herz-Jesu Andacht, von der Aloysianischen Keuschheit, und von der Andacht gegen den h. Xaverius mit unter, welchen letzten ich als einen sonderbaren Patron der Seefahrer anzurühmen nicht ermangle, da ich diesen Ordensheiligen als den richtigsten Kompas vorstelle, der alle mathematischen Berechnungen weit übertrifft. Dadurch werden die Jünglinge unvermerkt an die Jesuitischen Andachten gewöhnet, und es stehet nicht lange zu erwarten, bis ein paar Schüler unter Begleitung des himmlischen Kompasses, des h. Xaverius nämlich, zu Mohilow, als in dem Haven des Loyolitischen Freystaates, einlaufen werden. Hierzu muß man aber hübsch stille seyn, und zuweilen mit einem gedruckten Bogen über den guten Fortgang

des Institutes herausrücken. Man muß posaunen und Winde machen, damit man nichts bemerket; und derjenige ist kein Jesuite, der den Kommissarien keine Brille aufzustecken weis. Der Gedanken, die Mathematik mit der Herz-Jesu-Andacht zusammen zu reimen — ist zwar lächerlich; aber was vermag ein Jesuite nicht alles? und was glaubt wohl das Volk nicht, wenn es aus dem Munde eines Jesuiten kömmt? Große, hohe, ansehnliche Herren glauben auf unser Wort; und die Schulen und Erziehungsanstalten, oder kurz, das Lehramt ist der einzige Weg, große, ansehnliche Herren in ihrer Jugend zu bilden, daß sie im Alter kein Jesuiten-Jota bezweifeln. Daß wir Jesuiten noch alles Vertrauen besitzen, davon habe ich die neuesten Proben. Hören Sie mich nur, wenn Sie sich des Lachens enthalten können. Ich bewies unlängst meinen Zuhörern, daß der Teufel unter allen der erste und beste Mathematiker sey: denn als der Teufel aus dem Delphischen Orakel zu sprechen beliebte, so geschah damals die erste Aufgabe von dem doppelten Kubus; welche der höllische Geist mit solcher Geschicklichkeit auflösete, daß er ungezweifelt den Preis würde davon getragen haben, wenn es zur selbigen Zeit Mode gewesen wäre, eine jede Auflösung der Frage mit Akademischen Denkmünzen zu beschenken. — Nun sehen Sie, was wir alles im Jahre 1787 schon demonstriren können: welches uns die sicherste Hofnung giebt, daß wir im Jahre 1799 weit ärge-

re Sätze behaupten, und bis dahin unseren Jesuitenorden wieder auf seinen Ursprung zurückführen werden. Nicht ein einziger Schüler hat das Alberne meines Vortrages bemerket, und ich darf mir getrost Glück wünschen, daß man mich selbst für ein Delphisches Orakel hält. Diese Absicht ist auch leicht zu erreichen; denn seitdem den jungen Leuten durch die Auswanderungs-Patente das Reisen ist erschweret worden, so bleiben sie hübsch bey der Frau Mama zu Hause, und sie können nicht erfahren, ob ein Professor jenseits der Gränze den Teufel eben so gut als den besten Mathematiker angiebt, wie man es aus dem Munde eines Professors zu Triest mit Bewunderung vernehmen kann. Den Teufel muß man in allen Vorfällen die Haupt-Rolle spielen lassen; hiedurch werden die Menschen furchtsam, und nehmen in widrigen Fällen ihre Zuflucht zu den Heiligen. Wenn ich also Vormittags von dem Teufel predige, so lehre ich Nachmittags von dem h. Xaverius, und so umgekehrt; auf diese Weise sitzen die Zuhörer zwischen zween Stühlen; und so dumm ist wohl keine Seele, welche nicht lieber zu einem Heiligen, als zum Teufel ihre Zuflucht nimmt. Ich rathe Ihnen also, wenigstens alle halbe Jahre zween oder drey Bogen drucken zu lassen, um mit den Wissenschaften aus allen Fächern Winde zu machen, wenn schon die Schüler im Grunde nichts wissen sollen, welches allezeit unser Hauptaugenmerk ist. Man muß die Gegner loben, wenn

man sie gewinnen will. Nehmen Sie nur das Beyspiel von der Wiener Litteratur; dort bilden sich die jungen Leute ein, daß sie recht viel wissen, und wenn sie drey oder vier gedruckte Bogen über Alletagsgegenstände zusammen zu schreiben wissen, so glauben sie schon große und tiefforschende Gelehrte zu seyn. Es erscheinen auch, nur sehr wenige ausgenommen, keine andere, als Alletagsschriften; und diese beschäftigen die Pressen so sehr, daß ein jeder anderer, besserer Author weit zurück stehen muß. Mit diesem Geschreibsel werden die Leser in Ewigkeit nicht weiter fortrücken: allein eben darum muß man dergleichen Autoren loben, und ihre Dreygroschen-Stücke ausposaunen, damit sie nicht weiter forschen. Wir sind nun schon einmal in einer solchen Lage, daß wir behutsam und mit Finessen zu Werke gehen müssen. Unsere Kollegen an den Rhein-Nekar-Mosel-Mayn- und Isar-Strömen haben freilich schon voraus gewonnen Spiel, da sie ungehindert treiben können, was sie wollen: so können zum Beyspiele die Jesuiten in Augsburg und in derselben ganzen weiten Gegend alljährlich aus einer jeden Stadt drey oder vier Bürgers-Söhne nach Mohilow debauchiren, ohne daß es bemerket, oder etwas dagegen gesagt wird. Aber hier zu Lande hält dieses Debauchiren unendlich schwer, da die Verrätherey von allen Seiten zu befürchten ist. Nun will ich Ihnen nicht länger über Sachen schreiben, die Sie besser verstehen, als ich. Melden Sie allen ihren Herren Kollegen meine Empfehlung,

und erfreuen Sie dieselben mit der Nachricht von dem guten Fortgange unserer Absichten.

---

40.

P. Weissenbach, Soc. Jesu, und Kanonikus zu Bischofszell in der Schweiz, an die hochgelehrten und hochrenomirten Kontrovers-Prediger, Direkteurs, und Herausgeber der Kreuzer-Journals zu Augsburg, wie auch an deren Mitglieder, als die bewährtesten Mäuse-Ratten- und Mücken-Verbanner daselbst.

In nomine Domini, amen!

Ohne Zweifel wird meine Schrift, betitelt: Und das heißt nun aufklären? Ein Versuch von einem unbekannten Verfasser. Gedruckt zu Ibi-ubi, 1787 auf 90 Seiten ohne Gefahr der Konfiskazion in der Toleranzvollen Stadt Augsburg eingetroffen, und unter den Jesuiten-Händen im Umlaufe seyn. Was sagt das Publikum dazu? Wenn Sie noch mehrere Exemplarien brauchen, so schreiben Sie mir bey Zeiten; denn die Auflage ist beynahe schon vergriffen. In meiner Gegend findet diese Schrift eben so großen Beyfall, als meine

Vorbothen des neuen Heidenthums. Doch hüten Sie sich zu entdecken, wer der Verf. der im vorigen Jahre erschienenen Schrift: **Ueber eine neugeprägte Excellenz zu Freyburg in Breisgau** — sey; das klügere Publikum hält es noch immer für ein Pasquill auf den Herrn Prof. Caspar Ruef: und in eine Pasquill-Sache mag ich doch nicht gerne verwickelt werden. Wenn Sie über diesen Punkt Briefe gewechselt haben, so verbrennen Sie dieselben, wie ich die meinigen. Den zwoten Theil des Buches: **Wer sind die heutigen Aufklärer?** habe ich eben auf meinem Pulte: das Werk gefällt mir recht wohl, und ich wünsche, daß im Jahre 1788 wieder eine ähnliche Schrift erscheinet. Wie geht es denn mit ihrem Journale: **Kritik über gewisse Kritiker, Rezensenten, und Broschürenmacher.** Ich lese ein jedes Stück mit tausend Herzensvergnügen. Wenn euch der Hochweise Magistrat noch keine Ehrensäule errichtet, so ist es ein unverzeihlicher Undank. Augsburg wäre ohne Jesuiten in tausend Jahren nicht so berühmt geworden; doch ich hoffe getrost, daß euch die ganze Einwohnerschaft den größten Dank wissen werde. Aber eine Ehrensäule gebühret euch; und im Falle man euch diese versaget, so schlaget den Staub von euren Schuhen, und ziehet in eine andere Stadt, wo ein päbstlicher Nuntius residiret. Doch, meine Herren, mit Erlaubniß zu melden, Ihr seyd zu artig, zu fein, zu politisch in eurer Kreutzer-Schrift. Verzeihet mirs,

Freunde, ich habe jezt im wärmsten Herzenstone gesprochen. Nun wieder per — Sie. Sie müssen mehr gewagte, keckere, und empfindlichere Ausfälle wagen. Darein hauen muß man mit dem Kreutze in der einen Hand, und ein großes Schwerdt in der andern, darein hauen im heiligen Eifer, daß die Köpfe unserer Gegner zerspalten mögen. Haben Sie denn die Fresco-Mahlerey in Regensburg nicht gesehen, wie der heil. Emmeram mit Kreuz und Schwerdt auf die Ketzer loskalopiret, und ohne Erbarmen, wie die preußischen Todten-Husaren, dareinhauet? Solche Gemählde muß man genau betrachten, bevor man als Schriftsteller gegen die Ketzer auftreten will. Da Sie einen so großen Verschleiß ihrer Blätter haben, so lohnete es wohl der Mühe, dorthin zu reisen, und die Mahlerey recht zu betrachten. Ich habe gestern geflissentlich alte Augsburgische Kontrovers-Predigten aus den 50ger Jahren hervorgesuchet, und ich fand, daß es zu selbiger Zeit erzgrob, ohne Schonung, und, so zu sagen, Stierisch zugegangen hat. Es wäre uns keine Ehre, wenn wir den Religionshaß und die Religionswuth verlohren hätten. Und, meine hochwürdigen, hochgelehrten Herren, ich habe nun volle Ursache Ihnen Muth und Eifer einzusprechen, denn ich habe nicht nur allein aus ganz Teutschland und aus Mohilow, sondern aus Rom selbst Briefe, daß wir jezt ohne Zurückhaltung und ohne Scheu an unserem Vorhaben arbeiten sollten. Wir müssen von allen Seiten zugleich losstürmen, weil uns ein

günstiger Zeitpunkt nahe ist. Und Sie, meine Herren, haben ohnehin in ihrem Zirkel das Ruder in den Händen, Sie sind in der ganzen Stadt das Faktotum, und können wirken, wie Sie wollen. Den Hof dürfen Sie wohl nicht scheuen, der so weit entfernet ist, und Sie haben es doch aus der Erfahrung, daß Sie der Sache immer eine Farbe anstreichen können. Ich bitte Sie, lesen Sie doch die Kontrovers-Predigten aus den 50ger Jahren, damit Ihnen die derben Ausdrücke und groben Hiebe recht geläufig werden. Und ist nun einmal ihre Ideenkammer damit angefüllt, so bitte ich es mir als ein Special-Freundstück aus, vor allen die Salzburger Zeitung mit der derbsten und beissendsten Lauge zu begiessen. Ich will Ihnen gerne Materialien dazu einsenden, und wir müssen nicht ruhen, diese von den Jesuiten allgemein verhaßte Zeitung in den Pfuhl der Hölle hinabzuschreiben. Lassen Sie sich von den irdischen Peliamswörtern: Duldung, Menschenliebe, Schonung, Gefühl u. s. f. nicht verführen, und betrachten Sie nur vorher die oben angezeigte Fresco-Mahlerey recht genau. Ich bin eben im Begriffe an die ganze Jesuitische Journalisterey und Schriftstellergesellschaft ein Zirkulare ergehen zu lassen, und dadurch neuen Muth und Eifer einzusprechen. Aber ich verbitte es mir, dieses Zirkulare geheim zu halten, damit wir im Laufe nicht gehindert werden. Es giebt wirklich schon einige Staats-Politiker, welche unsere Bewegungen wollen bemerket haben: vor einigen

Tagen ward in einer Gesellschaft die Frage aufgegeben: was wohl die Ursache seyn müsse, daß jezt die Jesuiten weit kennbarer, und weit handgreiflicher als jemals, gemeine Sache machen, und öffentlich sowohl als ins Geheime gegen alles losstürmen, was ihnen im Wege stehet? Sie hatten, wurde hinzugesetzt, den Zusammenhang ihrer Glieder noch nie so offenbar an den Tag geleget als jezt seit ein paar Jahren her; und, wurde weiter gefraget, welches sind denn die Höfe, worauf sie sich so sehr stützen? .... Sehen Sie, Freunde, so spricht man in den politischen Zusammenkünften, welche ich durch meine Spione ausforschen kann. Allein dieses soll uns nicht aufhalten nach dem Ziele zu eifern. Unsere Soli-ipsi haben nun einmal das Signale gegeben, und diese werden ohne Zweifel die gründlichsten Ursachen haben, den gegenwärtigen Zeitpunkt zu benützen. Ich bin u. s. w.

Weissenbach,
soc. Iesu, und Kanonikus zu Bischofszell.

---

## 41.

## Die Kreutzer-Journalisten in Augsburg an den Herrn Professor Fröhlich in Ingolstadt.

So angenehm uns Dero gelehrte Programmen gewesen, worinn Sie die heilige Ehelosigkeit der katholischen Priester vertheidiget hatten, eben so ekelhaft und scheußlich kamen uns die Rezensionen über dieselben vor, welche wir in den Nürnberger und Würzburger gelehrten Anzeigen gelesen hatten. Sie thaten sehr weise, daß Sie sich mit der Widerlegung der Nürnberger Zeitung nicht abgegeben hatten; denn ein katholischer Professor beschmutzet sich nur, wenn er sich mit einem protestantischen Professor einläßt, besonders in dem theologischen und kanonistischen Fache, weil die Protestanten weder einen Pabst, noch weniger den heiligen Geist von Rom besitzen. Wir machen es eben so, wie Sie, so oft uns ein protestantischer Schriftsteller angreift; so würdigen wir uns nicht, eine Antwort zu geben; hierzu sind wir zu stolz, als daß wir uns mit Leuten messen sollen, welche sich zu einer Religion bekennen, in der man die Seligkeit nicht erlangen kann. Bleiben Sie also, liebster katholischer Herr Professor, bey ihrem Vorsatz, sich mit Protestanten

nicht mehr einzulassen; denn diese Herren sind gar unruhig; sie machen Einwürfe über Einwürfe, bis unser einer zuletzt gar nichts mehr zu sagen weis. Allein, daß katholische Würzburger Rezensenten über Sie einen Ausfall wagten, das war nicht länger mehr zu erdulden. Wenn Sie es erlauben, so wollen wir Sie in unserer **Kritik über gewisse Kritiker** — vertheidigen. Wir hoffen nicht, daß Sie sich unseres Journales schämen werden. Man pfleget es zwar gemeiniglich mit dem verächtlichen Namen eines **Kreuzer-Journales** zu brandmarken: aber dieser Spott-Namen rühret nur von lauen Christen her. Unsere andächtigen Leser, und hierunter sind eine Menge der ansehnlichsten Personen, Bürgermeister, Kanonizi, Grafen 2c., belieben unsere Schrift das **Jesuiten-Journal** zu betiteln: Sie dürfen also nicht glauben, daß das spottweise genannte Kreuzer-Journal eben so niedrig, als eine pöbelhafte Kreuzer-Komödie sey. Es giebt stiftmäßige, und adeliche Leser genug, welche uns mit ihrem hohen Ansehen diesen Schandfleck wieder auslöschen helfen. Also, wie gesagt, wenn es Ihnen beliebt, so wollen wir Sie vertheidigen. Es wäre uns dieses ohnehin eine erwünschte Gelegenheit über die neumodischen Weltpriester losziehen zu können, und dabey könnten wir über die General-Seminarien, über die heutigen Lehr- und Schulanstalten die triftigsten Hiebe Links und Rechts anbringen. Bester katholischer Herr Professor! wir sind, im Vertrauen gesagt,

Feinde aller Neuerungen, und wir wünschen nichts sehnlicher, als daß die Welt wieder in jenes Geleise zurück treten möchte, worinn sie zur Zeit, als der heil. Jesuitenorden existirte, gegängelt ward. Dortmals waren selige Zeiten! wir besaßen Güter zu tausenden der Millionen im Werthe, und die übrigen Ordens-Mönche konnten auch dabey ihre Bärte weidlich schmieren. Alle diese Seligkeiten hätten nie auf der Welt existiret, wenn der abscheuliche Ehestand der Geistlichen wäre eingeführet worden. Wir ermuntern Sie daher, gegen dieses Laster, und gegen die Ketzerey der Priesterehe aus voller Kehle zu eifern. Denn würde die Priesterehe, das Gott verhüte! zugegeben, so wäre die Hofnung von dem Wiederaufleben des Jesuitenordens, die jezt wirklich vor der Thüre ist, für ewig verlohren. Die Mädchen, welche dadurch keinen Mann bekommen, mögen fluchen wie sie wollen; sie mögen sich todt härmen, der Jesuitenorden, und der heil. Mönchsstand haben den Vorzug. Nur die Weltpriester, und die aus den Klöstern entlassenen Mönche machen so viel Lärmens. Sie werden gewiß nie die Priesterehe von einem Jesuiten vertheidiget gelesen haben, denn diese verstehen die Pfiffe weit besser. Wir sind schon bewafnet die Würzburger Verfasser unter die Bank hinabzuschreiben: wir werden alle unsere Kräfte sammeln, dieselben tief hinabzudrücken, Sie aber, als den Erzmärtyrer der Wahrheit hoch auf den Thron zu erheben, und auf den Altar zu stellen.

Wir schmeicheln uns von Ihnen einer Antwort gewürdiget zu werden, und bitten Sie zugleich, Ihre gefälligen Beyträge zu unserem Journale zu machen, welche wir allezeit mit vielem Vergnügen einrücken werden. Vor allen machen Sie auf die ketzerischen Schriften Jagd, es mögen diese gedruckt, oder im Mannskript seyn. Denn so viel wir hören, so glimmet die Ketzerey noch immer unter den Studenten, welchen Gift sie zwar nicht in loco einsaugen, denn davon ist der Ort genug gereiniget, und die Kontumaz-Häuser sind gut eingerichtet; aber die jungen Leute bringen den Gift schon mit sich auf die Schule, und man kann nicht wachsam genug auf der Hut stehen. Wenn Sie sich durch die Gunst der heiligen Jungfrauen im Himmel recht einschmeicheln wollen, so schreiben Sie doch, so bald als möglich, ein Programm zu Vertheidigung des Breviars: viele, ja recht viele Priester wollen das Breviar nicht mehr beten. Lauern Sie doch sehr fleißig auf die jungen Priester, welche über dieses heilige, Gott alleine gefällige Gebet nur Scherz treiben, und ermangeln Sie ja nicht, dieselben bey dem heiligen Offizium zu Eichstädt, wie einst die Illuminaten, bey Zeiten anzuklagen. Sie dürfen wohl kek darein schlagen, ohne eine Gefahr zu befürchten, daß Sie die Professur verliehren möchten; denn so einen Mann, wie Sie sind, findet man nicht überall, obschon einst ein erzböser Schriftsteller behauptete, daß in einem gewissen Kloster die Professoren auf dem Mist wachsen. Die Vertheidigung

des Breviars also lassen Sie sich bestens empfohlen seyn; dieses ist das heiligste Gebet auf Gottes weitem Erdboden, obschon weder hinten noch vorne ein Sinn, oder ein Zusammenhang, wie die Spötter sagen, enthalten ist. Der Pabst hat das Breviar empfohlen; und was dieser befiehlt, das ist heilig, und Gott angenehm, es mag mit einem Sinne oder Unsinne geschrieben seyn; dieses stehet uns, als päbstlichen Dienern, nicht zu zu untersuchen, nachdem wir einmal einen **blinden** Gehorsam geschworen haben. Eben jezt sind wir im Begriffe eine erzketzerische Schrift: **Schreiben eines Landpfarrers an seinen Freund über das Breviar, und die Verbindlichkeit dasselbe zu beten. Von Franz Xav. Neupauer, Lehrer des Kirchenrechts und der Landesgesetze zu Gräz.** 3. Bogen stark, als die verderblichste Lausesalbe herunter zu machen. Der Verfasser kömmt uns eben recht als ein Professor in die Klauen, wo wir zeigen werden, was die Welt durch die Abschaffung des Jesuitenordens alles verlohren hat. Zugleich erinnern wir Sie, daß Sie auf diejenigen Leute ein wachsames Auge halten möchten, welche die Salzburger Zeitungen lesen. Schimpfen Sie kek darüber, und folgen Sie unserem Beyspiele. Wir haben eben eine Rezension, oder Kritik über die Salzburger Zeitungen unter der Presse; lesen Sie nur unser 22stes Stück, und Sie werden es ohne große Bewunderung über unsere Grobheit nicht von sich legen. Man kann aber auch mit

solchen Schriften, welche nichts als Aufklärung pre-digen, nicht grob genug verfahren. Wir müssen den Zeitpunkt benutzen, da wir jezt ohne Scheu wieder öffentlich auftreten können. Antworten Sie uns bald, und schreiben Sie uns ja recht viele Neuigkeiten. Wir empfehlen uns u. s. w.

Nachschrift. Verfassen Sie in Gesellschaft des Professor Trauners wieder eine so unvergleich-liche Ode mit Noten, wie Sie schon einmal gethan haben. Man muß alle Augenblicke benutzen, und jezt ist der beste Zeitpunkt über die Aufklärer und die aufklärenden Schriften loszuziehen. Wir wer-den die Ode mit vielem Geräusche und Lobeserhe-bungen bekannt machen. Fehlet es Ihnen aber an einem Buchdrucker oder Verleger, so schicken Sie das Manuskript unter unserer Addresse nach Augs-burg; wir stehen Ihnen auf unsere Ehre Bürge, daß dergleichen Schriften hier ohne aller Widerrede gedruckt, und öffentlich verkauft werden. Man sezt den Verlagsort Ibi — ubi — darauf, und wir schreiben in unser Blatt: **ist aber auch in Augsburg zu erfragen. — Adieu.**

## 42.

## Dankaddresse einiger Salzburger Bigoten an die Verfasser der Kritik über Kritiker, Vulgo Kreutzer-Rezensenten in Augsburg.

Hoch- und Wohledelgebohrne,
Hoch- und Wohlgelehrte,
Hoch- und ehrwürdige Herren.

Mit innigster Rührung unserer Herzen danken wir dem versammelten, hochgelehrten Schriftstellerkorps in Augsburg, das unter der Firma der Kreutzerrezensenten den ganzen teutschen Boden mit den balsamischen Ausdünstungen hochwürdiger Gelahrtheiten mit einemmale befruchtet hat. Schon lange, der Himmel sey Zeuge! war es unser heissester Wunsch, daß doch einmal ein Geschmacks-Genius aufstehen möchte, der Muth und Stärke besitzt, unseren Zeitungsschreiber mit polemischen Unflatt zu beklexen, und mit theologischen Gelahrtheitsblättern zu besottisiren. Endlich hatte sich der Himmel unser erbarmet, und, da unser bergigtes Salzburg zu unfruchtbar ist, solche Genies hervorzubringen, welche die dumme Welt in Bewunderung setzen könnten, so mußten in einer entfernten Stadt jene Männer aufgewecket werden, die unseren Wünschen das vollkommenste Genügen leisteten. Wir bekennen, hochge-

lahrteste Herren! daß Sie uns nicht nur allein befriedigten, sondern sogar unsere Erwartung weit übertroffen hatten: denn unmöglich konnten wir uns vorstellen, daß Sie mit einem so ungeheuren Vorrath von theologischen Grobheiten ausrücken würden, welche Sie hübsch schriftmäßig mit einer andächtigen Parabel und mit biblischen Texten zu verzieren wußten. So ein Halb Patzen=Stück konnte nicht anders, als mit Zurathbeziehung der im ganzen römischen Reiche vertheilten **Virtuosen** oder **Gelehrtesten**, wie Sie selbst sagten, zu Stande kommen. Denn wie wäre es möglich, daß vier einzelne Männer, obschon diese das Gepräg der größten Gelahrtheit an ihrer Stirne tragen, einen halben Bogen über einen einzigen Gegenstand, das ist, in einer ununterbrochenen Reihe von frömmelnden Grobheiten, anfüllen konnten, wenn nicht eine ausgebreitete Korrespondenz und die Gelehrtesten im ganzen Reiche ihren Schweiß dazu beygetragen hätten. Das ganze Teutschland wird Ihnen Dank wissen, und zwar erstlich, daß Sie ihre Blätter so wohlfeil absetzen, weil Sie, wie es Seite 174 heißt, pro Deo, et Ecclesia sancta Dei — schreiben; denn zwey Kreutzer für einen halben Bogen ist warlich ein Spottgeld, da der ganze Bogen nicht höher als auf 4 Kreutzer zu stehen kömmt. Es ist sonst die allgemein gewöhnliche Buchhändler Taxe, jeden Bogen nur für einen rheinischen Groschen zu verkaufen; allein Sie, hochwürdige Herren, sind christmildest großmüthig, einen jeden Bogen um einen Kreutzer

theurer wegzugeben, weil Sie pro Ecclesia Dei schreiben. Sie haben warlich das heilige Beyspiel der römischen Kurie nachgeahmet, welche die ausgefertigten Dispensationsbriefe mit den folgenden uneigennützigsten Worten überschreiben: Deo et Sanctis omnia gratis; Tax 85 Dukaten . . . Zweytens ist man Ihnen den größten Dank schuldig, weil das Publikum, wie es auf der nämlichen Seite heißt, durch ihre Kritik um einen gar geringen Werth ein Kenntniß sehr vieler, für die wahre Religion höchst interessanter Wahrheiten erhält. Und dieses ist die helle Wahrheit! Das einzige 22ste Stück enthält sowohl für den Stadt als für die Religion in Rücksicht des Jesuitismus höchst interessante Wahrheiten, daß die Absichten, Finessen, und Machinationen der Jesuiten bis zur Nacktheit enthüllet vor unseren Augen liegen: denn derjenige müßte jezt dumm und blind zugleich seyn, der aus ihrem Werke nicht sonnenklar errathen könnte, was die Jesuiten in Augsburg alles machen und treiben. Wir verwundern uns daher hier in Salzburg gar nicht, daß sich Augsburg, nach ihrem eigenen Bekenntniß Seite 173 immer eine Ehre daraus machet, von dem weit größeren Theile der Schriftsteller als ein unaufgeklärter Ort betitelt zu werden. Zugleich ist man Ihnen auch einen besonderen Dank schuldig, daß man durch ihre Kritik eine ausgebreitete Bücherkenntniß erhält, und zwar nur solcher Bücher,

welche für die wahre Religion höchst interessant seyn können. Es braucht nur z. B. das einzige 22ste Stück zu lesen, und man findet am Ende eine höchst wichtige Schrift angezeiget, mit dem Titel: **Und dies heißt nun aufklären? Gedruckt zu Ibi — ubi. 1787. und in Augsburg bey den Herausgebern dieser Kritik zu erfragen.** Diese Schrift wird zwar von einigen Männern als ein pasquillantischer Wisch ausgerufen: allein da Sie sich würdigten dieselbe in ihren Blättern dem Publikum zu empfehlen, so können wir uns nicht bereden, ein solches Werk für ein Pasquill anzusehen. Jedermann freuet sich auf die glückliche Fortsetzung ihrer Kritik, indem es Sonnenklar einleuchtet, daß das Publikum in einem Zeitraume von drey Jahren einen ungeheuren Wust von Kenntnissen aus ihren Schriften sammeln werde. Dieses einzige 22ste Stück enthält schon so ungemein viel Belehrendes, Besserndes, Wissenschaftliches, und Sittenausbildendes in sich, daß alle 60 Bände der Berliner Bibliothek nur ein Schatten dabey sind. Der Himmel erhalte die armen Postpferde bey guter Gesundheit und Kräften, damit ihre ausgebreitete Korrespondenz nicht unterbrochen werde. Denn es wäre Jammerschade, wenn je ein so wichtiger Aufsatz verlohren gieng, der Ihnen aus der Schweiz, aus Baiern, und aus dem lieben Schwabenlande zum Einrücken zugesendet wird. Wir zweifeln gar nicht, daß wir in kurzer Zeit eine neue Welt erle-

ben werden; denn ihre Kritik giebt der ganzen Litteratur eine neue Gestalt, und eine neue Schnellkraft. So lange ihr Kritiker Journal bestehet, so haben wir nicht Ursache nach dem heiligen Inquisitions-Gerichte der Dominikaner zu seufzen. Denn wenn Sie einen Autor brandmarken, so brennt es eben so lichterlohe, als die Scheiterhaufen in Spanien. Den Herrn Wittola in Wien haben Sie gelegenheitlich ebenfalls wacker mitgenommen, da man gewöhnlich bey einem Auto da fé mehrere auf einen Holzstoß wirft. Nun klebet noch die einzige Furcht an unseren Herzen, nämlich: daß ein Jesuitenkrieg ausbrechen möchte. Der Himmel bewahre Teutschland davor; denn unsere Ahnen sagten es schon, daß, wenn dieser ausbräch, derselbe ärger als Türkenkrieg wäre. Und — die Welt sagts, unsere Ahnen waren gescheiter, als wir. Wir empfehlen uns mit beharrlicher Ehrfurcht, und sind 2c.

## 43.

## Buoncompagni Ludovisi an den aus den kaiserlichen Niederlanden weggeschaften päbstlichen Nunzius.

Trösten Sie sich, mein lieber Freund, Sie sollen wegen den Schimpf, der ihrer geheiligten Person zugefügt ward, bald gerächet werden. Ich denke auf alle Mittel unser ehrwürdiges Ansehen wieder geltend zu machen; denn geschähe dieses nicht, so würde man den uns schuldigen Respekt immer mehr aus den Augen verliehren. Die Welt ist jezt zu ehrvergessen, als daß sie auf die Heiligkeit der höheren Priesterschaft Rücksicht nehmen würde: man schaffet einen aus dem Lande fort, ohne viele Umstände oder Zeremoniel zu machen. Vor Zeiten hielt man uns für ganz andere Personen; alles, was wir an uns hatten, war heilig, selbst die Hosen nicht einmal ausgenommen. Und heut zu Tage denket keine Seele daran, daß alle Fremdlinge in Rom die Pantoffel zu küssen schuldig sind. Allein, wie gesagt, trösten Sie sich, und ich werde ihre empfangenen Unbilden zu rächen wissen. Ich habe wirklich Wege gefunden, mein bischen Müthchen wenigstens indirecte abzukühlen, welches Sie in dem nächsten Stücke des Giournale di Roma lesen werden. Nachdem man in Florenz die römischen

Zeitungen wegen Schmähung, falschen Grundsätzen, Lästerungen, Verläumdungen, und aufrührischen Ausdrücken verbothen hatte, so kam ich auf den Gedanken, Repressalien zu gebrauchen, und vom Pabste ebenfalls das Verboth der Florentinischen Zeitungen in den Römerstaaten zu bewirken. Dieses Vorhaben glückte mir sehr leicht; und um dabey auch die andächtige Römergalle ein bischen kennbar zu machen, so nahm ich das Original des Florentiner-Verbothes vor mir her, und das Römer-Verboth war nichts anders, als eine wörtlich getreue Kopie des Florentiner Ediktes. Die Großen in Florenz werden sich nicht wenig über diesen naiven Gedanken verwundern, wenn dieselben bemerken, daß die Nachfolger des büssenden Petrus und die Statthalter des sanften Christus mit einer benachbarten Macht nur wizelnden Scherz treiben. Ich habe in Rom durch einen öffentlichen Verruf die Gazzetta universale, die Notizie de mondo, die Continuatione degli Annali Ecclesiastici, und alles, was in Florenz gedruckt ist, und künftig gedruckt wird, schärfest verbothen. Man mag also künftig aus den Florentinischen Druckereien die nützlichsten und gelehrtesten Werke erhalten, so bleibt das Verboth derselben im Kirchenstaate für immer indispensabile. Die Römer sollen künftig gar nicht einmal wissen, ob man außer ihren Mauern lesen und schreiben könne; und sie sollen sich mit dem alleine glücklich schätzen, was mit der römischen Druckerschwärze beklexet wird. Nun giebt

es hier freilich, wer hätte die heimlichen Wege des Teufels vermuthet? so boshafte Leute, welche aus Verdruß, weil diesen die Florentiner Schriften verbothen wurden, die römischen Zeitungen aufkündigten, und künftig lieber gar nichts mehr lesen wollten. Allein dieses wünsche ich eben; man sollte gar nichts mehr lesen, und alsdenn sind wir vor allen Irrlehren, und Spötteleien über die römische Kurie, Datarie, u. s. f. gesichert. Gedulden Sie sich also in ihrem Exilium nur eine kurze Weile, denn wir haben Hofnung, daß es bald besser gehen, und das påbstliche Ansehen in Teutschland wieder die Oberhand gewinnen werde. Unsere Emissaren von allen Farben und Kapuzen zuschnitten schreiben uns die hofnungsvollesten Briefe, und wir werden die Zeiten bald wieder erleben, daß unsere Bullen wie die vom Schlafe aufschreckenden Donnerwetter in der ganzen Welt herumbrüllen, und die zerstreuten Schaafe unter ein Dach zusammen peitschen. Welches herzlich wünschet ihr Freund

Buoncompagni Ludovisi.

## 44.

## Herr Pater Stain, ehemahliger Professor der Mathematik zu Lemberg, an den Herrn Professor der Mathematik und Nautik zu Triest.

Hochwürdiger, Hochgelehrter Herr Kollega!

Bey diesen höchst unseeligen und betrübten Zeiten bleibt uns römisch-katholischen Rechtgläubigen, wie zu den Zeiten der großen Christen-Verfolgungen, kein anderer Trost mehr übrig, als daß wir uns in Briefen zur Standhaftigkeit aufmuntern, und zugleich zur ewigen Märtyrer-Krone einander brüderlich Glück wünschen. Mit der größten Bestürzung las ich in einem Wiener Journale, daß man Eure Hochwürden dem freygeisterischen Publikum zum Gelächter preis gegeben habe. Es heißt nämlich, daß Sie in ihren Vorlesungen über Mathematik und Nautik zugleich aus dem frömmsten Religions-Triebe auch kleine Abhandlungen von den Wunderwerken des heil. Xaverius, des heil. Aloysius, und von der Wunderkraft der Herz-Jesu-Andacht mit untermengen. Und dieser mathematisch-heilige Eifer wird Ihnen von der erzbösen Welt als eine Sünde gegen die Professor-Pflichten, und, (ich getraue es mir kaum zu sagen) als eine

Dummheit angerechnet. Himmel! welches Verderbniß der Sitten! Aber lassen Sie sich, bester Herr Kollega! durch diese Vorwürfe in ihren heiligen Fortschritten nicht stören. Bleiben Sie bey ihrem Vortrage und Lehrplane, und der heil. Xaverius wird Ihnen eine Krone aufsetzen, welche weit mehr werth ist, als die irdischen Mathematiker zu schäzen im Stande sind. Es wird Ihnen auch in jenem Journale vorgeworfen, daß Sie den leidigen Satan, der aus dem delphischen Orakel gesprochen hatte, als den besten und vortreflichsten Mathematiker angegeben haben. Und dieses ist, so wahr ich Mann bin, auch wahr. Der Teufel ist ein so großer Mathematiker, daß ihn weder Newton, weder Karsten, deren Werke ich zwar nicht ganz durchgelesen hatte, erreichen konnten. Ich habe es selbst aus der Erfahrung, daß der Satan ein großer Mathematiker ist; denn oft wollte ich ein Problem berechnen, und oft konnte ich dasselbe nicht auflösen, woran der Satan Ursache war; weil er mich unvermerkt in meiner Berechnung irrig machte, und weil er dieses aus einem höllischen Kunst- und Brodt-Neide that, damit ich ihm nicht gleich kommen, und damit er sich alleine als den größten Mathematiker prahlen konnte. Ich danke Gott tausendmahl, daß ich so glücklich von dem mathematischen Lehrstuhle zur Würde eines Stadt-Pfarrers bin erhoben worden; denn so lange ich jenes Amt verwaltete, ließ mir der Satan keine Ruhe; immer zerstörte er meine Kal-

kuls

kuls und Zirkeln: und ich bin daher mit Eurer Hochwürden vollends der Meynung, daß der Teufel der stärkste und klügste Mathematiker sey. Tragen Sie also diesen Spott geduldig; der Journalist hat so weit nicht studirt, wie wir, um einzusehen, was der Satan für Kräfte und Wissenschaften besitze. Die undankbare Welt! Man sollte eine jede Minute, welche Sie zu Vorlesungen in der Nautik verwenden, mit schweren Gold bezahlen. So einen Lehrer, welcher die Wirkungen des Satans sogar nach den mathematischen Verhältnissen kennet, findet man nicht überall. Die Universitäten Göttingen, Halle und Leipzig prahlen zwar mit ihren mathematischen Wissenschaften: aber ich wette, daß dort die Schüler das ganze Jahr hindurch während den Vorlesungen von dem heil. Xaverius, und von dem Teufel kein Wort hören werden. Und dieses ist es eben, worinn sich diese katholischen Universitäten vor den protestantischen auszeichnen sollen; nämlich daß wir einen Teufel mit im Spiele haben; jene aber keinen. Darum ist auch ihre Religion schlechter, weil sie dem Teufel keine Kraft, und folglich keine Ehre lassen.

Unsere Staaten sollen sich glücklich schätzen, so einen Professor, wie Sie sind, veneriren zu können. Allein daher kömmt es eben, daß uns der Himmel mit seiner Strafruthe, mit dem Türkenkriege heimsuchen will. Ich habe es in meiner letzten Rosen-

franz-Predigt, die ich in meiner Stadtpfarrkirche hielt, deutlich zu verstehen gegeben, woher wohl all das Uebel und Unheil kömmt, womit wir heimgesuchet werden. Man verachtet nämlich die Klostergeistlichkeit, man lieset aufklärende Bücher, man spottet der Brüderschaften, und, ich zittere es zu sagen! man bethet keinen Rosenkranz. Ich wagte es, und hätte ich auch meine einträgliche Pfarre um Christi Willen verliehren sollen, öffentlich zu behaupten, daß Christus und seine Apostel, so oft ein Donnerwetter kam, den heil. Rosenkranz laut gebethet hätten. Der heil. Rosenkranz, sagte ich, ist der Innbegrif des ganzen Christenthumes, weil derselbe alle Geheimnisse des katholischen Glaubens enthält: wer den heil. Rosenkranz recht fromm und andächtig zu bethen gelernet hat, der hat sich für sein Leben lang genug gelernet; wer das Gebeth des Rosenkranzes weis, der darf sich um keine andere Wissenschaft bekümmern, denn durch den Rosenkranz ist man für die zeitlichen und ewigen Güter hinlänglich geborget. Viele tausend Menschen beklagen sich, daß man sie im Lesen und Schreiben nicht unterrichtet hat: die albernen Menschen! lernen sie nur den Rosenkranz, alsdann wissen sie alles, was zu ihrem Seelenheile nutzbar ist. Der heil. Rosenkranz enthält nicht nur allein die vollkommenste Weisheit des christlichen Glaubens: sondern er umfasset auch eine unüberwindliche Stärke gegen alle sichtbare und unsichtbare Feinde. Der Rosenkranz ist die beste Schutzwehre; durch diesen ist allezeit der Sieg ge-

gen die Türken erhalten worden. Der h. Rosenkranz hat in Kriegszeiten allezeit mehr gewirket, als Musketen und Kanonen; denn er ist die himmlische Mathematik, wodurch man das Zentrum der ewigen Glückseligkeit ausmessen und erreichen kann. u. s. w.

Sehen Sie, Herr Kollega! ob dieses nicht eine wahre römisch-katholische Predigt heißt? Und dennoch waren auch hier in Lemberg einige so vermessen, meinen Vortrag zu kritisiren, und Glossen darüber zu machen, daß ich als ehemaliger Professor der Mathematik nichts besseres zu predigen wußte . . . Allein ich ertrage diese Vorwürfe mit Geduld, indem ich sicher hoffe, daß mein graues Haupt einst in dem Himmel mit dem h. Rosenkranz werde gekrönet werden. Ich muß es als Mathematiker wohl besser verstehen, was der h. Rosenkranz für Wirkung thut: er ist das Mikroskop und Teleskop, der sicherste Wärmemesser unserer Herzen, und die Vertikallinie nach der himmlischen Glorie. Wüßten die Türken die Wunderkraft des heil. Rosenkranzes, sie würden nicht ermangeln, denselben zu bethen, und auf diese Weise selbst das christliche Heer zu Schanden zu hauen. Der Himmel verhüte, daß die Türken dieses einzige christliche Arkanum des Rosenkranzes nicht erfahren möchten; sonst sind wir alle verlohren, und wir, die wir im Schooße des h. Rosenkranzes gebohren sind, können dabey unser Leben

verliehren. Beharren Sie also, bester Herr Kollega, bey ihrem Vortrage, gleichwie auch ich meinen Wunderglauben an den h. Rosenkranz niemal ablegen werde. Achten Sie des Spottes nicht, der uns zugefüget wird, und laßt uns stolz seyn, daß wir bey unseren mathematischen Progressionen weder den Rosenkranz, noch den heil. Xaverius, noch weniger die Herz-Jesu-Andacht aus den Augen verlohren haben.

---

## 45.

## Der Nonnen-Beichtvater zu Kaufbaiern an einen Franziskaner auf dem Lechfelde.

Mit der Herausgabe der Lebensbeschreibung der heiligen Crescentia werden wir wenig Glück machen; sogar die einfältigsten Mädchen lachen darüber, und verwundern sich, daß man im Jahre 1787 solche Possen drucken läßt. Und wenn man es recht beym Lichte betrachtet, so bemerke ich es selbst, daß viel dummes Zeugs darinn stehet. Jüngst gab ich diese Lebensbeschreibung einer Bürgerstochter, um sie dadurch zur Annahme des heiligen Kloster-Schleiers zu locken; und als ich nach drey Tagen wieder kam, hatte sie mich herzlich ausgelachet. Um alles in der Welt, sagte sie zu mir, gehe ich in kein Kloster; nachdem ich erst aus die-

sem Büchelgen gelernet hatte, was für erzböse Weibsleute die Kloster-Nonnen sind. Wie so? fragte ich erstaunt, haben Sie etwas Arges gefunden? Wohl mehr, als Arges, war die Antwort, ich habe wohl gar Satans Dinge gelesen. Hierauf verwies sie mich auf die Seite 17, wo es heißt: daß die Oberin und einige ältere Nonnen die Crescentia wegen ihrer Armuth mit Spott und Schimpf auf eine beleidigende Art verhöhnet hatten ... Gehet es in den Klöstern so zu, fuhr sie fort, daß man gegen den Mitmenschen nicht das geringste Gefühl bezeiget? Man ließ die Crescentia oft ohne Licht die schwereste Arbeit thun; man sperrete sie in ein finsteres Haus, ohne sie zu besuchen, ohne ihren Hunger mit einer anderen Speise, als mit schwarzen Brod zu sättigen, ohne ihr ein Schlafzimmer zu geben. Welche erzböse Nonnen müssen jene seyn, welche einem armen Mädchen, wenn sie heissen Durst leidet, nur Essig, und diesen nur selten und sparsam zu trinken geben; und welche zuletzt das Mädchen nöthigten, daß sie sich vor dem Publikum närrisch anstellen sollte, wie es auf der 17ten Seite zu lesen ist. So ein Kloster, sagte sie weiter, ist mehr, als eine marternde Hölle, und ich lobe jezt alle die Regenten, welche die Klöster aufheben, und dieses Unkraut ausreuten ... Freund! ich wußte kein Wort zu antworten; die Sache lag gedruckt vor den Augen, ich konnte es nicht läugnen; und das Büchelgen schadet uns weit mehr, als daß es uns nutzet. Auf solche Weise gehet kein

einziges Mädchen mehr in das Kloster, und wir haben unsere Pfeife wohl selbsten verschnitten. Ja, ja! so gelehrt die Lebensbeschreiber der Heiligen in Rom sind, so haben sie sich diesmal dennoch nicht wenig verstoßen. Was nützet der Lobspruch der römischen Zensur, welcher heißt: „ich habe das Buch von dem erleuchtesten und gelehrtesten Herrn Joseph Nikolaus Placidi, vortreflichen Anwalt bey der Selig- und Heiligsprechung der Diener Gottes mit größten Vergnügen durchlesen, und nichts von dem vermisset, was immer die reinste und zierlichste Schreibart fodern kann, als in welcher dieser Schriftsteller keinem was nachgiebt u. s. f." wozu, sage ich, nützet diese Zensur mit der Unterschrift des Herrn Marcucci, der sich noch dazu als Bischof unterschrieb, wenn die gemeinsten Bürgerstöchter Dummheiten darinn entdecken? Wenigstens hätten es der Herr Jos. Maria Nikolai, entschuhter Augustiner Lektor, und Konsultor der Kongregation von den heiligen Gebräuchen, oder der Herr Toma, Ordinis Praedicatorum, et Magistri sacri palatii apostolici Socius — bemerken sollen. Aber alle drey waren samt dem Verfasser stockblind, indem sie in diesen wenigen Blättern nicht die geringste Dummheit ahndeten. Wenn bey den Seligsprechungen zu Rom keine gescheiteren Leute sind, so verwundere ich mich gar nicht, daß man gegen die Heiligen, welche zu Rom gemacht werden, so wenig Respekt hat. Ich bin gewiß einer der größten Eiferer für die römisch-katholische Religion;

aber wenn man zu Rom bey den Seligsprechungen nicht vernünftiger zu Werke geht, als es hier mit der Lebensbeschreibung zugegangen hat, so möchte ich warlich kein solcher Heiliger werden, denn ich würde von dem Publikum nur ausgelachet. Vorher war unsere selige Crescentia und das ganze Kloster in weit größerer Achtung, als nachdem man zu Rom den dummen Streich gespielet hat, wodurch unsere Kloster-Nonnen nur noch tiefer zur Verachtung herunter gesetzt wurden. Und dennoch schreiben die Zensoren, daß der Verfasser, Nikolaus Placidi, einer von den erleuchtesten und gelehrtesten Männern in ganz Rom sey. Jezt möchte ich die übrigen Gelehrten kennen, wenn dieser der größte darunter ist. Lesen Sie, mein Freund! nur den nachfolgenden Brief, der mir von einer unbekannten Hand ist zugestellet worden, und Sie werden es begreifen, daß durch dieses Büchelgen unserer Wallfahrt weit mehr geschadet, als genützet worden. Es ist nur Schade um die Menge Geldes, das für diese Heiligsprechung nach Rom ist versendet worden, denn auf solche Weise haben wir Teutschen einen theuren Bock, ich verstehe das elendige Manuskript des Verfassers, eingehandelt. Hier folget der Brief, welchen ich von einer unbekannten Hand erhielt.

46.

## Ein Unbekannter an den Nonnen - Beichtvater zu Kaufbaiern.

Kurze Rezension über das Büchelgen, betitelt: „Kurze Lebensbeschreibung der Dienerin Gottes Maria Crescentia Hössin, zusammen getragen von Joseph Placidi, herausgegeben vom hochwürdigen Vater Adrian Tison, Anwalt bey der Heiligsprechung, Rom 1780. Aus der Druckerey der ehrwürdigen apostolischen Kammer, mit Erlaubniß der Vorgesetzten, aus dem Lateinischen übersetzt 1785. Gedruckt 1787." Die Approbation und das Imprimatur, welches der Herr Marcucci, episcop. montis alti, ac Vicesgeren, der Herr Nikolai, entschuhter Augustiner, und Consultor der Congregatio rituum, und der Herr Toma, Socius Magistri palatii, unterschrieben haben, ist gerade so viel, als wenn ein Zahnarzt oder ein Bärentreiber auf einem Markte ein königliches Wappen über ihren Affen aushängen. — Die vorangedruckte Nachricht ist vermuthlich eine rosenkreuzische Einladung; ich sehe aber nicht, was für einen Bezug dieselbe auf die Lebensbeschreibung einer Nonne haben soll, außer wo von dem jungfräulichen Merkur gehandelt wird. Und nun zu diesem vortreflichen, aus der apostolischen Kammer geflossenen Werke selbst. Gleich im

Anfange heißt es: Crescentia wurde zu Kaufbaiern den 20sten Oktober 1682 gebohren. Im zweyten Jahr ihres Alters trug man sie einst in die Kirche; da nun unter der Messe die Hostie aufgewandelt wurde, sah man sie mit nicht geringer Verwunderung, wie sie mit den Augen starr auf den Priester sah." Dieses ist gar nicht zu verwundern, denn alle kleinen Kinder, wenn sie etwas unerwartetes sehen, oder hören, z. B. einen Priester in einer altjüdischen Kleidung und einen Lärm erregenden Schällenkranz, so sehen sie mit starren Augen auf den Gegenstand hin. Der Herr Verfasser und Anwalt bey der Heiligsprechung zu Rom ist also ein schlechter Kenner, da er etwas für ein Mirakel hält, was der gemeinste Mann nicht dafür ansieht . . . „Nachdem sie älter geworden, heißt es, kam sie in den Kirchen oft von Sinnen." Das Kind wurde also entweder von der Gicht oder von einer Fraise befallen; lauter Fälle, die im gemeinen Leben tagtägliche Sachen sind. „Im 7ten Jahre ihres Alters, fährt der Verfasser fort, verband sie sich Gott mit dem unwiderruflichen Gelübde der Keuschheit. Dieses Opfer scheinet Gott auch selbst genehmiget zu haben; da er sie die ganze Zeit ihres Lebens von aller Empfindung der Begierlichkeit befreiete." Ein Kind kann kein Gelübde von einer Sache thun, wovon es keine Kenntniß hat; wäre es aber je geschehen, so könnte es nur auf die Rechnung der erzdummen Eltern oder eines Beichtvaters geschrie-

ben werden, welche Dummheit der Herr Placidi gar schön zum Mirakel erhoben hatte.

Seite 13. „Es trug sich allezeit zu, daß, wenn sie bey der finstern Nacht in die Kirche eilte, das Kirchenthor sich selbst ihr eröfnete, und sie also ungehindert hineingehen konnte." Dieses wäre nun ein Mirakel; aber wo sind die Urkunden, die leibhaften und mit ausgezeichneter Glaubwürdigkeit versehenen Augenzeugen geblieben? Und dennoch wird Herr Placidi in der römischen Aprobation als ein Schriftsteller gerühmt, der keinem was nachgiebt. Eine höchst glaubwürdige Authentizität erfodert auch die folgende Stelle, Seite 15. „Da Crescentia einst bey einem Bilde des gekreuzigten Erlösers betete, so hörte sie die klare Stimme des rufenden Gottes mit diesen Worten: **hier wird deine Wohnung seyn.** Und damit man diese Sache in die Zukunft für unbezweifelt halten konnte, blieb der Mund des Gekreuzigten hinführo offen stehen." Da die römischen Autoren mit den neuen Wundern solche Sottisen begehen, so dürfen sie sich nicht verwundern, wenn der ernste Teutsche ihre alten gar nicht mehr glaubt.

Seite 30, 32, 34, wiederholet und behauptet der Verfasser, daß seine neue Heldin von den Sinnen gekommen sey: und Seite 17, 56, sagt er gar, daß sie sich närrisch angestellt habe, und we=

gen Christo zum Narren geworden sey. Allerliebst! so dumm hätte man sich einen römischen Kirchengeschichtschreiber, der, wie es aus der Zensur verlautet, schon mehrere Werke verfasset hat, wohl nicht vorstellen können. Daß die Heldin, S. 19, vier Jahre lang von den bösen Geistern geplaget worden, dieses verzeihet man einem Römer, der alle Mährchen glaubt: allein die Rede des Teufels, S. 20, hätte er doch vielmehr einem guten, als einem bösen Geiste zuschreiben sollen; diese heißt so: mein! was für eine Ursache, sagte der Teufel zur Crescentia, der ihr in der Gestalt ihrer Schwester erschien, hat dich Armselige angetrieben, deinen Vater, dein Haus, deine Anverwandte zu verlassen? Hat dir nicht selbst Gott befohlen, daß du deinen Eltern gehorsamen, und ihnen beyspringen sollest? Würdest du nicht mit größerem Nutzen zur süßen Beywohnung deiner Eltern zurückekehren, die ohne dich trauern, sich abkümmern, und nicht mehr leben wollen, wenn du nicht wieder zurückekehrest?" Welch eine schöne und ganz im Sinne des Evangeliums gehaltene Rede von einem Teufel! Wenn diese Rede des Teufels wahr ist, das sie doch seyn muß, weil sie im Jahre 1780 zu Rom gedruckt, von Herrn Placidi, Anwalt bey dem Selig- und Heiligsprechungs-Geschäfte daselbst getreulich aufgezeichnet, von der römischen Zensur mit der Unterschrift eines Bischofes, eines Theologie-Lektors, Konsultors der Congregatio rituum, und eines Socius Magistri apostolici palatii, begnehmiget, —

ferner 1785, mit Erlaubniß der Vorgesetzten ins Teutsche übersetzt, und 1787 öffentlich gedruckt, ohne Widerrede der geistlichen Ordinariate, verkauft wird, — da nun, sage ich, die vom Teufel gehaltene, und mit aller möglichen Authentizität der geistlichen Obrigkeit versehene Rede wahr seyn muß, so rathe und bitte ich den Herrn Placidi, dieses Faktum des Teufels der Heiligsprechungs Commission in Rom vorzulegen, und wenn dort in Rücksicht der Dukaten-Taxen keine Partheilichkeiten eingeschlichen sind, so hat die römischkatholische Welt binnen Jahr und Tage gewiß das Vergnügen, einem kanonisirten Teufel die Honeurs zu machen. Denn ein Teufel von dieser unbescholtenen Moralität verdienet in aller Rücksicht kanonisiret zu werden, indem er sich weit unsträflicher und vernünftiger, als die Heldin selbst betrugen, da von dieser so oft in dem Büchlgen behauptet wird, daß sie eine Närrin gewesen ist. Daß in diesem Werkchen der Teufel wirklich in einem recht vortheilhaften Lichte, die Heldin Crescentia aber mit einer großen schwarzen Mackel erscheine, dieses beweiset die Stelle S. 31 „die Sorgen irdischer Dinge, und besonders, was ihre Befreundte und Verwandte betraf, verabscheuete sie auf das äußerste. Und dieses beobachtete sie so genau, daß sie eine große Menge Gold und Silber, welches ihr eine reiche und mächtige Person aus freiem Willen schickte, um ihre äußerst arme Aeltern zu ernähren, weder selbst annahm, noch durch einiges Bitten sich dazu bereden ließ, daß sie die Verwaltung

oder Besorgung desselben auf sich nahm." Ein gräßliches Bild von einem Mädchen, das zur Seligsprechung reifet, und das gegen die heiligsten Pflichten gefühllos bleibt. Was soll die teutsche Welt zu dieser gedruckten römischen Seligsprechungs-Akte sagen? Muß es der Congregatio rituum zu Rom, wenn sie klug seyn will, nicht selbst willkommen seyn, wenn ein vernünftiger Teutscher eine solche Akte nicht glaubt, und mit der äusserſten Verachtung von sich wirft? Wir wollen, ohne Pabst zu seyn, der seligen Crescentia mehr Ehre wiederfahren lassen, und behaupten, daß ein teutsches Mädchen gegen ihre äußerst armen Aeltern keine so grausame Verbrecherin seyn könne. Und da sich die römischen Schriftsteller sehr ungerne eine Lüge wollen zur Last legen lassen, so wollen wir vielmehr die Schuld jener unmenschlichen That auf ihren Beichtvater schieben, der sie zu jener Härte gegen ihre Aeltern aus klösterlichem Interesse mag verleitet haben. Dieser Mann wird S. 34 auf folgende Art geschildert: „ihr Beichtvater bath einst Gott in der Stille, daß, wenn Crescentia wirklich vom Himmel die heil. Communion empfieng, und die Sache wahrhaft wäre, so sollte sie 3 Tage lang dieser Gnade beraubt werden. Hierauf hatte Crescentia 3 Tage lang weder eine himmlische Erfrischung, noch die gewöhnliche Himmels-Speise. Da sie aber trauerte, und ängstig war, weil sie den Betrug nicht wußte, kam gähling der Beichtvater dazu. Er fragte, wie sie sich befinde? Ach! antwortete sie, wie

schmerzet es mich, denn schon 3 Tage lang warte ich vergebens auf die Himmelsspeise. Darauf ermunterte er sie, und bath Gott in der Stille, daß er ihr diese Gnade wieder erweisen wolle. Den folgenden Tag begegnete ihm die Jungfrau ganz freudig, weil sie die 3 Tage lang ausgebliebene Himmelsspeise wieder erhalten hatte. Dieses scheinet ein gewiß fast unglaubliches Wunder zu seyn" — setzte der Verf. noch hinzu; und ich kann ihn versichern, daß es gewiß kein vernünftiger Mensch glauben werde. Es ist wohl abzunehmen, daß der Verf. größten Theils seine Fakten aus den Papieren des Beichtvaters gesammelt hatte, der die unverschämtesten Ränke verbreitete; und dessen Charakter diese einzige Stelle hinreichend bezeichnet, daß er an allem dem Schuld war, was dem Mädchen könnte zur Last gelegt werden: der so boshaft war, selbst Gott, das Heiligste aller Dinge, in seine klösterlich-dummen Scherze zu mischen, und zu behaupten, daß ihn Gott das leichtgläubige Mädchen zu betrügen geholfen habe. Der Beichtvater war es also, der sie von den Sinnen gebracht, und so oft zur Närrin gemacht hatte, wie es S. 69 abzunehmen ist:„ vor ihrem Tode bath sie den Beichtvater, er möchte durch einen Brief in seinem Namen von dem P. Provinzial erbitten, daß er sie aus Gehorsam möchte sterben lassen: welches als sie erhalten, hat sie sich sehr darob erfreut. Als die Stund herangekommen, sagte sie mit halbgebrochenen Worten, daß sie aus Gehorsam sterbe, welches den 9 April 1744 ge-

schah, in einem Alter von 62 Jahren." Welche Albernheit! Man beweine alle Kloster-Nonnen, die auf solche Weise an Seele und Leib verdorben, und todtgequält werden. Seite 61 kömmt eine auffallende Stelle vor: „die Königin von Ungarn und Böhmen Maria Theresia samt dem ganzen königl. österreichischen Hause, die Churfürsten des römischen Reiches, die Könige und höchsten Fürsten schätzten sie sehr hoch, zogen sie zu Rathe, und würdigten sie der größten Ehren." Wenn dieses wahr ist, warum wird diese Stelle nicht mit Urkunden, mit einer größeren Glaubwürdigkeit begleitet? Man entdecke jene Staats-Angelegenheit, bey welcher eine Kaiserin eine Nonne zu Rathe gezogen; man zeige das Faktum, wo ein König oder ein Churfürst auf den Bescheid einer Nonne gewartet hatte, u. s. f. Doch wenn die obige Stelle das Gepräg der Wahrheit nicht hätte, wenn sie erdichtet wäre — wenigstens bin ich berechtiget, dieselbe so lange zu bezweifeln, bis sie erwiesen ist.

Seite 14. 62, und 64. finden sich in der Geschichte aus der Kanonizations-Akte auffallende Widersprüche. „Der Vater der Crescentia, S. 14, glaubte ganz ungezweifelt, sie sey von dem Himmel selbst unterrichtet worden, welches auch ihre Lehrmeister öffentlich betheuerten." S. 62. „Es konnte keine so schwere Frage aus der heil. Schrift vorgetragen werden, von welcher sie nicht konnte klar und weislich antworten. Daher verwunderte man

sich ein Weib zu sehen, ungelehrt und ohne Lehrmeister, und in keiner Wissenschaft erfahren, solche Sachen zu erklären, welche auch weise und große Männer nicht auflösen konnten." S. 64. „Sie wurde von den vornehmsten Männern aus allen Ständen, welche an Gelehrtheit es andern weit hervorgethan, besucht, mit denen sie niemals reden wollte. Sie konnten kein Wort von ihr erzwingen, wodurch sie für toll und närrisch geschändet wurde. Weil sie aber niemal weder einer Wissenschaft bewußt, noch die Schulen betretten, so hatte sie ja nicht können mit solchen vornehmen Unterweisungen begabet seyn." — Diese tollkühne Dummheit konnte 1780 aus der Presse der apostolischen Kammer der Welt vorgelegt, 1785 übersetzt, und 1787 in Teutschland — gedruckt werden!!

Mein lieber Herr Beichtvater von Kaufbaiern! Mit dieser Rezension wollte ich Ihnen nur sagen, daß die Jungfer Crescentia weit höher in Ehren geblieben wäre, wenn man sie zu Rom nicht kanonisiret, und wenn folglich ihre Lebensbeschreibung nicht erschienen wäre. Ein jeder ehrlicher Mann giebt gerne zu, daß es unter den Nonnen tugendhafte und fromme Mädchen giebt, und welchen Ruhm man der Crescentia gerne würde gegönnet haben: allein wenn die jetzigen Nonnen vernünftig sind, so muß es dieselben ewig gereuen, daß sie für ihr theures Geld so grobe Sottisen in Rom gekauft

kauft haben. Hätten die Nonnen mit diesem Gelde, welches sie zur Kanonisirung ihrer verstorbenen Mitschwester in schweren Summen nach Rom schickten, zum Andenken der guten Crescentia eine Mädchen-Schule entweder zu Kaufbaiern, oder in derselben Gegend gestiftet, so würde der Ruhm und der Nutzen vor Gott und vor der Welt gewiß unsterblich geblieben seyn. Sie sehen, daß in Rom für Geld alles feil stehet, und daß dort die Doktoren und Lektoren der Theologie nicht erröthen, wenn sie anstatt der Wahrheit baare Lügen hingeben. Zugleich will ich Sie erinnern, daß Sie doch bedenken möchten, wie die römischen Geschichtschreiber im Mittelalter die Wahrheit werden genothzüchtiget haben, da sie sich am Rande des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Augen von ganz Europa dorthin gerichtet sind, einen so unverschämten historischen Muthwillen erlauben. Leben Sie wohl, und bereuen Sie mit ihren Nonnen die nach Rom geschickten Summen.

---

47.

## Der Buchhändler Strobl an seine Haus-Autoren.

Meine Herren!

Ich habe jezt eine Schrift vor mir, betitelt: der Unglückliche. Eine Bayersche Inquisitionsgeschichte nach spanischer Art, worinn Strobl und Comp. in München ein bischen zum Handkuß kommen. Deutschland in allen Buchhandlungen. 1787. 132. Seiten. Mein schäumender Zorn erlaubt mir nicht dieses Teufelswerkchen ganz zu durchlesen. Leset sie doch meine Herren, und machet euch auf eine Antwort rüstig. So viel ich gesehen, so gehet das Meiste gegen mich; und was mich allezeit todt ärgern kann, das ist der verfluchte Vorwurf, daß ich ein Nachdrucker sey. Es ist ein langes Verzeichniß angehängt, welches alle meine Nachdrücke enthält, beyläufig so, wie man den Teufel beym jüngsten Gerichte mahlet, mit einer großen Kuhehaut, die voll mit Todsünden überschrieben ist. Arbeitet, sage ich, und vertheidiget mich, meine Ehre, und meine Nachdrucker-Sünden. Aber, meine Herren, ihr müsset eure Federn recht arg zuspitzen, ihr müsset kek, grob, und noch gröber, als ich bin, dareinschlagen. Wer hätte daran gedacht, daß die Cräzische Affaire nochmal aufs

Tapet kommen sollte? die ich schon lange vergessen, und seitdem schon manches Glas darüber ausgestürzet hatte. Die Wuth ergreift mich; ich kann nicht weiter schreiben. Kommt also morgen zu mir auf ein Mittagsmahl, und da wollen wir uns besprechen, was in dieser Sache zu thun sey. Lauert auf diejenigen, welche sich diese Schrift beyschaffen; denn wenn ich Jemanden erfahre, der ein Exemplar davon besitzet, dem genade Gott. Wer derselbe immer seyn mag, den fodere ich auf einen Zweykampf heraus, und von dieser Stunde an werde ich Ober- und Untergewehr an meiner Seite tragen. Also morgen Mittags sehen wir uns. Adieu.

Ihr

Wohlaffektionirter
Strobl.

---

48.

## Der Buchbinder von Deggendorf an die Kritiker in Augsburg.

Ich habe durch meinen Beichtvater vernommen, daß in Augsburg ein Halbpatzen-Stück herauskömmt, welches nur solche Bücher bekannt machet,

die, von der neuen Mode weit entfernt, nur altrömisches Christenthum in sich enthalten. So ein Buch habe ich auch im Verlage; es hat mich viel Geld gekostet; denn ich habe es mit vielen Kupfern zieren lassen, damit die Rechtgläubigen gleichsam in einem Spiegel sehen, daß man den Juden ewig nicht gut seyn soll. Es ist wahr, wären die Juden nie in Deggendorf gewesen, so hätten wir kein Mirakel; und hätten wir kein Mirakel, so hätten wir jezt keine Gewerbe, und die Halbscheid der Bürgerschaft dürfte betteln. Ich selbst habe mein Gewerbe auf diese Weise den Juden zu verdanken. Aber Juden bleiben Juden, daher soll man sie in keiner Stadt gedulden.

Dieses stehet wenigstens in meinem Verlagsartikel gedruckt, und der Herr Verfasser wird schon seine Ursachen wissen, warum er dieses hat drucken lassen. Es heißt ausdrücklich in der Unterschrift der eilften Kupfertafel: die Juden werden von den Christen aus rechtmässigem Gott gefälligen Eifer ermordet und ausgereutet. Gott gebe, daß von diesem Höllen-Geschmeis unser Vaterland befreyet bleibe.

Ich bitte Sie also, Hochwürdige Herren, mein Buch ja recht bald anzuzeigen; es hat einen doppelten Titel; zuerst kömmt ein Haupttitel, der so groß ist, als immer ein Titel eines Folianten-Predigers, wie diese vor Zeiten von den Kapuzinern

herausgegeben wurden. Diesen Titel müssen Sie ganz abdrucken lassen, weil hierin schon alles enthalten ist, was im Buche stehet, und woraus man die ganze Geschichte weiß, ohne das Buch lesen zu dürfen: er beträgt netto 40 geschriebene Zeilen. Der zwote Titel ist um die Halbscheid kürzer, und bestehet nur aus 17 Zeilen nach meiner Schrift. Loben dürfen Sie das Buch nicht, denn es lobt sich selbst; und für die Aechtheit stehe ich Bürge, denn es ist erst ein Jahr alt. Aber das, was auf Seite 94 stehet, bitte ich mit aller Wärme zu vertheidigen; es heißt: „wir wollen einige, so in ihren Nöthen zum hiesigen mirakulosen Gut ihr Vertrauen genommen, und erhöret worden, anhero setzen. 1. Der kunstreiche Herr Johann Georg Sigmund Drieydorffner, Buchbinder von Deggendorf, hatte ein Söhnlein, welchem Niemand wegen allzuanhaltender Fraiß ferneres Leben versprach; aber auf geschehene Verlobniß fieng das Kind zu essen an." Nun giebt es allerhand böse Leute, welche sagen, daß dieses parteiisch gehandelt sey, und daß ich das Mirakel mit meinem Söhnlein vielmehr in dieser Absicht habe einrücken lassen, um meinen Verlag besser an den Mann zu bringen. Ich kann diesen Scherz nicht leiden; und da ich Verleger bin, so habe ich wohl das Recht mein Söhnlein voranzudrucken zu lassen. Geiseln Sie solche Spottvögel nur recht tüchtig; denn sonst kömmt die gottlose Welt noch so weit, daß sie dasjenige nicht einmal glauben will, was gedruckt ist. Vor Zeiten hat man alles ge-

glaubt: denn wenn es nicht wahr wäre, so hätte man es nicht gedruckt, war der richtigste Schluß. Den Verfasser meines Buches darf ich Ihnen nicht nennen; er will ungekannt seyn, weil er pro ecclesia Dei arbeitet, wie Sie. Aber aus dem Style werden Sie ihn wohl kennen. Gewähren Sie also meine Bitte, und ich werde Ihnen aus Dankbarkeit eine Menge hiesiger Hexen- und Teufelsaustreibungs-Geschichten übersenden.

---

## 49.

### Heinrich Sautier, Exjesuit, und Professor der Poetik am akademischen Gymnasium zu Freyburg, an P. Weissenbach, renomirten Schriftsteller zu Ibi-Ubi, oder Bischofszell in der Schweiz.

Hochwürdiger!

Sie thun sehr klug, daß Sie die Maske vors Gesicht halten, und zu Ibi-Ubi schreiben; auch ich folge ihrem Beyspiele, und nenne mich Erich Servati. Hatten wir als Jesuiten unsere Handlungsartikel und Wechselbriefe auch mit erdichteten Firmen unterzeichnet, warum soll dieses uns als Schriftstellern nicht erlaubt seyn? Haben Sie meine Bogen, welche ich gegen den **Freymüthigen** geschrieben ha-

be, recht ausposaunet, und in alle Winkel vertheilet? Es liegt mir noch der Schweis auf der Stirne, den mir meine Arbeit ausgepresset hat. Sie wissen, was es für Mühe kostet, den Pabst zu vertheidigen, und ihn als den unfehlbaren Richter zu erklären. In der That, wir arbeiten jezt, unter uns gesagt, für den päbstlichen Hof weit thätiger, als jemals; selbst vor der Kassirung ihres Ordens war lange jener Eifer nicht unter uns, weil zur selbigen Zeit unser eignes Interesse vor dem päbstlichen den Vorzug hatte. Ich habe jezt die Landcharten von allen Provinzen Europens gekauft, und diejenigen Länder, wo die Jesuiten ihren Einfluß haben, mit Violet-Farben illuminiret. Diese schicke ich an P. Zaccaria nach Rom, damit er sie dem Pabste vorlegen könne, und zeigen, daß unser Orden mächtig genug ist, bey den wichtigsten Staatsangelegenheiten den Ton anzugeben. Ich arbeite auch an einem Verzeichniß aller jener Schriften, welche seit der Zerstreuung unsers Ordens von unseren Mitgliedern sind verfasset worden, damit man es zu Rom mit Händen greifen könne, daß wir alleine noch die Stütze des päbstlichen Ansehens in Teutschland sind. Wir haben es bey den römischen Nuntiatur-Angelegenheiten offenbar bewiesen, daß wir alleine diejenigen waren, welche die größten Höfe erschüttern und aufschrecken konnten. Wir werden erst in der Folge noch wichtigere Auftritte machen, und wir haben jezt nichts nöthiger zu thun, als vorher gewisse Obstakeln, z. B. die Aufklärer, und die aufklärenden

Schriften wegzuräumen, und zu unterdrücken. Die Schriften hindern unser Fortrücken am meisten: daher wandte ich alle Kräften an das Journal des Freymüthigen zu widerlegen, und Ketzereyen und Verderbniß darin aufzudecken. Es ist aber mit dem Schriftsteller-Kampf heute noch, wie allezeit; man kömmt nicht weiter, und kaum hat man seinen Gegner angegriffen, so erscheinet dieser wieder mit einer neuen Schrift entgegen. Der Freymüthige hat mich schon zum Drittemaale attaquirt, und ich darf es wohl eine Blokade nennen, denn er hält mich so enge, daß ich nicht mehr weis, auf welcher Seite ich mich durchschlagen soll. Wenn Sie wieder an unsern *Soli-ipsi* schreiben, so machen Sie den Vorschlag, daß dem Jesuitenorden zu seiner Wiederauflebung nichts nothwendiger sey, als daß er sich an allen Höfen des Zensur-Wesens zu bemächtigen bemühe. Ich habe freilich auf den Landcharten große Plätze mit der Violet-Farbe übertüncht; an der Donau, am Rhein, u. s. f. ist beynahe alles Violet-Farbe: wenn aber unseren Anti-Autoren die Flügel nicht gestutzet werden, so kann nach und nach die ganze Farbe wieder erlöschen. Man weis diesen Leuten nicht genug zu antworten; sie leiten alles aus der Vernunft, aus der Geschichte, und aus der Natur der Lage her, welches niemals unsere Quellen waren, woraus wir schöpften. Kaum sagt man ihnen ein paar Worte, so bemühen sie sich den Jesuitismus zu demaskiren, wie es der Freymüthige in seinen Beilagen gethan hat.

„Die Jesuiten," sagte er, predigen jezt gewaltig wider Freydenker, wider Apostel des Unglaubens, wider böse und ärgerliche Schriften. Es gehöret mit zu den Jesuitischen Kunstgriffen, dem Volke einzubilden, als gienge die Absicht eines jeden Wahrheitforschers auf nichts geringers als auf die Umstürzung der ganzen Religion, und auf die Einführung der gottlosesten und verderbtesten Grundsätze. Glaubet nichts anders, lieben Leute, rufen sie, als was wir Jesuiten euch sagen; leset kein anderes Buch, als das wir Jesuiten euch in die Hände geben; für das übrige lasset uns Jesuiten sorgen." — Was soll ich jezt antworten? Fahre ich fort diese Stelle zu widerlegen, so ist zu besorgen, daß der Verf. noch mehr aufdecken, und uns noch mehr zu Schande machen möchte. Sehen Sie, wie nothwendig es ist, daß wir uns des Zensur-Wesens bemächtigen sollen. Ich las erst in einer Zeitung, daß mit dem Wiener-Zensurwesen eine Aenderung vorgegangen sey; der Himmel gebe, daß es uns zu Gunsten geschehen ist: wenn wir in diese Zensur wieder unseren vorigen Einfluß hätten, dann wollte ich gerne ein Dankamt mit Trompeten bezahlen. Es wäre noch immer sehr leicht, das durch die Toleranz in k. k. Staaten eingeschlichene Luthertbum wieder zu verdrängen, wenn uns nur die Hände nicht so sehr gesperret wären. Ich halte die Toleranz für den stärksten Gift, womit das römische Christenthum langsam getödtet wird; und doch ist des ewigen Predigens von dem Himmelskinde Tole-

ranz kein Ende. In Köln will man auch aufgeklärt thun, wo den Protestanten ein Beth- Schul- und Predigerhaus zu erlauben erlaubt ward: und von dem Französischen Edikt zu Nantes geht auch neuerdings die Rede. Wenn dieses alles wahr ist, so dürfen wir zusammenpacken; denn die Protestanten wissen sich durch die Wissenschaften beliebt zu machen: dadurch schleichen sie sich bey Hofe ein, und wenn auch irgend ein Jesuit Hofbeichtvater ist, so hat derselbe keinen anderen Einfluß mehr, als zu allen Stücken ja zu sagen. Die Bettelmönche sind zuerst weg, dann gehts über die übrigen Ordensgeistlichen, und zuletzt über uns selbst. Denken Sie an meine Prophezeihung. Die Protestanten haben überhaupt der römischen Kirche alles Spiel verdorben; von diesen rühret die Wiß- und Lesebegierde her, sie sind die Verbreiter der verliebten Gedichte, womit unsere Jugend angestecket ward; wer gerne verliebte Gedichte lieset, der will nicht ins Kloster gehen; und stehen diese einmal leer, so schmilzet die römische Armee wie die Butter an der Sonne.

Nun habe ich noch eine Erinnerung zu machen. Wir müssen mit unseren Schriften behutsamer umgehen: man fängt an unsere Absichten zu bemerken, und Sie wissen doch, daß unser Orden ipso facto unkräftig wird, sobald wir nicht im Stillen arbeiten können. Der Freymüthige hat S. 279. eine interessante Spekulation dem Publikum

vor die Augen gelegt: er besorget noch jezt eine allgemeine Unterjochung der Vernunft unter den Despotismus des Aberglaubens und der Schwärmerey. Diese Rede zielet Schnur gerade auf uns, und es gefällt mir gar nicht, daß mein Kollegen zu Augsburg mit ihrer Kritik so plump dareinplatzen. Das Schlimmste ist, daß der Freymüthige so viel Beyfall findet; mit Schmähen und Schimpfen können wir diese Schrift nicht unterdrücken. Und andere Mittel? — es giebt keine anderen, als die Zensurbeschränkung im engsten Verstande. Hierüber müssen wir unsere Soli-ipsos berichten. Leben Sie wohl.

Nachschrift. Haben Sie keine Neuigkeiten aus Mohilow? Geht dort das Werbungsgeschäfte gut von statten? Sind auch die Transport-Stationen an der Donau hinab noch alle im vorigen Stande? Wenn nur der Türkenkrieg dieses edle Geschäft nicht zerstöhret.

50.

## Eine Dame in Ungarn an einen Buchhändler in Wien.

Lieber Freund!

Mein Kammerdiener, welcher bey Ihnen in meinem Namen das Staatenjournal des Herrn Grossing, und überhaupt die Grossingischen Schriften bestellet hat, brachte mir einige Zeit her verschiedene Paradoxen von diesem Schriftsteller auf mein Toilet. Erstens soll ihn Herr Nikolai, ein Buchhändler von Berlin, in puncto calumniarum angeklagt haben; und zweytens soll im Herbste 1787 ein Anonymus eine Klagschrift über den besagten Grossing selbst in die Hände des Monarchens von Preußen gelegt haben. Alles dieses wurde mir aus den öffentlichen Zeitungen vorgelesen. Ich sprach über diese Sache mit anderen Damen, welche über diese Neuigkeit mit mir gleichfalls frapiret wurden, ohne daß wir in der Sache weiter forschen konnten. Nun wissen Sie selbst, mein lieber Herr! daß sich unter den Subskribenten und Pränumeranten des Grossingischen Journals ein großer Theil der Ungarischen Damen befindet, die ihre Namen sehr ungerne in einem Journale vorangedruckt lesen, gegen welches der Calumnie halber Klagen gestellet werden. Sie, als Buchhändler, könnten mir vielleicht

eine nähere Auskunft geben: schreiben Sie nach Berlin, Leipzig, Hamburg und Göttingen an ihre Handlungsfreunde, und erkundigen Sie sich, was es überhaupt mit diesen Schriften für eine Beschaffenheit habe. Die Sache dauert schon, so viel ich mich erinnere, ins vierte Jahr; und ich möchte doch einmal die näheren Umstände des Damen-Ordens der Rosen wissen. Wo wird denn das Mädchen-Erziehungs- und Versorgungs-Institut angelegt? Es soll doch der Ort angezeiget, und die Entrepreneurs genennet werden, damit man sich schriftlich an diese halten könnte; es sollten auch die Kassiers bekannt seyn, damit man wüßte, in welche vertrauliche Hände das Geld geleget wird.

Ich bezweifle zwar die Authentizität des Institutes noch nicht, denn es wäre ein großer Affront, wenn eine ganze Liste ungarischer Damen die Geprellten wären. Nur mein Kammerdiener mummelt mir manchmal so Verschiedenes vor, daß ich am Ende geängstiget und genöthiget ward, Sie durch diesen Brief um obige Gefälligkeit zu bitten. Ich bin ꝛc.

51.

## Heinr. Wilh. Heller, R. G. an einen alten Kriminalrichter.

Ich habe die Ehre Ihnen meine auf fünf Druckbogen konzentrirte Abhandlung: **über den Selbstmord in Teutschland** — vorzulegen, um Ihnen zu zeigen, daß wir in unserer Denkungsart wie Zwillings-Brüder harmoniren. Es ist hohe Zeit, daß die Kriminalisten Hand an das Werk legen, und die alten Kriminalgesetze vertheidigen, oder es gehen Rad und Galgen zu Grunde. Die Kriminalrichter waren von jeher die einzigen Stützen des Galgens und des Rades; denn wären diese nicht buchstäblich beym Gesetze geblieben, so wären die schaudervollen Hochgerichte schon lange eingestürzet, und die Galgen wären vermodert. Allein man soll sich dieses juridischen Zweiges durch keine Usurpation der empfindelnden Schöngeister berauben lassen. Die herrschende Mode gieng warlich zu weit; nicht zufrieden, daß das Hängen und Köpfen und Radebrechen ohnehin täglich seltener ward, so ließen die Schöngeister den Selbstmördern gar noch die Gerechtigkeit widerfahren, daß diese ehrliche Leute wären, und wie ein jeder anderer ehrlicher Mensch auf die Kirchhöfe durften begraben werden. Es scheinet, daß unser Jahrhundert alle Schaamhaftig-

keit verloren habe, und ich will lieber den Fischen zur Speise werden, als daß ich mich auf einen entehrten Kirchhof soll begraben lassen, wo ein Selbstmörder beerdiget liegt. Ich habe in meiner Abhandlung, wie Sie lesen werden, die gesunde Vernunft aller jener Bauern gerühmet, welche heut zu Tage noch feyerlich protestiren, wenn man einen Selbstmörder auf ihre Kirchhöfe begraben will. Es ist ohnehin fatal genug, wenn man neben einem Schurken zu liegen kömmt, ohne daß man es weis; und diejenigen dürfen sich wirklich glücklich schätzen, welche das Eigenthumsrecht einer Familiengruft besitzen. Wenn ich Herr wäre, so müßten mir Rousseau und Zimmermann, und alle die, welche den Selbstmördern das Wort sprechen, zur Strafe unter lauter Selbstmörder begraben werden. Ich habe alle Ursache, warum man gegen dieses Laster recht scharf seyn soll: denn würde man den Selbstmörder als einen ehrlichen Kerl erkennen, so würde sich zuletzt ein jeder, wenn derselbe sich nicht zu helfen weis, oder den Verfolgungen und Richtern nicht mehr entweichen könnte, entleiben; und dieses wäre dann ein hübsches Mittel, den Kriminalrichtern eine Nase zu drehen: folglich würden zuletzt Galgen und Rad öde dastehen, und das heilige Blut- oder Halsgericht wäre so viel als ein Phantom. Daher behauptete ich, man soll dieses Laster mit Feuer und Schwerdt ausrotten, und den todten Selbstmörder eben so bestrafen, als wenn er wirklich am Leben wäre, und eine Mordthat an seinem Ne-

benmenschen begangen hätte. Die Rezensenten waren nun gleich nach der Erscheinung meiner Schrift so nasenweise, und dreiste, meiner obigen Behauptung Schnur gerade zu widersprechen, indem sie sagten, daß man mit Feuer und Schwerdt zwar die Menschen, aber kein Laster ausrotten könne. Allein die Rezensenten verstehen die Sache nicht besser, und es ist ohnehin ihre Mode, den Autoren zu widersprechen, damit jene neu und gelehrt scheinen können. Ich habe mein Lebtag tausendmal gehört und gelesen, daß man die Laster mit Feuer und Schwerdt ausrotten soll: wozu brauchte man denn endlich Scharfrichter, wenn man diesen das Brod nicht umsonst zu essen geben wollte? Ich verstehe es gar nicht, wie die heutigen Gelehrten so weit philosophiren können, daß man gegen einen todten Selbstmörder noch Nachsicht tragen soll. Meine Philosophie ist alte Philosophie; daher ist sie männlich, und nicht so weiblich weinerlich, wie die der neueren Juristen, welche in Kriminal-Fällen noch obendrein empfindsam und gefühlvoll seyn wollen. In meiner Abhandlung werden Sie einen Vorschlag lesen, daß man den Selbstmörder wie ein Aas behandeln soll: der Abdecker soll ihn am hellen Tage auf einer Thierhaut durch die Gassen schleifen, und an dem Orte der begangenen That einen Schandpfahl errichten. So ein Spektakel kann man dem Publikum wohl eher geben, weil der Verbrecher schon todt ist, als mit einem noch Lebenden, wo

das Gewissen bisweilen eine Frage thut, ob nicht etwa der Kerl gar unschuldig sey; wie man hie und da dergleichen Histörchen von Frankreich in den Zeitungen lieset. Die Rezensenten warfen bey diesem Vorschlag eine ziemlich sonderbare Frage auf; ob man nämlich hierbey auf die Thränen der Kinder, Gatten, und Verwandten gar keine Rücksicht nehmen soll? Allein ich antworte, daß diese der Gegenstand des Kriminalisten nicht sind: und wenn man dergleichen Nebendinge in Betracht ziehen wollte, so käm es wieder auf das vorige, daß Galgen, Rad und Schwerdt umsonst erfunden wären. Ich bin sehr neugierig ihre Meinung über meine Abhandlung zu vernehmen, die ich mit dem nächsten Posttag erwarte. Ich habe die Ehre zu seyn 2c.

---

## 52.

## Die Jesuiten in Baiern an die Jesuiten in Mainz.

Meine Herren! Ihr thut in eurer Gegend zur Herstellung unsers Ordens sauber nichts. Dort sitzet ihr zusammen, schmieret an euren Journalen, und hiemit glaubet ihr schon etwas wichtiges geleistet zu haben, da es im Grunde nur blauer Dunst ist. Ihr seyd wie jene Jäger, welche das Wild

hinter dem Ofen fangen wollen, und in der Ferne die Wiesen und Felder von demselben verwüsten lassen. So erscheinet in ihrer Gegend eine Schrift nach der anderen, welche das schöne Saatfeld unsers Ordens erbärmlich verwüsten, während ihr an euren Journalen herumblättert. So sind jezt, z. B. die **fünf Sendschreiben eines Layen an seinen Freund, einen Weltgeistlichen, über das während der Jesuiterepoche ausgestreute Unkraut, verschiedene merkwürdige deutschgeistliche Geschichtumstände enthaltend, Frankfurt am Mayn. in 4.** — überall verbreitet worden. Wir hatten uns noch nie über eine Schrift mehr geärgert, als über diese: denn darin sind sogar die baierschen Jesuiten entsetzlich mitgenommen worden. Wenn diese Sendschreiben der Salzburger Zeitungsschreiber in die Hände bekömmt, so liefert er gewiß einen Ellenlangen Auszug davon, um seinem Publikum ein Konfekt aufzutischen. — Ihr müsset doch blinde Augen haben, ihr Herren Kollegen, daß ihr so etwas nicht gesehen, nicht vor der Entstehung schon geahndet, nicht unterdrückt, oder wenigstens nicht aufgekauft habet. Leset doch die Jesuiten Chronik; so oft ein Buch gegen unsere Vorfahren herauskam, so wandten sie alles an, dasselbe zu unterdrücken, und sie ergriffen das letzte Mittel, welches darin bestanden hatte, daß sie die ganze Auflage rein zusammenkauften, und dem Buchhändler noch obendrein ein Douceur machten, wenn er dazu schweigen, und keine weitere Ausgabe veranstalten

wollte. In solchen Fällen muß man sich das Geld nicht in die Hände brennen lassen: wenn ihr keines habt, so schreibet an eine benachbarte Bank. Ja! ihr müsset blinde Augen haben, wenn ihr den Verf. obiger Sendschreiben nicht auskundschaften könnet. Es leuchtet aus der ganzen Schrift heraus, daß der Verf. vor euren Nasen herumgehet; denn er erzählet eine Menge Fakten, was die Jesuiten in Mainz mit den falschen Reliquien alles getrieben haben. Keine Vorwürfe schlagen unserem Orden größere Wunden, als die Vorwürfe des Religionsbetruges: dieser wurde schon vormals unseren Missionarien in Japon, Peru, China, u. s. f. von den Mitbuhlern, den übrigen Ordensmönchen, vorgeworfen. In Teutschland hatte man sorgfältig den Mantel darüber gedeckt; und es ist eine unverzeihliche Nachläsigkeit unserer Mitglieder, daß sie nicht auf besserer Hut stehen, und in den späten Tagen noch den falschen Reliquien-Kasten entdecken lassen. Ihr hättet den Plunder schon längst verbrennen sollen; denn käme einmal eine Zeit, wo man sich der Reliquien ohne eine Kritik zu befürchten wieder bedienen darf, so könnte man dergleichen Zeugs bald wieder herbeyschaffen: man dürfte nur an P. Zaccaria nach Rom schreiben, der würde uns bald einen Wagen voll heraus schicken. Das fatalste war, daß der Verf. auf den Reliquienkosten für die schwangeren Frauen gekommen ist; durch diese Anekdote wird der Orden zugleich lächerlich gemacht, und man

darf wohl nicht zweifeln, daß die Dichter des Wiener Musen-Almanachs wieder ein artiges Liedchen dazu dichten werden. Ihr hättet all diesen Plunder ins Feuer werfen sollen; denn was liegt an einer Reliquie, wenn diese nichts einträgt? Mit jenen Stellen, wo der Verf. die Jesuiten als die eigentlichen römischen Nuntien angiebt, wurden uns derbe Hiebe versetzt; aber am unerträglichsten ist er, wo er uns wegen den Bücherbränden anklagt, als wären nur die Jesuiten die eigentlichen Mordbrenner der Litteratur in Teutschland. Und dennoch konntet ihr eine so ärgerliche Schrift entstehen lassen, ohne mit zappelnder Hand an der Unterdrückung derselben zu arbeiten? Folget doch unserem Beyspiele; in unserer Gegend wird es kaum Jemand erleben, dergleichen Druckschriften zu sehen. Man muß wachsam seyn; man muß sich die Buchdrucker und Buchhändler zu Freunden machen, und man muß sich ein Ansehen zu geben wissen, daß man gefürchtet wird. Wir schreiben kein Journal, und dennoch thun wir weit mehr, als ihr, wie es der Verf., welches wir gar nicht läugnen können, auf der 23. Seite mit guten Gründen zu bemerken pfleget.

53.

## Pater Mamachi, Dominikaner, und Palatti Magister in Rom, an Pater Thom. Aq. Jost.

Hochwürdiger Herr Ordens-Kollega.

Nun, Gott lob, ich bin mit meinem Buche fertig! Ich habe 261. volle Druck-Seiten zusammen geschmiedet, und den teutschen Eybel wacker gegeisselt. O, Freund! diese Arbeit kostete mich Mühe und Schweiß: bedenken Sie doch, daß ein solches Unternehmen Heiterkeit des Geistes, Nüchternheit, und dickes Sitzleder erfordert, und Sie werden mich als einen Märtyrer erklären, ob ich schon täglich im Federbette geschlafen, alle Morgen meine Schokolade genommen, und alle Abende Lakrima Christi getrunken habe. Aber mit meinem Buche bin ich auch eine wahrhafte Stütze des Dominikaner-Ordens geworden; denn der h. Vater hält jezt alles auf mich, er setzet sein ganzes Zutrauen in unseren Orden, und er sieht, daß sein h. Stuhl beynahe einen Fuß verlohren hätte, wenn ich mit meinem Buche nicht zu Hülfe geeilet wäre. Ich mußte Tag und Nacht dichten, um so viele Materialien ausfindig zu machen, womit ich zween Bände vollschreiben konnte; denn ein Buch mit einem Tom in einer so wichtigen An-

gelegenheit wäre immer eine Schande gewesen. Und nun greift es der heil. Vater mit Händen, daß die Dominikaner die einzigen sind, welche die Stelle der abgedankten Jesuiten ersetzet haben: er sieht es mit Augen, daß wir weit mehr leisten, als jene: denn die Jesuiten hatten nur einer den anderen ausgeschrieben, um recht bequeme Schriftsteller zu werden; aber ich habe neue Gründe, neue Wendungen, Hypothesen, und Paradoxen ausfindig gemacht, worüber sich die gelehrte Welt verwundern wird. Wenn Sie jezt vom h. Stuhle einen neuen Ablaß, ein neues Privilegium, oder eine neue Bulle verlangen, so befehlen Sie nur, unser Orden ist jezt das Faktotum, und wir werden es bald in der ganzen Welt so weit bringen, als es die Jesuiten jemals gebracht haben. Es werden uns zwar die übrigen Mönchsorden um diese Gunst beneiden; allein es schadet nichts, und es wird bald die Zeit kommen, daß wir bey der geistlichen Hierarchie die Hähne im Korbe sind. Nichts thut mir so sehr leid, als daß ich mein Buch lateinisch schreiben mußte, weil ich in keiner anderen Sprache besser geübet bin. Sie würden sich ein neues Verdienst machen, wenn Sie die Mühe und Geduld haben möchten, mein Werk in die teutsche Sprache zu übersetzen, und dasselbe auf diese Art in ihrem Vaterlande allgemein zu verbreiten. Thun Sie dieses, und ich kann Sie versichern, daß ihr Unternehmen eben so viel ist, als hätten Sie den goldenen Weg zu den hohen geistlichen Ehrenstellen betretten. Vielleicht

schreiben Sie sich bis zum Inquisitor Generalis hinauf, wo Sie dann auf einem Posten stehen, den Sie sich schon lange gewünschet haben, nämlich im schnaubenden Religions-Eifer recht viele Menschen auf ihren Wink zur Ehre Gottes — verbrennen zu lassen.

---

## 54.

## Der Reliquien-Kasten in der St. Romualds-Kirche zu Rom an den Reliquien-Kasten in dem Seminarium zu Mainz.

Theuerster Herr Bruder.

Nun habe ich wieder einmal gute Tage erlebt: ich sitze jezt unter einem prächtigen Baldachin, viele Dutzend Wachslichter brennen um mich herum, und der Pöbel und der Adel liegen auf den Knien vor mir, von welchen ich in majestätvoller Pracht die Huldigung empfange. Ich bin mit Goldquasten und Schnörkeln gezieret, und meine Spiegelgläser sind gleichsam die funkenden Augen meiner heiligen Hoheit: und jezt erkennen es die Einwohner von Rom, daß Leben und Tod in meiner Gewalt stehen. Die erwünschte Gelegenheit meine Wunderkraft zu zeigen, war die Entbindung der Madonna Onesti. Gleich nach der Geburt verzweifelten die Aerzte an

dem Aufkommen des Prinzen: alle menschliche Hülfe ward vergebens angewandt, und der Himmel hatte die Gefälligkeiten zu zeigen, daß ein ungradirter Reliquienkasten besser zu kuriren verstehet, als die Doctores medicinae. Endlich ward ich um Hülfe angesprochen: man zündete einige Dutzend Lichter an, ich bestieg meinen Thronhimmel, und sprach — Fiat! Bevor die Leute nach Hause kamen, befand sich das Kind schon besser, und zwar zur allgemeinen Beschämung der Aerzte, welche einem unstudirten Reliquienkasten weichen mußten. Ich ward applaudirt, und beklatschet, beschenket und belobet, und die hochwürdige Geistlichkeit lächelte mir auf allen Seiten ein schallendes Fora — und Pravo — zu. Schon viele Jahre her habe ich keine so gute Kundschaft gehabt, als diesesmal, und der Novembermonat des Jahres 1787 war für mich eine gesegnete Zeit. Ich hatte einige Jahre her mein Renommee ziemlich verlohren; mein Küster und die Geistlichen beklagten sich oft bitter bey mir: aber jezt soll alles verlorne wieder ersezt werden; der Küster soll täglich seine gebratenen Hühner essen, und die Geistlichen sollen Champagner Wein trinken, so viel ihr Wanst tragen kann. Mein neuer Kredit wächset zusehends; es kommen jezt stündlich die vornehmsten Matronen zu mir, mit Bitten, ich möchte ihre Kinder genesen machen. Wenn es so fort gehet, so sind in kurzer Zeit alle Aerzte kaput, und sie können Wasser saufen. Eine einzige bon prise ist mir entwischet; nämlich der Herr Vater des neuge-

bohrnen Kindes zog in der ängstlichen Sorge für die Gesundheit desselben augenblicklich einen Ring, tausend Skudi am Werth, von seinem Finger, und steckte denselben an das Fingerlein des wunderthätigen Jesukindes von Ara-Cöli: aber ich hoffe am Ende ein noch prächtigeres Douceur zu bekommen. Jezt geht es mir, wie allen berühmten und gelehrten Männern. Kunst- und Brodneid, Kabalen, und Hof-Intriguen verfolgen mich von allen Seiten. Das Kind ward rezidiv, und meine Wunderkur wurde verachtet. Der Neid der Aerzte hat mich verkleinert und angeschwärzet, und sie sind wieder am Brette. Doch da ich nun wieder einmal in den Ruf gekommen bin, so setzen die übrigen Matronen noch alles Zutrauen in mich: sie knien täglich vor mir nieder, legen ein Opfer auf den Altar, und lassen eine Menge Messen lesen. Eine Dame hat mir ihr schönes Brautkleid geschenket, eine andere hat prächtige Tapeten gebracht, und eine dritte hat mit Gold gestikte Meßkleider machen lassen. Dafür habe ich ihnen aber allen die Genesung ihrer Kinder — versprochen. Die Aerzte sind die größten Feinde und Verläumder der Reliquienkasten, und wir sind in einem ewigen Streit unter einander.

Theuerster Herr Bruder! Jezt habe ich auch eine Bitte an dich zu thun. Vor einiger Zeit las ich eine Schrift: **fünf Sendschreiben eines Layen über das während der Jesuiterepoche ausgestreute Unkraut** — und darin sah ich mit großer

Bewunderung, daß du, Herr Bruder! den schwangeren Frauen in den Kindsnöthen Hülfe verschaffen kanst. Sag mir doch, von wem du das Akougement gelernet hast: ich ließ mich schwer Geld kosten, wenn ich mich darauf verstehen könnte. Oder schick mir wenigstens das geheimnißvolle Recipe, wenn du eines besitzest. So viel ich aus der Schrift abgenommen habe, so hast du auch in Mainz, wie ich vormals in Rom, deinen Kredit verlohren; und es scheinet, daß du dich sobald nicht mehr erholen werdest, wenigstens so lange die Jesuiten nicht wieder empor sind. Du bist ein Narr, verzeih mirs Herr Bruder, daß du so lange unthätig in Mainz bleibst: zeige den aufgeklärten Teutschen den Rücken, und eile mit Sack und Pack nach Rom. Hier wollen wir gemeine Sache machen, und den Profit wollen wir brüderlich theilen. In kurzer Zeit müssen die Aerzte und Hebammen banquerot werden. Das Jesukind von Ara Cöli wollen wir bald hinabstechen, und alsdenn haben wir das Monopolium vor-in-und nach der Geburt. In Spanien ist ein Marien-Gürtel, der sich auch auf das Akougement verstehet: dieser Gürtel hat mir erst kürzlich zween Briefe geschrieben; und ich hatte Augen und Maul darüber aufgerissen, als ich las, daß das Akougement die prächtigsten Einkünfte trägt. Du wirst dich verwundern, Herr Bruder, was dir hier für Ehren wiederfahren werden. Man holet dich in prächtigen Kutschen, man leget dich zu den schönsten Damen ins Bette: diese hängen dich unter tausend Küssen

an ihren weissen Hals, und du kömmst eben so accu- rat auf ihren schönen Leib zu liegen, wie du in Mainz vor Zeiten das Glück hattest; welches ich auf der 12. Seite der oben berührten Schrift mit vieler Herzenslust gelesen. Wie gesagt, wenn wir uns recht brüderlich zusammen verstehen, so können wir alle Wöchnerinnen in Kontribuzion setzen. Der Marien-Gürtel schrieb mir aus Spanien, daß er unter einem Thronhimmel von der hohen Geistlich- keit begleitet oft bis in den königlichen Pallast und selbst bis in das erlauchte Ehebett mit größter Feier- lichkeit sey hineingeführet worden. So weit hoffen wir es auch noch zu bringen: wir werden Kuriers und Staffeten von den benachbarten Prinzessinnen mit den schmeichelhaftesten Einladungs-Schreiben erhalten, es werden bey unserer Ankunft nicht sel- ten die Stadt-Garden mit klingendem Spiele und Fahnen paradieren, und die Kanonen von den Stadtmauern ertönen. Du glaubst vielleicht, ich mache Scherze; o, nein! bester Herr Bruder, mir ist voller Ernst: denn da sich der hiesige Kapuzi- ner-General alle diese Ehren von Paradiren und Kanoniren ꝛc. auf seiner Reise nach Teutschland empfangen zu haben rühmet, so dürfen wir beyden Reliquienkasten wohl noch größere Ehren erwarten, da wir ein weit größeres Ansehen machen, als der Kapuzinergeneral, an welchem gar nichts zu be- gaffen ist, als eine braune Kutte, ein Strickgürtel, und ein langer Bart. Ich bedaure zwar, daß du nur ein 1. Pfund schwerer in Drapd'or eingenäh-

ter Blechkasten bist, und weiter nichts in deinem Eingeweide hast, als ein Stück Bley nebst einem schwarztuchenen Läppchen mit der lateinischen Aufschrift: von Habit des heil. Ignatz. — Allein, lieber Herr Blechkasten! du sollst bald in Silber und Gold verändert, und dein blecherner Anzug auf den Mist geworfen werden; denn in Kindsnöthen lassen sich nicht nur die Damen, sondern selbst ihre Ehemänner schweres Geld kosten, um die Gnade zu erlangen, von einem Reliquienkasten besuchet zu werden. Nur haben wir noch festzusetzen, wo wir unsere Logis nehmen werden. Es wäre zwar der kürzeste Weg, wenn du in einem hiesigen Kloster absteigen würdest; denn die Kloster-Obern nehmen dergleichen Gäste mit vielem Vergnügen auf. Aber bedenklich ist es doch immer; denn, im Vertrauen gesagt, die Mönche sind erzschmuzige Leute, und wenn du auch mit einem großen Verdienste nach Häuse kömmst, so nehmen sie dir das Geld und die Geschenke ab, und machen sich lustige Täge damit. Ich kenne selbst einen Reliquienkasten, der in einem Kloster wohnet, und der mir unter bitteren Thränen erzählte, daß er nie Geld genug nach Hause bringen könne. Sobald er durch die Pforte hineinkömmt, so fallen sie über ihn her, berauben ihn der mitgebrachten Geschenke, und ihre Küchen, Keller, und Kartenspiele bekommen ein neues Leben. Dabey sind sie auch so undankbar, daß sie den ehrwürdigen Reliquienkasten in einen finsteren Winkel hineinstellen, wo er gar oft die Sottise aus-

zustehen hat, von den vorbeylaufenden Hunden bebißt, und bekaket zu werden. Selbst Mönche treiben nur Spott und Hohngelächter mit ihm, und nennen ihn einen Thoren, einen abergläubischen Narren, einen heiligen Betrüger, einen Weiber-Affen, und eine dumme Religions-Puppe der adelichen Herren und Damen. — Nun sage mir Jemand, daß die Mönche keine bösen Leute sind, da sie gegen uns so undankbar verfahren! und dennoch eifern die elenden Schufte um die Reliquien, weil sie ohne diesen halb Hungers sterben müßten. Was ist also zu thun? Herr Bruder! Denn von der anderen Seite müssen wir auch betrachten, daß, wenn wir die Mönche auf unserer Seite haben, unser Handwerk von Tag zu Tag einträglicher wird. Sie laufen durch alle Strassen der Stadt, empfehlen uns bey den vermöglicheren Frauen, sie predigen unsere Wunderkraft, und legen den Beichtenden den Gebrauch des Reliquienkastens als eine Busse auf, wodurch diese die Vergebung ihrer Sünden erhalten können. Haben wir aber die Mönche nicht zu unseren Freunden, so verachten sie uns in allen Häusern, sie schmähen über uns, und verschreien unsere Wunderkraft öffentlich als Narrenspossen. Diesfalls ist nun ein guter Rath sehr theuer, und wenn du kömmst, so müssen wir diesen Punkt vorzüglich ad deliberandum vornehmen.

Mache dich also gleich nach dem Empfang dieses Briefes zur Reise fertig; und damit du unauf-

gehalten bist, so versieh dich mit Paßbriefen, und vermeide, so viel du kannst, den kaiserlichen Boden. Denn dort könntest du leicht als eine ungangbare Waare konfiszirет werden, und bey so einem fatalen Streiche mit den übrigen konfiszirten Waaren auf den Scheiterhaufen geworfen werden. Uns Reliquienkasten gehet es jezt wie den herumwandernden Zahnbrechern und Marktschreiern, welche man überall verfolget, sie mögen ihre Kunst noch so sehr mit ausländischen Attestaten verzieren. Ich warne dich nun als ein redlicher und gutmeinender Bruder, daß du dich vor dem kaiserlichen Boden hüten sollest; denn ich würde untröstlich seyn, wenn ich vernehmen sollte, daß man dich zu Linz, oder Wien als eine konfiszirte Waare öffentlich verbrannt hätte. Man würde über einen armen Blechkasten nur Hohngelächter und Gespötte treiben: und wer würde jezt Rache fodern, da das Land ringsumher voll Soldaten ist? Reise also incognito, so viel du kannst, und ich freue mich auf den glücklichen Tag deiner Ankunft, um dich aufs Zärtlichste umarmen, und dir unter tausend Küssen zeigen zu können, wie sehr ich sey

Meines schätzbaresten Blechkastens

Vertrauter Bruder,

der Reliquienkasten.

## 53.

## Ein Toskaner Mönch an einen schwäbischen Mönch.

Mio caro fratello.

Hier ist es nicht mehr zum Bleiben, und das heilige Klosterwesen wird vorsetzlich zu Grunde gerichtet. Wirklich setzet man unserer heiligen Mutter, der römischen Kirche, den Dolch an die Brust, denn die Klöster sind im figürlichen Verstande die Brüste der Kirche, welche mit ihrem gesunden Fleische die armen Christen reizen, und mit ihrer Milch den römischen Hof reichlich ernähren. Alles gehet zu Grunde, Mirakelbilder, Chorgesang und Reliquienkasten. Es ist eine Verordnung erschienen, daß die Bischöfe die Kirchengebete, Breviere und Meßbücher abändern, und die Sakramente in der toskanischen Sprache ertheilen sollen. Lieber Herr Bruder! wenn dieses keine Ketzerey ist, so zieh ich heute die Kutte aus, und nehme mir ein Weibchen. Aber so wahr ich ein römisch gesinnter Christ bin, so wahr ist es eine Ketzerey, daß man die Sprache der heiligen Kirchengebete verändern will. Wie sollen wir denn die Teufel austreiben, wenn es nicht in der lateinischen Sprache geschehen darf? Selbst Christus hält die lateinische Sprache als seine Lieblingssprache; welches wir aus den Erscheinungen wissen, da

er nur in derselben allein zu sprechen beliebte, außer bey den Nonnen, weil diese Eselinnen nicht lateinisch gelernet haben. Die römische Kirche hatte weislich gehandelt, daß sie den lieben Gott an die lateinische Sprache gewöhnte, um mit einemmale allen Irrungen vorzubeugen; denn wie würde wohl ein Heiliger im Himmel die Schwaben verstehen, da diese von ihren eigenen Landsleuten oft nicht einmal verstanden werden. Bisher hatte eben die Sprache allein zur Heiligkeit der priesterlichen Segnungen das meiste beygetragen, da der Pöbel oft glaubte, daß es wohl eine Hexerey um die Sprache seyn müsse, welche er nicht verstand. Höret er aber unsere Beschwörungen und Exorzismen in der Muttersprache, so bemerket er bald, daß nichts dahinter ist, und am Ende machet es uns ein jedes altes Weib nach, und treibet Teufel aus. Mit dem Brevier hat es eine gleiche Bewandtniß; beten wir dieses in der toskaner Sprache, so verlieret es alle Hochachtung; man übersetze nur die Laudes und Prim, samt den gebrochenen Versikeln, und es wird ein Gebet zum Buckligtlachen heraus kommen. Das Brevier läßt sich nur in der lateinischen Sprache gut beten, weil diese oft selbst von denjenigen nicht verstanden wird, die das Brevier wirklich beten. Ich hätte es nie geglaubt, daß die Reform sogar über das Brevier kommen sollte, worin alles Thun, Ansehen und Geschäfte der römischen Geistlichkeit bestehet. Als ich Priester ward, da kam es mich zwar hart an; nun

da ich das Brevier allgemach zwanzig Jahre lang bethe, so ist es mir nur ein Spaß, und soll ich Abends erst nach eilf Uhr anfangen. Es wird nichts, als ein gutes Schnattermaul dazu erfordert, das weit geschwinder raspelt, als eine Papiermühle: und wer dieses kann, dem ist das Brevierbethen nur Gepfiffen. Man kann dabey die Uhr aufziehen, die Küchenzettel übersehen, mit einem Pudelhund spielen, durchs Fenster hinausgucken, Geld zählen, und dabey einen guten Krug Wein trinken. Und dennoch will man so ein herrliches Gebeth heut zu Tage verachten, herabwürdigen, da unsere Vorfahren die einträglichsten Stiftungen machten, daß die frommen Mönche für ihre armen Seelen in alle Ewigkeit fort das Brevier schnattern sollen. Ich garantire für jeden Krug Wein das Brevier zu bethen; denn es ist immer eines, ob ich das Brevier, ohne darauf zu merken, bethe, oder ob ich bey der Pforte mit alten Weibern plaudere. O, Freund! wie glückselig leben Sie in ihrem römisch-katholischen Schwaben, wo noch alles beym Alten verblieben ist. Sie haben Rosenkränze, Skapuliere, Mirakelbilder, und Breviere im Ueberfluße, und in Toskana sieht man alle diese Dinge nur für Lumpenzeugs an. Es ist ja eine unchristliche Sache, die Meßbücher verändern zu wollen, da man unter einer Todsünde nicht eine Sylbe auslassen, oder ändern darf. Wenn das Volk die Messe in der Muttersprache verstehet, so wird man zulezt die Messe wie ein an-

deres Gebeth ansehen; und geschieht dieses einmal, dann — gute Nacht ihr armen Seelen im Fegefeuer! Kein Mensch läßt sich alsdenn für paares Geld eine Messe lesen, und Jedermann denket sich, dieses Gebeth kann ich selbsten verrichten, ohne einen Priester so theuer bezahlen zu dürfen, und dann wieder — gute Nacht reiche Priesterschaft! wir müssen noch helles Wasser saufen, wenns so fortgehet.

Ja, Freund! so verfährt man mit der Religion im Angesichte des Pabstes, der sich, leider, gar nicht rühret, und sich anstellt, als hätte er Augen und Ohren verlohren. Man fängt sogar unsere Kirchen zu plündern an, weil alle Reliquien, die wegen der Authentizität verdächtig sind, und alle Bilder, welche doppelt in den Kirchen stehen, weggeschaffet werden. Wenn diese Verordnung seinen Fortgang hat, so verliehren wir alle Reliquien; denn wozu brauchten wir eine Authentizität? Da unser Ehrenwort allezeit hinreichend war, für die Aechtheit der Reliquie zu bürgen. Oft hatten die Leute gegen diesen oder jenen Heiligen auf Einrathen ihres Beichtvaters eine sonderbare Andacht; und damit diese nicht mehr erlöschen könnte, so wurde ihnen durch eine Reliquie die Sache anschaulich gemacht. Allein war es denn nöthig nach Rom darüber zu berichten? Man gieng in die Klostergrüfte, nahm einen alten Ellenbogen, oder ein altes Zahnkiefer, stellte es auf den Altar, und die

Leute waren damit zufrieden. Ein bischen heiliges Blendwerk schadet wohl nicht; die Leute hätten ja die Authentik, welche allezeit lateinisch geschrieben ist, ohnehin nicht verstanden: man hatte also die Taxe erspart, und der Andachts Eifer nahm täglich dabey zu. Was werden sich aber jezt die Leute denken, wenn sie es erfahren, daß die Altäre voll falscher Reliquien stehen? Alle Schande fällt wieder auf den Ordensstand zurücke, und wir stehen hernach da, wie die Butter an der Sonne. Auch sollen die doppelten Bilder wegkommen! Ja, wenn ein Mirakelbild oft an einem einzigen Tage mit den Andächtigen zu Ende kommen könnte. Da knien oft vor einem einzigen Bilde tausend Personen, und da giebts genug zu thun, bis so ein Bild einer Person nach der anderen Audienz ertheilet, und ihre Bittschriften einnimmt; es war also niemal überflüssig das nämliche doppelt zu haben: es giebt ja an allen Höfen Vize-Präsidenten, und Vize-Sekretäre. Die unanständigen Gemählde sollen gleichfalls untersucht werden; und da wird man gewiß die säugenden Marien, die monströsen Christusse u. s. w. darunter zählen. Ach! das Volk, und selbst wir Mönche, knien vor keinem Gemälde lieber, als vor der säugenden Maria, weil man da eine himmlische Natur siehet; und ich bin oft so starr wie ein Backstein dabey entzücket worden. O, liebes Schwaben! wie glücklich bist du, wo der verderbliche Geist der Neuerungen im Religionswesen nicht eingerissen hat.

Ich verlasse selbst noch mein Vaterland, und wandere zu Ihnen, bester Herr Bruder? Denn ohne Brevier, ohne Reliquie, und ohne einer säugenden Marie will ich nicht in der Welt seyn; weil ich besonders vor dem säugenden Bilde sehr oft die himmlischen Entzückungen empfunden hatte, welche ich bis an mein Lebensende geniessen will.

---

## 56.

### Pater Felix, Franziskaner zu Stadt am Hof bey Regensburg an einen Franziskaner auf dem Lechfelde.

Wenn zu dir ein Buchdrucker, ein Buchhändler, ein Schriftsteller, oder ein Einsender von diesen zur Beichte kömmt, so absolvire ihn nicht, Herr Bruder! So ein Kerl soll des Teufels werden, er mag weinen, und seine Sünden bereuen, wie er will. Ich absolvire nun keine so verfluchte Seele mehr, welche directe oder indirecte zur Schriftstellerey und zum Bücherwesen gehört, und solls auch nur die Magd seyn, welche wöchentlich mit dem Besem die Buchdrucker-Offizin auskehret. Die Teufelsleute haben mich hergeschrieben, wie einen Vagabunden oder Mordbrenner. Herr Bruder! du mußt dich auf die Füsse stellen, oder es halten uns Franziskaner die Leute zuletzt gar noch für Zigeuner-Gesindel.

Giebt es etwa auf dem Lechfelde auch solche verfluchte Leute, welche die Franziskaner wie die Tannenzapfen mit den Füssen von sich stossen? Ich hatte vor anderthalb Jahren fünf Stunden von hier auf einem gegen Straubingen gelegenen Dorfe den Kreuzweg eingeweihet, welches das größte und geheimnißvolleste Heiligthum des Franziskaner-Ordens ist; wo die ganzen Unkosten auf lumpigte 172 fl. 30 Kr. zu stehen kamen. Ist dieses nicht ein Spottgeld, Bruder! für den unermeßlichen Schatz des Ablasses, welchen ich den Bauerslimmeln zurückgelassen habe? Ich foderte für die Einweihung nicht mehr als 80 fl. ein Bettelgeld gegen den himmlischen Schatz, den die Bauern jezt täglich begaffen können. An Honorar, welches mir noch obendrein und meinem Sozius gemacht wurde, war es ein elendiges Sümmchen von 13 fl. Spott und Schande! Ich hatte schon oft den Kreutzweg in ansehnlichen Familienhäusern eingeweihet, und da belief sich die Zeche auf 300, manchmal 500 fl. Die groben Bauern könnten also zufrieden seyn, daß ich Ihnen den Ablaß so wohlfeil gab. Aber nasenweise Juristen haben ihre salva venia Drecknasen in die Kirchenrechnung gesteckt, und das Ding durch den Druck bekannt gemacht. Und da roch es den Hochstudirten in die Nasen, daß ich mit meinem Sozius in einer Woche beym Wirthe allein 63 fl. verzehret habe. Drey und sechzig Gulden! zween Bettelpfaffen in einer Woche! schrien sie, und lärmten, als wäre ein halbes Fürstenthum zu Grunde

gegangen. Ey doch! sagte ich bey mir, als wenn ein Bettelpfaff nicht auch fürstlich essen und trinken könnte. Die Narren in der Welt, die Layen, glauben, ein Bettelpfaff soll gar keine gräfliche Tafel schmecken können. O, die Thoren! die 63 fl. waren wohl ein Bettelgeld; und unser einer kann sich manchmal rühmen, besser als ein Graf gespeiset zu haben. Aber was ist denn ein Graf gegen einen Franziskaner? die wir die fünf Wunden Jesu durch den h. Erzvater Franziskus geerbet, und dadurch als leibliche Brüder Jesu an- und aufgenommen sind. Zeige uns einmal ein Graf seine fünf Wunden, wie sie uns der h. Franz gezeiget hat, und wir wollen ihm alsdann den Vorzug einräumen. So lange dieses nicht geschieht, so ist eine Franziskaner-Zeche von 63 fl. auf die Woche weiter nichts, als eine gemeine Hausmannskost. Dabey hatte ich aber auch die Frau Pflegsverwalterin zur Tafel geladen: und einer solchen Frau muß man doch eine Ehre anthun. Sie ist ja ein niedliches, andächtiges, lustiges Weibchen, die Frau Pflegsverwalterin; sie lachet und scherzet, in Ehren versteht sichs, und ist ein Weibchen wie eine Putz-Scheere; denn ich habe mich kreuzlustig dabey befunden. Solche Frauen muß man nicht aus dem Garne lassen, und die Männer sind oft frohe, wenn sich Jemand ihrer Frauen auf ein paar Tage annimmt. Es sind jezt verfluchte kritische Zeiten; alles was man siehet und höret, das wird gedruckt, und was gedruckt ist, das wird gelesen, ohne von Rom die licentiam le-

gendi libros prohibitos mit einem halben Duzend Dukaten zu erkaufen: und so lieset man jezt in Regensburg ohne alle Gewissenhaftigkeit die Geschichte meiner Einweihung des Kreutzweges, meine Zeche im Wirthshause, und meinen Rendez vous mit der Frau Pflegsverwalterin. Ich denke, man müsse die guten Gelegenheiten benützen, da wir nicht wissen können, wie lange es noch dauern möchte: man sagt ohnehin, daß das baiersche Mönchswesen nur mehr an einem Zwirnfaden hange: ein einziger Hauch eines kleinen Styxwindes vermag den schwachen Faden zu brechen, und das Mönchswesen sinket hinab, daß man kaum die Spuren mehr finden kann. Mir ists, in Gottes Namen, gleich viel; ich ziehe geduldig die Kutte aus, und ziehe schöne schwarzseidene Hosen an. Im Franziskanerhabit ist man ohnehin zu vielen Kritiken ausgesetzt, und ich mag eine Frau oder eine Jungfrau besuchen, so werden Glossen darüber gemacht. So unstudirte Leute wissen oft nicht, was sie sagen, und man hält sich darüber auf, wenn eine Frau mit einem Kapuziner oder Franziskaner Bekanntschaft machet, ohne zu wissen, warum? Es ist freylich sonderbar, daß sich so ein Ordensmann bey einem Frauenzimmer einschmeicheln kann, da er gar nichts reizendes an sich hat, als eine grobe mit dem Stricke zusammen gebundene Kutte. Allein dieses muß man mit der Neugierde der Frauenzimmer auflösen, welche auf alles, was ihr Auge sieht, sehr vorwitzig sind. Männer mit Hosen sind ihnen nichts Neues mehr, dergleichen ha-

ben sie täglich um sich; aber Männer ohne Hosen — das ist eine Seltenheit; und in diesem Mangel bestehen unsere Reitze, wodurch wir bey dem Frauenzimmer beliebt werden; doch in Ehren, versteht sichs; denn du must mir meine Aufrichtigkeit nicht übel auslegen, oder gar in eine Todsünde verwandeln. Nun bis der Zeitpunkt des Hosenschliessens heranrücket werde ich fleißig fortfahren den Kreutzweg einzusetzen, und die Kirchenpfleger in Kontribuzion zu nehmen. Unter dem Landvolke findet unser Kreutzweg-Monopolium noch immer den gewünschten Beyfall; nur giebt es hie und da einige Pfarrer, welche von dem verborgenen Freymäurergift noch angesteckt sind, und den Kreutzweg für Hokus Pokus halten. Man muß solche Herren durch ihre Haushälterinnen ausforschen, und dieselben bey dem löblichen Konsistorium verklagen. Am liebsten sind mir solche Pfarrer, welche fleißig bey ihrem Breviere bleiben, ihre gute Portion Bier täglich trinken, und kein neues Buch lesen wollen. Solche Pfarrer zähle ich unter die alten guten Christen, und man kann sie zum Besten halten, daß ihnen der Kopf klappert. Wie stehet es denn, bester Herr Bruder, auf dem andächtigen Lechfelde? Dort, glaube ich, wäre mit unserem Kreutzwege manche gute Erndte zu machen, wenn die Leute nur mehr Geld hätten. Ich halte dafür, daß es unserem Orden sehr gedeihlich seyn würde, wenn wir einen Mahler aufnehmen, und diesen mit dem h. Ordenshabit bekleiden würden. So einen Verdienst könnten wir uns selbst zueignen; der

Kerl müßte alsdann nur solche Juden mahlen, wie wir es verlangten, nämlich recht gräßlich und abscheulich, damit es den Bauern in den Nasen ekelt: je monströser und gräßlicher, desto besser; solche Bilder wirken am ehesten und liebsten Mirakel . . . Also, Herr Bruder, sieh dich um einen solchen Menschen um, und schmeichle ihm, daß er ein Franziskaner werden möchte, um die ewige Seligkeit zu erlangen. Wir haben bisher vielen Mahlern in den Städten mit Weib und Kindern aufgeholfen; und wozu sollen wir Kinder ernähren helfen, die nicht unser sind? Wir müssen das Kreuzwegmonopolium im ausgebreitesten Verstande an uns zu bringen trachten. Ich erwarte eine baldige Antwort hierüber, und bin ꝛc.

---

## 57.

## Ein schwäbischer Reichsprälatur-Mönch an einen andern.

Theuerster Herr Bruder.

Durch unsere Hühnermagd überschicke ich dir eine Abschrift, über dessen Seltenheit du dich verwundern wirst. Es ist das Projekt eines schwäbischen Reichsprälaten-Bundes; den du aber sehr geheim halten mußt, denn die infulirten Herren glauben, den Stein der Weisen alleine gefressen zu haben. In

ganz Schwaben zirkuliren Abschriften von diesem Bünde, und man erkennet hieraus die feine Denkungsart dieser Herren, wie sie sich alle Mühe geben die guten Aussichten ihrer untergeordneten Mitbrüder zu verkleistern. Wenn dieser Bund zu Stande kömmt, so hat der Prälatendespotismus den höchsten Gipfel erreicht, und wir armen Untergeordneten werden in eine tiefere Sklaverey hinabgedrückt, als wären wir in Tunis oder Tripolis zu Gefangenen gemacht worden. Die Prälaten sind hinter die Geheimnisse der Mißvergnügten gekommen, sie haben ihre heimliche Verbindung, und die Wege entdecket, wodurch sich die Mißvergnügten von dem Prälatenjoche losreissen wollen, und jezt ist bey den prälatischen Infuln Feuer im Dache. Sie wissen es, daß in dem schwäbischen Kreise alleine 14 Klöster sind, wo die Insurgenten nur auf das Signal warten, um seiner gnädigen Paternität den Gehorsam aufzukündigen: und jezt wollen sie mit einem Prälatenbund den reissenden Strom aufhalten. Diese Herren ergreifen die desperatesten Mittel, um ihren Stolz, ihre Hofhaltung, Pracht, und ihren Despotismus aufrecht zu erhalten; sie wollen sogar eine der größten Puisanzen zum Beschützer ihres Bündnisses anrufen, und diesem ein jährliches Dongratuit von ohngefähr zweymal hundert tausend Gulden auswerfen. Nun siehst du, Herr Bruder, daß unsere Herren Prälaten Geld genug haben, wenn es darauf ankömmt, ihren Inful- und Pektoralien-Stolz im vorigen Glanze zu erhalten: nur wenn es die

gemeinnüzigen Anstalten der unentgeltlichen Schulen, der Waisen, der Findelkinder, der Strassen, der Brücken u. s. w. betrifft, da sind sie blutarm. Alljährlich 200,000. fl. auszuwerfen, ist doch keine geringe Summe, um die Leibkutscher, Leibhunde, und Mundköchinnen in ungestöhrter Ruhe zu erhalten; und wir untergebenen Mitbrüder könnten indessen hübsch im Chore schreyen, Fasttage halten, Abstinenzen machen, und mit Zilizien und Geiseln unseren Leib zerfleischen, während die Jungfer Mundköchin im seidenen Anzuge von dem Leibkutscher auf den Kloster-Lust-Schlössern spaziren geführet wird. Wir könnten hübsch Schöpsen-Fleisch, Leberspatzen, und Klöse verdauen, während am Hofe des Prälaten von dem Hoftrompeter zur niedlichen Tafel von 40 Gedecken geblasen wird. Laß dich nicht zum Narren machen, lieber Herr Bruder, und sieh den Prälatenbund als eine neue Sklavenkette an, welche man uns anzulegen drohet. Wir müssen, bevor dieses Bündniß zu Stande kömmt, uns noch von der Sklaverey losmachen, oder wir sind verlohren. Denn erkaufen sich die Prälaten mit 200,000. fl. einen Schutzherrn, den sie vermuthlich aufbringen werden, so sind sie unumschränkte regierende Fürsten; sie machen sich dadurch vom Pabste und von den Bischöffen los; und in einer solchen Lage verklage du einen Prälaten bey einem Schutzherrn, der jährlich 200,000. fl. empfängt, um dem infulirten Kopfe geneigt zu seyn . . . . Du siehst, daß nun die Sache ärger wird, als sie jemals war; wir se-

hen in der gerechtesten Sache keinen unpartheyischen Richter mehr vor uns, und weder der Pabst noch die Bischöfe können uns alsdann mehr helfen. Und da sich nun schon so viele antiprälatische Partheien vereiniget haben, so rathe ich dir, mit mir auch auf die Seite der Insurgenten zu treten, wenn du anders dem fürchterlichen Bündniß, welches uns drohet, entgehen willst. Eile mir eine Antwort zu geben, und wenn dir mein brüderlicher Rath mißfällt, so werde wenigstens kein Verräther deines

Gutmeinenden Freundes.

---

## 85.

### Der Dominikaner-Prokurator in Rom an den Dominikaner-Provinzial in Spanien.

Reverendissime!

Nun erkennen wir es recht handgreiflich, was unser Orden durch den Tod des seligen Kardinals Pallavizini verlohren hat; überall werden wir abgewiesen, und die heilige Intrigue zeiget uns überall die Feigen. Der neue Orden der Marianischen regulirten Kleriker, oder der Orden der unbefleckten Empfängniß Mariä ist durch ein Breve vom Pabste wirklich bestättiget worden. Nun giebts wieder neue Tag-

diebe in der römischen Kirche, welche uns das Brod vor dem Munde wegnehmen. Wir sammentliche Dominikaner hatten uns bey der Kongregation der Bischöfe und der Regulärgeistlichen aus allen Kräften gegen diesen neuen Orden widersetzet. Allein, seitdem unser Protektor Pallavizini todt ist, machet unser Geschrey keinen Eindruck mehr. Noch nie war die Partheisucht, die Habsucht, und der Eigennutz in Rom so groß, als jezt; es wären ganze Tonnen Goldes nöthig, wenn man in einer lästigen Sache die Oberhand gewinnen wollte: denn mit vernünftigen Vorstellungen, wenn diese nicht mit Dukaten begleitet werden, dringet man nicht durch. Wir möchten immer laut schreyen und klagen, daß man keiner neuen Taugenichts bedarf; man aprobirte die Taugenichts, und ihre Ordenssatzungen wurden einhellig für gut befunden. Wir haben also an diesem neuen Orden einen großen Nebenbuhler, der uns mit der Zeit fürchterlich werden kann: denn unsere Protestation wird über lange oder kurz ad notam genommen werden. Wenden Sie alles an, daß diese marianischen Trabanten in Spanien keinen Eingang finden; diese könnten uns einmal eben so gefährlich werden, als vormals die Jesuiten. Der Pabst hat gut zu lachen, wenn er die Ordensbreven unterschreibt; er berechnet nur sein Interesse, und um das unsrige ist er wenig bekümmert. Sehr schlau führte uns der Pabst dießmal bey den Nasen; um uns zu beruhigen, und um einen Tropfen Oel auf unsere Wunde zu giessen, so trug er

sich selbst als den Protektor unseres Ordens an: nämlich nachdem er uns mit dem neuen Orden die Läuse in dem Pelz gesetzet hat. Heißt dieses nicht, einen auf gut päbstlich zum Besten halten? Wenn nur die Kammer brav Geld kriegt, weiter ist man nicht bedacht: zu letzt werden die Königreiche mit lauter Mönchsorden überschwemmet, und da kann es in Spanien wie in Oesterreich, geschehen, daß man der ungeheuren Menge der Mönche überdrüssig wird, und mit allen Kräften auszumisten anfängt. Mit der Vermehrung der Mönche macht der Pabst seine Sache nur schlimmer; es ist überall bekannt, daß diese nur aufzehren; und welcher Regent ist heute so blind, daß er sich die Heuschrecken aus fremden Ländern kommen läßt? Viele Orden erregen Eifersucht und Gezänke, und auf diese Art richtet einer den andern zu Grunde. Wir hätten dieses gewiß noch an den Jesuiten erlebt, wenn diese nicht glücklicher Weise zur rechten Zeit wären abgetakelt worden: und alsdann fällt allezeit der Schimpf und Spott auf den Römerhof zurücke. Spanien ist das einzige Klima, welches unserem Orden am gedeihlichsten ist; lassen Sie es also durch keinen neuen Orden verunreinigen und vergiften; und widersetzen Sie sich gleich im Anfange recht nachdrücklich. Sonst könnte ein jeder Narr dahergelaufen kommen, und im heiligen Paroxismus ein Ordensstifter werden wollen. Das Dominikaner-Interesse hat den Vorzug, und wir bedürfen keiner neuen Laffen. Wo will jezt der Pabst mit diesen Kerls hin, da

ganz Europa überflüßig mit Mönchen besetzt ist? Es ist keine andere Aussicht, als etwa einen andern Orden zu verdrängen, und da müssen wir den Riegel bey Zeiten vorschieben.

---

59.

## Der geistliche Rath, Herr Preston, zu Lüttich, an die Proselitenmacher in Irrland.

Sie haben ihre Rolle treflich gespielet, meine Herren! und ich hätte es ihren Kunstgriffen nicht zugetrauet, daß Sie den jungen Lord Germanston entführen könnten; bis Sie die Sache in der That bewiesen hatten. Der katholische Priester muß ein Erzschlaukopf seyn; und ich werde ihn reichlich dafür bezahlen. Es ist zwar gut geschehen, daß der entführte Lord nach Frankreich gebracht, und dort eine Zeitlang in einem Kloster eingesperret und verwahret geblieben ist; aber ich trauete den Mönchen nicht. Denn selbst unter diesen könnte es einen Redlichen geben, der sich des Entführten hätte erbarmen, und sohin demselben Luft machen können: wodurch alle unsere tausend Anschläge wieder hätten zernichtet werden können. Ich bin zwar selbst ein Geistlicher, und noch dazu ein geistlicher Rath; aber unter uns gesagt, ich traue keinem Pfaffen. Daher habe ich den Lord Germanston aus dem Kloster

abholen, und ihn wohlverwahret hieher nach Lüttich bringen lassen. Ich habe also den Jungen in meinem Hause, wo er unter den Augen der alten Großmutter stehet, die ihn eben so scharf bewachet, als wäre es ein Wächter von der Pastille. Der junge Lord hat zwar noch immer lange Weile, er seufzet nach seinem Vaterlande, er frägt tausendmal des Tags nach seinen irländischen Bekannten, er bittet mit aufgehobenen Händen heimkehren zu dürfen, er weinet, und härmet sich Mauerblaß. Ich aber verkürze ihm täglich die Zeit mit meiner Dosis vom katholischen Religionsunterricht, und zeige ihm den Weg zum ewigen Himmelreich. Sobald ich fertig bin, so werde ich von der Großmutter abgelöset, welche nicht unterläßt, den jungen Lord ganze Stunden lang mit Skapulieren, Rosenkränzen, Reliquien und Abläßen zu ängstigen und zu quälen. Allein der Junge will die katholischen Religionswaffen nicht anpacken: er seufzet und weinet nach seinem Vaterlande: er will in die freie Luft, und er wünschet mit Thränen im Auge Irrland zu sehen. Aber da stelle ich es ihm oft lebhaft vor, daß er hier die ewige Seligkeit erlangen könne; daß sein Vaterland jener Ort sey, wo man Schnurgerade zur Hölle fährt, und verdammet wird. Mir wäre sehr leid um den Lord, wenn er verdammet würde; daher können mich seine Thränen nicht bewegen, ihn frey und aus dem römisch-katholischen Religions-Garn entwischen zu lassen. Er kömmt mir nicht

aus

aus dem Hause; und wäre es auch, daß er aus Gram und vor Sehnsucht nach seinem Vaterlande stürbe, so ist er doch ein Kind der Seligkeit, und die Engel im Himmel werden sich freuen, durch meine Veranstaltung einen Irrländischen Lord unter ihrer Zahl zu sehen.

Aber, meine Herren, ich habe ihnen, ohngeachtet ihrer intrikanten Kunstgriffe, dennoch einen derben Vorwurf zu machen; nämlich daß sie die Entführung nicht genug verheimlichet hatten. Es kam von der Cour of Chancery ein Befehl unter dem großen Siegel von Irrland an mich nach Lüttich hieher, worinn die Rückgabe des Lords verlanget wurde. Und was hätte ich hierbey anders thun sollen, als mich in einem Charakter zu zeigen, der den meisten bischöflich-geistlichen Räthen eigen ist? Ich behandelte die Irrländische Regierung um kein Haar besser, als wie ich unsere Landpfarrer und Landkapläne, die armen Schlucker, zu behandlen pflege, um meiner geistlichen Authorität, welche von dem Pöbel Stolz und Aufgeblasenheit genannt wird, nichts zu vergeben. Ich beantwortete den Befehl in dem nämlichen Tone, wie wir geistlichen Räthe die Bittschriften und Vorstellungen unserer untergebenen Priesterschaft zu beantworten pflegen. Ich nannte den Befehl einen Pergamentfetzen, mit einem Wachsklumpen, eine nichtswürdige Sudeley, und ich

protestirte im stolzesten Tone gegen alle fremde Gerichtsbarkeit. Nun, dachte ich, habe ich den Herren Irrländern ein ganzes Papier voll derbe Grobheiten niedergeschrieben, und man wird es so leicht nicht mehr wagen, mich, als einen geistlichen Rath, an meinem Kaffeetische und bey meinen Gemächlichkeiten zu beunruhigen. Bedenken Sie es selbst, ich sollte den Lord zurück geben, dessen Oheim ich bin, und der ich in Rücksicht dieser Verwandtschaft wohl mehr über den Lord zu schaffen habe, als das ganze Irrländische Parlament. Denn ich als Oheim bin der einzige Erbe der Familiengüter des Lord Germanston; und da mir mit der Zeit die Erbschaft seiner Güter zufallen könnte, so habe ich auch alles Recht für seine Seele zu sorgen. Die Germanstonschen Familiengüter betragen jährlich bis sechs tausend Pfund Sterling; und bin ich einmal Erbe davon, so kann ich für die abgeleibte Seele des Erblassers jährlich ein paar Messen lesen lassen. Ist dieses nicht recht römisch-katholisch gedacht? Stürbe aber der Lord in Irrland, so hätte ich weniger Hoffnung zur Erbschaft, und die heil. Messen wären vergebens. Es ist nicht erlaubt für einen Unkatholischen eine Messe zu lesen; und da hier der Lord vor langer Weile probabilius eher sterben könnte, so ist auch seine Seligkeit probabilior, und die heil. Messen sind res probabilissima.

Allein ich bin mit dieser fatalen Erbschaft noch nicht am Ende; und die Irrländer sind böse Leute. Der Generalprokurator von Irrland hat neulich diese Sache zu London im Unterhause vorgetragen, und den Vortrag mit einem Vorschlag begleitet, mir Preston, als den einzigen Erben des Lord Germanston, in Rücksicht meines Betragens, die Erbfähigkeit zu nehmen. Potz, Hölle! dies wäre ein Streich, wenn mir diese Erbschaft weggestrichen würde, um welche ich mich so sehr beängstigte, und tausend Plane darüber entwarf. Ich warte mit bangen Herzen täglich auf die Nachricht, ob das Unterhaus zu London diesen Vorschlag bewilliget habe, oder nicht. Jetzt reuet es mich freylich, daß ich den Irrländischen Befehl einen Pergamentfetzen genannt, und das Irrländische Siegel einen Wachsklumpen betitelt habe. Wenn nur das Unterhaus den hohen Werth der heil. Messen in Betrachtung zöge, und man würde gewiß zu meinem Vortheile votiren. Wird mir die Erbfähigkeit genommen, so schicke ich den Lord wieder zurücke; denn gar umsonst mag ich mich mit der Bekehrung der Irrgläubigen nicht abgeben: der Arbeiter im Weinberge des Herrn verdienet seinen Lohn; und sechs tausend Pfund Sterl. jährlich wären wol nicht zu viel, da der Bekehrte für dieses Sümmchen ein großer, großer Heiliger werden kann. Was ist aber mit den Engländern anzufangen? Sie ha-

ben wenig Respekt gegen unsere Heilige, und sie halten mehr auf die Sterlinge als auf unsere Reliquien. Fällt nun die Sache nicht zu meinem Vortheile aus, so ist erst die Frage, wer die Unkosten bezahlen werde? Ich befürchte, daß dieses noch ein verwickelter Proceß werden dürfte: ausser die Engländer wären kurz angebunden, daß sie wenig Respekt gegen einen katholischen geistlichen Rath hätten. Seyen sie also künftig mit der Proselytenmacherey behutsamer. Was nützet es, wenn wir die Menschen gewinnen, und dabey die Sterlinge verlieren? Nehmen Sie doch das Beyspiel von den katholischen Klöstern; diese erhaschen allezeit die Jungen samt dem Gelde zugleich.

---

60.

## Professor Westenrieder in München an Professor Frölich zu Ingolstadt.

Da mir Ihre gelehrte Abhandlung, womit Sie den Cölibat der katholischen Geistlichkeit vertheidigten, bekannt ist, so werde ich Ihnen nicht ungelegen kommen, wenn ich mit meiner beygeschlossenen Rede Ihre Geschäfte unterbreche. Diese akademische Rede hat zwar die Klöster zum Ge-

genstande, aber auf eine ganz besondere Art, als dieselben vormals von dem Ingolstädtischen Professor von Ikstädt behandelt wurden. Halten Sie es ihrer Musse werth, meine Rede mit Aufmerksamkeit zu durchlesen, und Sie werden mir am Ende ihren vollkommenen Beyfall schenken. Sie werden darin bemerken, daß ich einen ganz besonderen Gang des Vortrages gegangen bin, um, das ich mir schon lange zur Regel gemacht habe, nicht decisive zu Werke zu gehen. Ich spreche geflissentlich nicht gerne mit **entscheidenden** Ausdrücken, weil diese bey den Lesern meistens nur Ekel hervorbringen, und dabey den Verfasser in die Verlegenheit setzen, seine Sätze mit mehr Stärke probiren zu müssen. Diese Behutsamkeit habe ich von den Jesuiten geborget, welche in bedenklichen Fällen immer unsere Lehrmeister sind, und die bey den wichtigsten Sätzen niemal decisive, sondern nur **Fragweise** zu Werke gegangen sind. Erinnern Sie sich nur an alle die Jesuitenschriften zurücke, und Sie werden eine Menge finden, worinn dieselben, ohne zu beweisen, weiter nichts gethan, als — gefraget hatten. Wie oft haben nicht die Neumayer, die Märze, die Goldhagen u. s. w. gefraget? Aus diesem Gesichtspunkte betitelte ich also meine Rede: **über die Frage: Welche waren die Grundursachen der zahlreichen, vom 11ten bis ins 15te Jahrhundert in Baiern gestifteten, Abteyen? Und wurde von den-**

selben den landesherrlichen Absichten wirklich entsprochen? . . . Das Publikum wird nun freilich nicht wissen, wie es diese zwo Fragen aufnehmen soll: und der gescheitere Theil wird bey einigen hervorstechenden Ausdrücken über meine Gesinnungen stutzen. Allein zwischen dem innerlich Denken, und dem äusserlich Behaupten ist ein großer Unterschied, und die große Lebensregel lehret, daß man den Mantel nach den Umständen richten soll. Vor Zeiten hatte ich ganz anders gedacht und geschrieben, als jetzt; daß meine Denkungsart so bald nicht scheitern kann, dies versteht sich: aber im Schreiben lassen sich die geäusserten Grundsätze immer wieder auf eine schickliche Art modificiren. Ob ich nun schon den Klöstern das Wort sprach, so fand ich es doch für dienlich, denselben hie und da, wo es sich gar nicht anders thun ließ, einige Hiebe zu versetzen, um dem aufgeklärteren Theile nicht zu hart vor den Kopf zu stossen. Ich legte aber gleich wieder ein Heilpflaster darauf, und sagte, daß es vielleicht diese oder jene gute Absicht gehabt haben mochte — daß es diese oder jene Folgen hervorgebracht haben würde — oder wirklich hervorbringen konnte. — Und auf diese Art muß man sich die Steckenpferde zu satteln wissen, um sichs mit keiner Parthey zu verderben. Es that mir zwar leid, daß ich nicht eine jede Zeile meiner Rede zu Gunsten des Prälatenstandes mit Lobsprüchen anfüllen konn-

te; allein man stößt zuweilen auf Epochen, wo man den Mönchsstand unmöglich loben kann, ohne sich vor der ganzen Welt lächerlich zu machen, und ohne als ein öffentlicher Heuchler aufzutreten. Indeß werden es mir die Herren Prälaten bey vielen andern Stellen Dank wissen, daß ich ihre Sache mit aufgedunsenen und bey den Haaren herbeygezogenen Scheingründen bestens vertheidiget habe. Lesen Sie nur Seite 17. „es „scheint, heißt es dort, die Baierschen Regenten „des 11ten und der folgenden Jahrhunderte haben „in Hinsicht auf ihre eigene Hausmacht über„aus klug gehandelt, indem sie die Aufnahme „und Vermehrung der Abteyen auf alle Weise be„günstiget haben.“ Konnte ich was größeres sagen, als daß ich die Klöster die Baiersche Hausmacht nannte? . . . Gegen diesen Satz sticht freilich die Stelle auf der 5. Seite sehr sonderbar ab, wo es heißt: „Da die Herzoge in Baiern „in Betracht der vielen zur herzoglichen Kammer „und Würde gehörigen Güter vor andern mäch„tig, und aus diesem Grunde den Kaisern vor„züglich fürchterlich oder verdächtig waren: so lie„ßen sich die Kaiser auch besonders angelegen seyn, „baierisch herzogliche Kammergüter an die Geist„lichkeit zu veräussern, wozu sie bey einem gün„stigen Zeitpunkt theils die Einwilligung der Her„zoge selbst zu erhalten wußten, theils aber auch, „wie z. B. Kaiser Heinrich II. als er das herzog„liche Kammergut Bamberg abriß, eigenmächtig

„zu Werk giengen." Hieraus möchte freilich manchem Leser meine Bestimmung der Baierschen Hausmacht ziemlich wechselbalgisch vorkommen: doch ich vertraue auf ein gutmüthiges Leserpublikum, welches meine Aussprüche glaubt, ohne darüber nachzudenken. Allein gleich auf der 14ten Seite hatte ich hoch mit den Klöstern aufgehoben und gesagt, daß denselben die Nationalerziehung sey anvertrauet worden. Dieses war ein kühner Ausdruck, ich muß es bekennen, denn ich glaube nicht, daß man in derselbigen Epoche an die Nationalerziehung einmal gedacht habe. Doch was sollte ich anders sagen? da ich mich dadurch zugleich zu sagen bemühete, — ergo ist es auch heut zu Tage gut und gedeihlich, daß man in Baiern die Nationalerziehung den Klöstern eingeräumet habe. . . . Wenn man mir für dieses Kompliment keinen Dank weiß, so kann ich kaum etwas besseres mehr sagen. Eben so machte ich auch auf der 27ten Seite eine bedenkliche Miene — (nicht auf die baierschen Klöster, wo alles, Gott sey Dank, auf guten Fuß stehet,) auf die Klöster im Kaiserlichen, mit der Frage: ob an die Stelle der aufgehobenen Klöster überall etwas besseres gekommen sey? Und gleich darauf sagte ich Seite 29: „daß die Klöster in den Tagen einer grösseren Noth die wichtigste Unterstützung des Landes, *) und in den Zeiten des

*) Wenn die Klöster das Geld nicht verläugneten, oder keine Schulden machten, würde ein Notenmacher sagen.

„Wohlstandes eine prächtige Zierde des Landesfür„sten seyen.“ †) Und damit ich zum Vortheile der Klöster, freilich sehr versteckt, alles mögliche auf die Bank brachte, so ließ ich mich sogar in das Merkantil- und Kriegswesen ein, mit den folgenden Worten: Baiern kann vermög seiner Lage weder den Handel noch den Soldatenstand ausserordentlich begünstigen. *) Endlich stieß ich auf einen schweren Punkt, da ich auf die Vertheidigung des ehelosen **Standes der Geistlichen** kam: und dieses ist eben der Punkt, worüber ich Ihnen zu schreiben Willens war. Ich möchte Ihnen nämlich gerne sagen, verzeihen Sie mir meine Offenherzigkeit, wie Sie es künftig mit der Vertheidigung des Cölibats anzustellen hätten, damit Sie nicht immer von den Nürnberger Recensenten durchgehechelt würden. Ich bin so vertraulich, Ihnen meine Rede als ein Muster vorzulegen, und ich bin Ihnen Bürge, daß Sie mit feinen Wendungen, mit halben Behauptungen, und mit unbestimmten Vermuthungen weit leichter durchkommen werden, als mit decisiven Sentenzen. Man soll es mit keiner Parthey verderben, um von beiden gelesen zu werden: und ob-

†) Unpartheiische Beobachter behaupten freilich, daß anstatt der vielen Klöster die Arbeitshäuser, Findelhäuser, Schulhäuser, Waisenhäuser u. s. f. eine weit prächtigere Zierde seyn würden.

Notenmacher.

*) Augsburg, Ulm, Nürnberg, Regensburg u. s. w. haben die nämliche Lage; und doch gedeihen da der Handel und das Fabrikwesen.

schon jetzt die Mönchsparthey die herrschende ist, so soll man doch nicht gar zu hoch aufheben, damit der andere Theil nicht beleidiget werde. Schicken Sie sich nach den Umständen, wie ich, aber mit einer gewissen Zurückhaltung, und Sie werden vortheilhaftere, oder wenigstens gleichgültige Recensionen erhalten. Man hat mir zwar in der Nürnberger gelehrten Zeitung, 12. und 13. Stück, 1788, ziemlich derbe Wahrheiten gesagt; doch bin ich tausendmal froh, daß ich mit einer so gnädigen Lauge durchgekommen bin.

---

## 61.

### Der Buchhändler, Joseph Lindauer, an die Augsburger Kritiker.

Diese beygelegte Rede: über die Frage: Welche waren die Grundursachen der zahlreichen in Baiern gestifteten Abteyen? Und wurde von denselben den landesherrlichen Absichten wirklich entsprochen? bitte ich, so bald als möglich, anzuzeigen, und auf die verdienteste Weise zu loben. Die Sache leidet daher keinen Aufschub, weil der Herr Verfasser, wie er mir es selbst anvertraute, vom Auslande mißgünstige Recensionen befürchtet. Ich möchte also

meinen Artikel noch frühzeitig an den Mann bringen, und das Publikum mit einer vortheilhaften Recension davon benachrichten, bevor die Ausländer darüber herfallen. Da Ihr Kritikerblatt ohnehin der römischen Geistlichkeit, und besonders den Klöstern, mächtig das Wort spricht, so wird diese Rede allerdings in Ihren Kram taugen. Ich offerire Ihnen meine ferneren Dienste, und verharre mit aller Hochachtung ꝛc.

---

## 62.

### Ein Briefträger von Augsburg an den Buchhändler Lindauer in München.

Hochedelgebohrner Herr!

Welcher Unstern hat denn Sie verleitet in unser Briefträgerhandwerk Eingriffe zu thun? Glauben Sie etwa, wenn Sie sich von dem Nachdrucken enthalten, daß Sie dadurch von aller Makel schon gereiniget sind? Und wissen Sie nicht, daß ein jeder eigenmächtiger Eingriff seinen Mann schwärzet? Ich hatte vermuthet, Sie würden mehr auf Buchhändlerparola halten, als daß ich einmal über Sie Klage führen dürfte. Sie wissen doch, daß die Mirakelkrämerey, und das gesamte Bilderpritschetwesen uns Briefträgern allei-

ne zustehet; und dennoch besudeln Sie ihr Buchhändlerwesen damit, da Sie, ohne ein Zunftgenosse der ehrsamen Briefträger zu seyn, mit Mirakelbüchlein durch ganz Teutschland handeln. Ich weiß wohl, daß Sie in der Gegend bey Murnau, und folglich wie alle diejenigen Leute sind, welche an einem Orte gebohren werden, wo ein Mirakelbild ist, oder wo die Muttergottes geweinet hat. Solchen Leuten ist das Mirakelkramen wie angebohren; und wenn dieselben in Konstantinopel die Turbane ausflicken, so müssen Sie von dem Mirakel ihrer Vaterstadt etwas zu erzählen haben. Handelten Sie nur alleine mit der Mirakelgeschichte der weinenden Muttergottes von Murnau, so wollte ich es ihrem angebohrnen Hange noch hingehen lassen: aber in fremde Mirakelgeschichten einzugreifen, das ist Unfug, ahndungswürdig. Ich las Ihr Bücherverzeichniß von der Dreykönigsdult 1788, und ich fand zweierley Auflagen von dem **Leben und Wunderthaten der frommen Maria Crescentia von Kaufbeuern** — angezeigt, wovon ein Exemplar für 8 Kr. und das andere für 10 Kr. feilgebothen stehen. Ferner las ich auch ein **Xaveri-Andachtsbüchlein** — das **zehntägige Ignazi-Exercitienbüchlein** u. s. w. Wissen Sie dann nicht, daß solche Schriften nur Briefträgerartikel sind? und daß es gar nicht schön stehet, wenn dieselben in einem Buchhändlerverzeichniß paradiren. Ich habe mein Lebtage gehört, daß nichts besseres nachkömmt; ihr

Vorfahrer hat mir niemal einen solchen Eingriff gemacht. Kalender, Andachts- und Mirakelbücher, und die so betitelten Jesuitenschriften gehören alle in den Kram der Briefträger: und Sie sollen sich niemals anmaßen die mir zugehörigen Artikel zu verkaufen, ausser Sie haben Lust ein Buden- oder Kraxenträger zu werden, und mit mir als ein immatrikulirter Briefträger hausiren zu gehen. Ich erinnere mich noch sehr wohl an die vorbeygelebten Aufklärungsjahre in Baiern, wo von einem hohen Rathe den Briefträgern der Vorwurf gemacht wurde, daß diese mit ihren Mirakelbuden den Aberglauben und die Dummheit durch das ganze Land verbreiten, und worauf der Schluß gefaßt ward, unsere Waaren zu konfisciren, und uns den Eintritt in das Land auf der Lechbrücke zu verwehren. Sie würden sich also, mein Herr, zur selbigen Zeit mit ihren Mirakelartikeln schlecht vertheidiget, und sich bey den baierischen Litteraten in keinen guten Ruf gesetzt haben. So verändern sich die Zeiten; und ich will es wohl wieder erleben, daß Sie sich, wenigstens dem äusserlichen Ansehen nach, ihrer Mirakelartikel einmal schämen werden. Ich werde von Markte zu Markte ihre künftigen Bücherverzeichnisse durchlesen, und so ich wieder etwas finde, welches der Aufklärung mit einer jesuitisch-frömmelnden Miene die Hörner aufsetzt, das ist, wenn ich Briefträgerartikel in ihrem Verzeichniß finde, so müssen Sie sichs gefallen lassen, daß ich Sie entweder bey dem Ma-

gistrate, oder vor dem ganzen Publikum anklage. Indeß versichere ich mich von ihrer Seite eines gereinigteren Bücherverzeichnisses, und ich verharre mit Hochachtung u. s. w.

---

## 63.

### Der Mirakelkrämer Bulmann in Augsburg, an den weitberühmten Nachdrucker Chr. Gottl. Schmieder zu Carlsruhe.

Euer Hochedlen höchst rühmliches Geschäft der Nachdruckerey gewinnt so guten Fortgang, daß ich mich nicht genug darüber verwundern kann. Das Nachdrucken kann unmöglich eine Sünde seyn, da es so viel Geld einträgt. Vor ein paar Tagen nahm ich unvermuthet einen ihrer Verlagsartikel in die Hände, nämlich: Meißners Skizen, vom Jahr 1782. Und da las ich für die lange Weile das vorangedruckte kaiserliche Privilegium, datirt Wien den 18. Horn. 1782. Hier traf ich auf eine Stelle, aus der ich noch nicht recht klug werden kann; es heißt, der Schmieder habe **mit gehorsamster Bitte zur Verhütung alles schädlichen Nachdruckes** — um dieses Privilegium angehalten. Sie haben also in ihrer Bittschrift selbst den Nachdruck als **schädlich**, folglich als eine unerlaubte Sache, und als eine straf-

bare Dieberey erkläret: und dennoch sind Sie der Mann, welcher nach der Hand so viele Bücher nachgedruckt, und dabey den Nachdruck in kleinen Haranqueschriften als eine erlaubte Sache erkläret hat. Ich kann mir dieses Ding nicht auflösen, ohne ein Gewissen mit zwoen verschiedenen Eingängen zu haben. Noch weniger kann ich mir die darauf folgende Stelle erklären; sie heißt: wir haben seine demüthigst ziemliche Bitte mildest angesehen. — Es würde also Ihre Suplike für geziemend, billig, und gerecht erkläret: aber wie verhält sich dann mit dieser Erklärung der unaussprechliche Nachdruckerunfug in Wien, in Troppau? u. s. f. wo Teutschland mit Nachdrücken überschwemmet wird. Ich bin freilich kein Jurist, und daher finde ich mit meinem kurzen Verstande Widersprüche in dieser Sache. Leider, habe ich keinen Hofbeichtvater um mich, wie die großen Herren, der mir dieses Räthsel auflösen, und mich alsdenn von der Nachdruckersünde absolviren könnte. Vormals haben mich die Jesuiten, welche sich gewiß auf die Hofsünden am besten verstehen, allezeit getreulich absolviret. Denn, unter uns gesagt, ich genoß von diesen Herren alle Unterstützung, und ohne ihren Schutz würde ich es mit meiner Mirakelkrämerey niemals so weit gebracht haben. Allein ich hatte, ohne mich bey den Jesuiten anzufragen, die Lebensgeschichte des Freyherrn von Trenk nachgedruckt, wo gegen die Jesuiten bittere Stellen vorkommen; und seit

diesem können mich die feinen Loyoliten nicht mehr schmecken. Alle Gunst, die ich vorher genoß, gieng durch diesen Nachdruck verloren, und die Herren lassen es mich wirklich empfindlich fühlen, daß ich mir ihre Ungnade auf den Hals geladen habe. Jetzt kenne ich freilich diese Herren weit besser, als zuvor, da ich noch mit denselben in Verbindung stand. So oft sie mir einen Artikel zum Verlage angebothen oder aufgedrungen hatten, so setzten sie allezeit mit einer frömmelnden Miene hinzu, daß man durch dieses oder jenes Büchelchen den Nutzen der Religion und die Ehre Gottes zu befördern suche: und ich war so dumm, es zu glauben. Nun greife ich es aber mit Händen, daß alle ihre Schritte und Unternehmungen nur auf den Nutzen und die Ehre des Jesuitenordens abzielen. Eine jede Schrift, eine jede Zeile, welche den Jesuitenorden nicht begünstiget, ist freigeisterisch, ist ketzerisch, ist ein Geschmiere des Satans, ist verläumderisch, und pasquillantisch. Nur jene Schriften alleine sind ächtkatholisch, erbaulich, und gottesfürchtig, welche zu Gunsten ihres Ordens geschrieben sind. Mich reuen alle die tausend Schritte und Unternehmungen, wozu ich mich von ihnen habe verleiten lassen. Man soll sich ewig mit den Jesuiten in keine Unterhandlung einlassen; ihre Freundschaft ist gefährlich und auf Schrauben gestellt: sie verfahren mit uns Layen, wie die Holländer mit

ihren

ihren guten Kühen. So lange diese die Milch für ihre Käse und Butter darreichen, sind sie schöne, brave Kühe: geht aber die Milch zu Ende, alsdann ist die Kuh unnütz, sie wird in Pökelfleisch verwandelt, und die Herren machen sich noch mit dem Reste eine gute Mahlzeit. Ich war immer der grundehrliche, der christliche und fromme Bulmann, so lange ich das Interesse ihres Ordens beförderte: nun habe ich eine einzige dem Orden ungünstige Schrift nachgedruckt, und ich bin nicht mehr das liebe, brave, honette Bulmännchen. Ohne Zweifel wird mein Nachdruck in der **Kritik über gewisse Kritiker** — tief herabgesetzt, und als ein schändliches Buch verschrien werden. Allein ich lache dabey in die Faust; denn das Augsburger **Kritikerblättchen** wird in ganz Teutschland von allen vernünftigen Männern mit Verachtung in den Kericht geworfen. Die Jesuiten machen zwar Winde über Winde mit dem ausgebreiteten Absatz ihres Kritiker-Blättchens; allein es sind nur leere Winde: diese Kniffe muß ich als ihr vormaliger Mirakel-Spediteur besser verstehen. Es ist wahr, sie haben hie und da in den Winkeln ihre Leser; denn welcher Ort Teutschlands ist wohl gänzlich von Dummköpfen gereiniget? Betrachtet man es aber genau, wer ihre Leser sind, so wird man sehen, daß das Häufchen nur aus pensionirten Brüderschaftsdienern, aus rostigen, geistlichen Rä-

then, aus alten zu Grabe gehenden Landdekanen, bigotten Mönchen, und, kurz, aus ihrem ohnmächtigen Anhange bestehet, der täglich von der nahen Todessense bis auf ein mathematisches Nichts reduziret wird. Sie schicken zwar die Blätter in manches Haus, und bemühen sich, dieselben den Leuten gratis aufzudringen: allein die Leute, die Jesuitischen Beichtkinder ausgenommen, lachen in der Stille darüber, und sie bezahlen mit frostigen Komplimenten. Ihre Schriften machen lange den großen Absatz nicht, als wie sie ausposaunen; daher greifen sie zu den desperaten Mitteln. Ich will Ihnen ein einziges Beyspiel niederschreiben. Lesen Sie das zweyte Kritikerstück vom J. 1788, und Sie werden über Weissenbachs Schrift von den Mißbräuchen an Mariäfesten einen erdichteten Brief lesen, der den Jesuit Weissenbach über alle Kirchenväter hinaufhebt. Unter den dümmsten Lesern war keiner so dumm, daß er es nicht bemerkte, daß der eingerückte Brief ein erdichteter Jesuitenkniff sey. Eine elendige Finesse, welche schon vor Jahren bey den Zeitungen und Journalen, und anderen Büchern, welche unter den Makulatur ruhen, Gang und Gäbe war. Sobald sich der Verfasser selbst rühmet, oder sich von einem andern den Weyhrauch streuen läßt, alsdann sieht es mit dem Werke mißlich aus. Es ist sich aber auch darüber nicht zu verwundern; denn das Kritikerblatt ist in einem schlecht-teutschen, unzusammen-

hangenden, und pöbelhaften Style abgefaßt, dessen sich ein jeder Junge, der auf die reine Schreibart stolz ist, schämen würde. Sie sehen also, Herr Schmieder, daß ich durch den Nachdruck der Trenkischen Lebensgeschichte aus der Verbindung mit den Jesuiten — gefallen bin: und da meine Geschäfte ohne Verbindung nicht wohl bestehen können, so bin ich Willens, meine jesuitische Denkungsart zu ändern, und, wenn es Ihnen gefällig ist, in Ihre Konnexion zu treten. Diesen Vorschlag, glaube ich, werden Sie um so weniger ausschlagen, als Sie selbst ein Nachdrucker, und schon durch das Geschäft alleine mit mir im Zusammenhange stehen. Ich könnte zwar mit anderen Nachdruckern in Verbindung treten; allein diese scheinen mir gar zu unchristlich und bücherräuberisch zu seyn, weil die meisten sogar die falsche Firma darauf drucken, die nöthigsten Stellen weglassen, um das Buch wohlfeiler geben zu können, u. s. w. und als ein Falsarius will ich doch nicht auf der christlichen Welt wohnen. Ich erwarte also Ihr Jawort, und bin mit vieler Hochachtung

Ew. Edlen ꝛc.

ergebenster Diener
Bulmann.

## 64.

## Georg Zeiler, Domprediger in Augsburg, an Pater Frank, Hofprediger in München.

Nun sage mir Jemand, daß es keine himmlischen Erscheinungen giebt, da ich selbst im prophetischen Geiste schon vier Monate vorher sagen konnte, daß man mich in der obertentschen allgemeinen Litteraturzeitung auf den Pranger stellen werde: Dictum, factum — gleich im zwoten Stücke wurde ich gegeisselt, und ich kann jetzt mit dem heil. Paulus ausrufen: ter virgis caesus sum. Die gottlose Welt machet es nicht anders; die Sünder fahren in ihrer Verstocktheit fort, ob man schon 50 Rthlr. Strafe auf die Verbreitung ihrer Blätter setzet. Als ich vom Geiste Gottes beseelet meine **Rede über die feierlichen Ordensgelübde, da sechs Novizen auf die Regel des heil. Erzvaters Benedikt Profeß thaten, im freien und unmittelbaren Reichsstifte Elchingen 1787.** hielt, bat ich schon in der Stille zu Gott, ein gemarterter Vertheidiger des Mönchswesens zu werden. Und wirklich fand ich meine Märtyrerkrone zu Salzburg, welche zwar jetzt durch den Aufklärungsdunst sehr unsichtbar und verfinstert ist, die aber mit der Zeit, wenn unser Orden wieder auflebet,

wie die Sterne am Himmel glänzen wird. Ich nannte die sechs Novizen Engel, welche ins Kloster gegangen sind, um einem thätigen, arbeitsamen, und kummervollen Leben auszuweichen, und ich hatte sie dem Volke als Muster der Tugend zur Nachahmung empfohlen: ich kontroversirte gegen die Protestanten, welche kein Mönchsleben gutheissen wollen, im P. Merzschen Tone: und endlich nannte ich die Profeß die zweite Taufe, wodurch die Neuprofessen völligen Nachlaß ihrer Sünden erhielten. Nicht wahr? Herr Kollega! dieses waren herrliche Ausdrücke; aber dafür genoß ich auch am Reichsprälatischen Hofe eine herrliche Tafel. Und dennoch wurde meine Predigt in der Litteraturzeitung **Unsinn** — genannt, als wenn die Festivitäten der Ordensgelübde und der Reichsprälatischen Hoftafeln — **Unsinn** wären.

Um mich recht herabzusetzen, so hat der nämliche Recensent gleich darauf eine andere **Rede des Pfarrers Jos. Brunner zu Tiefenbach aus Gelegenheit der 1787. entstandenen Feuersbrunst, wobey ein Vater, der sein Kind aus den Flammen retten wollte, jämmerlich verbrannte** — angezeigt, und er hat zugleich diese Rede weit über die meinige erhoben. Potz, Wetter! dieses mußte einen Jesuiten ärgern, wenn man sich unter einen Landpfarrer erniedriget sehen soll. Wir waren von jeher Meister in der Predigerkunst, und wir lassen uns keinen

Landpfarrer vorziehen. Kann ich nicht auch dem Rezensenten antworten: einen Landpfarrer mit einem Domprediger zu vergleichen — welcher Unsinn! diesen herab- und jenen hinaufzusetzen, welche Thorheit! daraus folget Ungerechtigkeit, und Sitten- und Religionsverderbniß. Aber ich werde mir das Beyspiel meines würdigsten Vorgängers bestens angelegen seyn lassen, der nicht nur allein mit Mund und Augen schäumte, sondern sich sogar mit allen Vieren entgegen sträubte, so oft ein anderer gescheiter seyn, und ihn übertreffen wollte. Ich lasse mir keinen vorsetzen, wer es immer auch seyn möchte; und ich werde die allgem. Litteraturzeitung in der weitberühmten Augsburgischen **Kritik über gewisse Kritiker** — nach allen Kräften züchtigen. Dieses Blatt ist noch das einzige Hülfsmittel die jesuitischen Lehrsätze aufrecht zu erhalten, und auf die Aufklärer wie auf die Ketzer und Heiden hinabzuschimpfen: Gott gebe, daß wir Jesuiten es noch so weit bringen können, daß solche Schriften, wie die Litteraturzeitung, nicht nur bey 50 Rthlr. Strafe verbothen, sondern sogar öffentlich durch den Scharfrichter verbrannt werden. Ich hoffe, Herr Kollega, daß Sie meiner Meinung seyn, und alles anwenden werden, die jesuitischen Predigerkanzeln in einen solchen Vertheidigungsstand zu setzen, daß wir über alle Schriften und Schriftsteller die Oberhand erhalten. Ich empfehle mich.

---

## 65.

### Franz Georg Ditterich, Professor zu Straßburg, an Franz Xaveri Jann, Professor in Augsburg.

Theuerster Herr Kollega!

Viele Hunde sind des Hasen Tod. Man hat wirklich auf die Päbstlichgesinnten und Jesuiten eine Parforzejagd angestellt. Haben Sie die Salzburger Litteraturzeitung schon gesehen? Ein fürchterliches Heer! Es sind ihrer sechszig Kritiker zusammen getreten, welche den Päbstlichgesinnten und den Jesuiten den Untergang geschworen haben. Bey Gott! ich scherze nicht: die Sache ist wirklich ernstlich. Wer der päbstlichen Kammer und den wiederauflebenden Jesuiten das Wort spricht, dem wird der Handschuh vor die Füsse geworfen. Wir beide sind elendig besiegt nach Hause geschickt worden. Seitdem das Recensiren zur Mode geworden, kann kein ehrlicher Schriftsteller, wie unser einer ist, mehr fortkommen: vor Zeiten konnte man schreiben, was beliebte, und die Leute mußten es glauben, weil sie nichts besseres wußten; aber jetzt wird man überall auf die Finger geklopfet, sobald man die päbstlichen Einkünfte in den Schutz nimmt. Ich bin nicht mehr Willens ein

Buch herauszugeben; denn ich könnte mich zuletzt gar noch von der Professorstelle wegschreiben: mein Werk ist sowohl der Unwissenheit, als der päbstlichen Speichelleckerey beschuldiget worden. Himmel! was wird erst das übrige Heer der Recensenten dazu sagen? Auf die nämliche Art sind Sie, Herr Kollega! nicht weniger verschonet geblieben. Ihre **Trauer- und Lustspiele ohne ärgerliche Caressen und Heirathen** — sind als ein Aergerniß aller Leute von Geschmack erkläret worden. Der Recensent sagt: daß ihre Werke zur Bildung des Geschmackes der studierenden Jugend, wozu Sie dieselben bestimmt haben, **nicht nur ganz und gar nichts taugen**: sondern derselben vielmehr geradezu **hinderlich** seyen. Ihre Muse sey äusserst matt, trivial, pöbelhaft und plump. — Um des Himmels Willen! wenn die Leute noch fortfahren uns in einem solchen Tone zu kritisiren, so schreiben sie uns noch von unseren Lehrstühlen herab. Ich wenigstens habe meines Theils dieses zu befürchten. Sie können zwar immer dazu lachen, weil Sie viele Gönner zählen, und, wie man zu sagen pflegt, auf ihrem Platze festsitzen. Aber Straßburg, mein Herr, ist nicht Augsburg, und meine Lage ist weit kritischer, als die ihrige. O! wenn ich in Ihrer Stadt wohnete, alsdenn würde ich laut über alle Kritiken lachen, denn da könnte man sich denken: ich bleibe dennoch ruhig sitzen, wo ich nun einmal bin. Mir fällt ein einziges Mittel bey,

mich noch auf einige Weise vertheidigen zu können; und dies ist die Augsburgische Kritik über gewisse Kritiker. Rechtfertigen Sie mich, Herr Kollega, in diesen Blättern, und Sie sollen Ihre Mühe nicht umsonst gethan haben. Sobald diese Vertheidigung erscheinet, so schicken Sie mir auf meine Rechnung alsogleich dreyhundert Stücke, damit ich dieselben gratis vertheilen könne: denn daß sich die Leute das Blatt selbst kaufen möchten, darauf ist kein Antrag zu machen. Ich will dieses Geld gerne verschmerzen, wenn mein verlorner Ruhm nur auf eine scheinbare Weise wieder hergestellet ist. Aber in meinem Leben will ich keine Feder mehr für den öffentlichen Druck ansetzen: die Welt ist zu undankbar, und die römischen Belobungsbreven tragen weiter nichts ein, als leere Worte. Sorgen Sie doch, daß die Litteraturzeitung nicht unter die Studenten verbreitet werde: diese könnten es leicht glauben, daß Ihre Muse trivial, pöbelhaft und plump ist. Wenn man doch nur in allen Ländern den erlauchten Gedanken hätte, solche Schriften bey 50. Rthlr. Strafe zu verbiethen! Versuchen Sie mit Ihrem Anhange wenigstens in Ihrer Gegend so ein Verboth zu bewirken, und Sie werden mit einer solchen Nachricht ungemein erfreuen

Ihren

Freund und Kollega
**Fr. G. Ditterich,**
Professor.

## 66.

### Der Exjesuit Herr Stattler zu München, an seinen Busenfreund, einen Exjesuiten zu Landshut.

Seitdem ich aus bekannten Ordensgründen meine Pfarre zu Stadtkemnat verlassen, und diese an einen anderen Jesuiten abgetreten habe, geniesse ich hier **im Zirkel der Unserigen** angenehme Tage, und wenn mich die Laune ankömmt, so widme ich mich den litterarischen Arbeiten. Das gegenwärtige Werkchen, wovon ich Ihnen einige Exemplare gratis überschicke, um dieselben auch gratis vertheilen zu können, wird Ihnen zum Beweise dienen, daß ich in meinen grauen Tagen noch der alte loyolitische Schlaukopf bin. Der Titel heißt: **das Geheimniß der Boßheit des Stifters des Illuminatismus, zur Warnung der Unvorsichtigen, hell aufgedeckt von einem seiner alten Kenner und Freunde. Mit Begnehmigung des hochwürdigsten Ordinariats, München 1787.** Ohne Zweifel werden Sie den Kniff bemerken, der schon im Titel stecket. Man muß sichs niemal merken lassen, daß wir die Hauptfeinde der Illuminaten sind: dieses Prädikat muß man auf die übrigen Mönche hinüber schieben, und wir müssen uns als Freunde der Il-

[Ord]inaten anstellen. Ich nannte mich also Hrn. Weishaupts Kenner und **Freund**: und, unter uns gesagt, Sie wissen es am besten, was derselbe für Freunde an den Jesuiten hatte, da ich noch als Professor die Theologie zu Ingolstadt lehrte. Er war uns immer ein Dorn in den Augen, und nun, Gott Lob, haben wir darüber gesiegt. Meine Schrift enthält zwar nichts neues; ich habe nur dasjenige, was in meinen Kram taugte, aus den zerstreuten Schriften, die gegen ihn herausgekommen sind, zusammengeraffet, um, weil alles Publikum, wenigstens das unserige, den Weishaupt steiniget, auch **meinen Stein** — auf ihn zu werfen. Ich bediente mich also der gewöhnlichen Jesuitenfinesse, nämlich dem Weishaupt unter dem Namen der **Freundschaft** zu Leibe zu gehen: denn verstellte Freundschaft und affektirte Religion waren von jeher die gewöhnlichen Deckmäntel unsers Ordens gewesen. Daß das hochwürdigste Ordinariat meine Finesse nicht bemerken werde, das hatte ich mir schon vorher denken können; denn Sie wissen, mein Freund, was wir überhaupt von den Ordinariaten für Meinungen äusserten, als wir in unseren verborgenen Clubs oft zusammengetreten waren. Die Ordinariate waren allezeit nur unsere *Sta bene;* und ihre Approbationen zu unseren Schriften herzugeben, dies war alles, wozu wir sie gebrauchen konnten: sie bemerkten es aber selten, daß sie mit der Unterschrift der Begnehmigung zugleich die Pflicht eines Sündenbockes

auf sich geladen hatten, und hierin thun sie uns immer gute Dienste. Durch die Vorspiegelung, daß ich Weishaupts alter Kenner sey, und mit meiner Larve der Freundschaft gerieth das Publikum auf den Wahn, der Verfasser möchte etwa ein mißvergnügter, oder ein verrätherischer Illuminate seyn; und dieser ist nun kein anderer, als **P. Stattler unter der Maske der Freundschaft.** Es geschah mir aber dabey ein fataler Streich; denn die allgem. Litteraturzeitung wagte es die Maske aufzudecken, und erkannte den in den Mantel der Freundschaft eingehüllten P. Stattler. — So unlieb mir diese Entdeckung ist, so wenig macht sie mir einigen Kummer, denn, ecce! ich habe das Ordinariat vor den Riß gestellt. Zur Verfassung meiner Schrift, die mich spottleicht ankam, haben mich verschiedene Gründe bewogen. Ich bemerkte, daß das Publikum allgemach anfieng gegen den Stifter des Illuminatismus Mitleiden zu fühlen, und dessen Sturz und Verlust zu bedauern, oder wenigstens die geschehenen Auftritte zu vergessen. Man muß die Rache und den Unwillen unter dem Publikum immer zu nähren trachten, und mit neuen Schriften und frischen Steinwürfen als ein frommes Beyspiel vorangehen. Illuminate — sey das Losungswort auf viele Jahre noch, und wir werden allezeit unsere Vortheile dabey finden. Vor Zeiten war das Losungswort — Jansenisté, und es wurde mancher angeschwärzet, ohne daß man eigentlich wuß-

te, was ein Jansenist wäre. Diesmal haben wir es um vieles leichter, und es braucht nur — Illuminat zu sagen, so werden alle Kettenhunde losgelassen. Mit diesem Worte kann man alles unternehmen: die Personen, welche im Wege stehen, kann man wegräumen; die Strahlen der Aufklärung werden ausgelöscht; und, mit einem Worte, das hohe und niedere Publikum kann dadurch gegängelt werden. Es ist sehr gut, wenn man von Zeit zu Zeit neuen Lärm erreget, und das Publikum wie bey einer nächtlichen Feuersbrunst vom Schlafe aufschrecket: wir erhalten dadurch Thätigkeit und Ansehen, und die längst vergessenen Dinge kommen wieder zur Sprache. Von Halbjahr zu Halbjahr ein Schriftchen — würde gar nicht schaden, und dieses wäre die beste Gelegenheit zu zeigen, daß wir nothwendig sind. Die Bibel hat mir diesesmal zu meinem Vorhaben sehr gute Dienste gethan: ich habe den Illuminatenstifter mit Bibeltexten belagert und bestürmet, und es läßt sich keine Grobheit und kein Verbrechen denken, welches man nicht aus der Bibel einem an den Hals werfen kann. Dieses war von jeher unsere Kontroversmode gewesen, die Gegner mit Bibeltexten zu beschimpfen, wenn es rathsam war unsere persönlichen Beschimpfungen zu bemänteln. Geben Sie mir bald Nachricht, welche Sensationen meine Schrift erreget hat; wenn man dem Publikum Pillen giebt, so muß man auch die Wirkungen beobachten.

67.

Der Exjesuit, Benedikt Stattler, an Gabriel Stark, seinen Lieblingsschüler und Pfarrer zu Kemnat.

Hier überschicke ich Ihnen mein aus der Presse gekommenes Werchen: **Das Geheimniß der Bosheit des Stifters des Illuminatismus, hell aufgedeckt von einem seiner alten Freunde.** — Verbreiten Sie diese Schrift, so gut Sie können, damit der Groll des Publikums, der schon ziemlich nachgelassen hat, wieder rege werde. Der Illuminatismus ist unsere Sache, durch diesen müssen wir uns hinanschwingen. Sie stehen jetzt auf einer Pfarre, welche ich Ihnen frey in die Hände gespielet habe: und ich betrachte Sie, wie der Stifter Ignaz den heil. Xaver betrachtet hatte; Sie befinden sich nämlich so zu sagen, in Indien, und vollziehen die Befehle, welche Ihnen zugesendet werden. Machen Sie nur recht viele Neubekehrte, das ist, werben Sie recht viele Menschen für das Interesse des Jesuitismus an, damit die Pfalz dem Indien auf ein Haar ähnlich sieht. Mein neues Werkchen, wenn Sie dasselbe gehörig zu benutzen wissen, wird Ihnen vorzügliche Dienste thun. Schildern Sie ihren Pfarrkindern den Illuminatismus schwärzer, als den

Lutheranismus: stählen Sie die Herzen ihrer Zuhörer, wie sich einst im J. 1579. der Jesuit Paul Windeck, das Herz des Herzogs Albrecht in Baiern zu stählen bemühete, da jener sagte: **man müsse die Lutheraner sengen und ausschneiden, männlich ausjäten, todtschlagen und vernichten.** Die Bibel wird Ihnen gute Dienste thun; ich habe mit derselben den Illuminaten alle möglichen Laster aufgebürdet. Folgen Sie als ein getreuer Schüler Ihrem alten Lehrer, und erinnern Sie sich an alle die Verhaltungsregeln, welche ich Ihnen gegeben habe. Aus diesem Werkchen lernen Sie neuerdings, daß man sich verstellen, und unter dem Vorwande eines alten **Freundes** auftreten müsse, um seine Sache durchzusetzen. Die Sache der Jesuiten ist eine gerechte Sache; ein heller Beweis davon ist, weil es uns immer glücket, sowohl die mittelbaren als unmittelbaren Obstakeln aus dem Wege zu räumen. Unsere Gegner fangen allgemach an matt zu werden, oder gar zu sterben. Die boshafte Welt sagt freylich oft, dieser oder jener wäre keines natürlichen Todes gestorben; aber wer kann vor die Bosheit? Die Welt ist verläumderisch. Ich rechne unter solche böse Verläumder die Illuminaten, von welchen man wohl gar laut und öffentlich gesagt hat, sie verstehen sich auf das Aqua toffana. Die Jesuiten haben sich niemal auf dieses Aqua toffana verstanden; und sagt es Ihnen Jemand, so glauben Sie es nur nicht. Diesen

Vorwurf dürfen wir nicht auf uns liegen lassen; die Geschichtbücher, worinn manches von diesem verfluchten Wasser vorkömmt, sind nicht authentisch. Denjenigen dürfen Sie allezeit als einen Illuminaten verschreien, der es mit den Jesuiten nicht gut meinet. Ille qui non est pro nobis, est contra nos: merken Sie sich diese goldene Regel. Arbeiten Sie thätig: Sie werden bald wichtige Neuigkeiten vernehmen, welche auf das Wohl unsers Ordens einen Bezug haben. Grüßen Sie mir alle meine Pfarrkinder. Empfehlen Sie die Xaveri- und Aloysi-Andachten, wie auch die Herz-Jesu-Freitage. Leben Sie recht wohl. Meine Geschäfte erlauben mir nicht einen Brief in einem besseren Style zu schreiben. Leben Sie nochmal recht wohl: und empfehlen Sie mich bey den Meinigen. Ich bin ꝛc.

---

## 68.

### Der Deklamator Geiger an den Pränumerations-Preßreiter Gsellius.

Sie verderben mir mit ihren bösen Streichen vollends das Spiel. Haben Sie es denn vergessen, daß wir beide im Journale von und für

Teutsch-

Teutschland vom Jahr 1785. öffentlich gebrandmarket sind? Wir stehen auf ein und dem nämlichen Blatte so dicht und ähnlich beysammen, als wären wir leibliche Brüder. Die Zeichnung, welche dort von uns gemacht ward, ist freilich nicht die beste: doch kam ich weit leichter durch, als Sie; denn die Streiche, welche von Ihnen erzählet werden, sind polizeywidrig, und Sie haben genug zu thun, von einem Stadtthore durch das andere zu schlüpfen, ohne daß Sie von den Polizeydienern ergriffen werden. Meine Person war bisher immer gut durchgekommen: wirft man mir das Journal vor, so ziehe ich eine geschriebene Vertheidigung aus meiner Tasche, und ich deklamire dieselbe mit Enthusiasmus gegen das verläumderische Jahrhundert: ich erhalte Beyfall, man glaubt meinen Worten, und ich bin wieder der hochberühmte **Deklamator Geiger.** Sobald ich dreyßig Subskribenten, das Billet zu 24 Kr. beysammen zähle, so deklamire ich einen Gesang aus Klopstocks Messiade: und wenn das Publikum so ungezogen ist, daß es keine Lust bezeiget, mich zu applaudiren, so lasse ich meinen Ruhm und hohen Beyfall in den Zeitungen erschallen, wozu sich erst kürzlich die **Gräzer**=Zeitung gegen baare Bezahlung bewegen ließ. Straßburg, Freiburg und München sind die neuesten Zeugen von meiner Geschicklichkeit im Deklamiren, und ob mich die Zuhörer schon nicht halb verstehen, so

habe ich doch keine Stadt verlassen, ohne wenigstens von dem schönen Geschlechte beweinet zu werden. Allein Sie verderben mein ganzes Glück. Wohin ich immer komme, so wird mir das Journal und der saubere **Gsellius** vorgeworfen; von diesem muß ich hundert Anekdoten hören, welche man eher von einem **Faunus**, als von einem **schönen Geiste**, wofür Sie sich ausgeben, vermuthen sollte. Wie dumm Sie doch darein platzen! In allen Gasthäusern erzählen die Frauenzimmer, daß ein Faunus im rothen Kleide dagewesen sey, der Gsellius heißt, und unter dem Namen eines schönen Geistes herumreiset, ohne daß sein Karakter mit dem vorgegebenen Titel harmoniret. Dieser wäre der rechte **schöne Geist**, heißt es, der sich so faunisch beträgt, daß man die Polizey um Hülfe schreyen muß. Aber nicht nur das Frauenzimmer, sondern selbst die Männer erheben laute Klagen über Sie, daß Sie bald auf die **Reisen eines schönen Geistes**, bald auf ihre **Rhapsodien** Pränumerationsgelder sammeln, ohne daß man nur ein einziges gedrucktes Blättchen zu Gesichte bekömmt. Ich weiß wohl, daß Sie der Mann nicht sind, der etwas unter den beiden obigen Titeln zu leisten vermag, und daß Sie selbst in Ewigkeit nie Willens waren, etwas von jenen Schriften drucken zu lassen, wovon Sie ein paar geschriebene Bogen als Muster vorlesen, und auf diese Art das Pränumerationsgeld erpressen. Allein dieser Kniff dauert schon im vierten

Jahre, und Sie sind in allen Städten als ein Pränumerations-Preßreiter verschrien. Wenn Sie der Polizey entgehen wollen, so rathe ich Ihnen, wenigstens ein paar Bogen drucken zu lassen, damit Sie sich doch mit einer Viertelsprobe im nöthigen Fall durchhelfen können. Dieses wäre das einzige Mittel einem Polizeykommissarius noch durch den Sinn zu fahren: denn zu sagen, daß die vorgezeigten zween Aushängbogen die ersten und die letzten seyen, dazu sind Sie zu pfiffig. Mir kann die Polizey niemals über den Hals kommen; denn was ich vorgebe, davon mache ich auch die Probe: ich deklamire in den Tag hinein, man mag mich beklatschen, oder auspfeiffen; und dadurch stehen mir als einem ehrlichen Deklamator die Thore und Wege offen, ohne die Polizey befürchten zu dürfen. Folgen Sie also meinem Rathe, oder Sie verderben Ihr Spiel, und das Glück Ihres Spießgesellen

**Geiger**,
Deklamator.

---

## 69.

## Ein Italiänischer Abbate in Teutschland an seine Freunde in Italien.

Seyd doch behutsam, lieben Freunde, und schimpfet nicht so sehr über die Teutschen: die Halb-

scheid der Italiäner wäre schon lange vor Hunger krepiert, wenn sich dieselben nicht durch teutsches Brod wieder beym Leben erhalten hätten. In allen teutschen Städten findet man Italiäner, denen es recht wohl und gut gehet. Man lese nur die Firmen der Kaufmannschaft, und beynahe muß die Halbscheid der Kaufleute mit einem italiänischen Accento ausgesprochen werden. In den Officierslisten lieset man ebenfalls eine Menge Italiäner, mit denen sich der kernfeste Teutsche nicht schämet auf die Wache zu ziehen, ob ihm schon der italiänische Lieutenant, in Wildschur und Mantel gehüllet, wie eine von Kälte erstarrte Marzipanpuppe vorangehet. Man findet Italiäner in den Rechnungsstuben, bey den teutschen Gerichtshöfen und in Kanzleyen, ob ihnen schon die teutsche Praxis unbekannt ist, und es wird gar oft über einen teutschen Kopf ein italiänisches Bluturtheil unterschrieben. Die teutschen Höfe bezeigen gegen die wälsche Nation so viele Hochachtung, daß sich diejenigen nicht einmal getrauen ihren Gott anzubeten, ohne von einem italiänischen Sänger die himmlischen Ohren kizeln zu lassen. Die einzige teutsche Opernmusik mit teutschen Text scheinet uns weniger günstig zu seyn. Aber man hat noch eine Menge anderer guten Aussichten: die geistlichen Konsistorien sind großen Theils mit meinen Landsleuten besetzt, und die italiänischen Abbati entscheiden über teutsche Ehesachen, und teutsche Todtsünden. O, Freunde, leset nur

die teutschen Hofkalender, und ihr werdet finden, daß die Italiäner gar nicht Ursache haben, den Teutschen gram zu seyn. Daß sich die Teutschen bey dem Nuntiaturwesen anfänglich in etwas widersetzten, und dagegen murreten, dies muß man durch die Finger sehen: denn wer sollte nicht böse werden, wenn man in einem Lande neue Brodsdiebe, unter uns gesagt, entdecket? Aber nun ist die erste teutsche Hitze verschwunden, und die Nuntien sind in manchem Staate wieder zu ihrem gewünschten Zwecke gelanget. Diese können jetzt nach Belieben ihre Landsleute zu Ehrenstellen und Aemtern empfehlen, ohne daß sich der Teutsche nur im geringsten entgegen sträubet. Um Sie, meine Freunde, zu überzeugen, so schicke ich Ihnen hier von fünf verschiedenen Höfen die Hofkalender oder sogenannten Schemmatismen, und Sie werden oft einen Italiäner bey einem Amte angestellt lesen, wozu unmittelbar ein Teutscher erfodert wurde. Ich lade Sie nun ein, lieben Freunde, nach Teutschland zu gehen, wo Sie gewiß durch die Vorsprache unserer Gönner und Nuntien Brod finden werden. In dem armen Italien ist nichts zu hoffen, und ich wünsche mein Lebtag mein Vaterland nicht mehr zu sehen; so gut geht es mir. Machen Sie sich also reisefertig, und kommen Sie bald nach Teutschland: wenn Sie schon kein Wort von der teutschen Sprache verstehen, dafür darf Ihnen nicht bange seyn: es ist jetzt wieder Mode in Teutschland bey

den Aemtern solche Leute anzustellen, welche die Sprache, und folglich die Verwaltung des Amtes nicht verstehen, gleichwie vor Zeiten Italiäner und Franzosen die teutschen Armeen kommandirten, ohne ein teutsches Wort sprechen zu können. Machen Sie sich also reisefertig, sage ich, und es wird Sie gewiß nicht gereuen, die teutschen Kalbsbraten und Schinken aufzuzehren. Nehmen Sie nun meine Warnung an, künftig über die Teutschen nicht mehr zu schimpfen, da sie so gutmüthig sind, uns in ihrem Schooße so reichlich zu ernähren. Leben Sie wohl.

---

## 70.

## Ein Baierscher Klosterprälat an einen Oesterreichischen Klosterprälaten.

Warum schreiben Sie mir denn so lange nicht? Herr Kollega! Ich befürchte aus Ihrem Stillschweigen, daß wieder ein unangenehmer Klosterwind blasen möchte, und wenn Sie das Schicksal der Aufhebung treffen sollte, so würde ich Sie herzlich bedauern. Von dergleichen Aengsten lebe ich, Gott Lob, immer befreiet: das Klosterbierbrauerhaus, der Weinkeller, und die Kutschenpferde sind jetzt die einzigen Sorgen, welche mich drü-

cken; im übrigen stehet es mit unserm Prälatenwesen in Baiern besser, als man es wünschen kann. Wir genießen bey den Fronleichnamsprozeßionen ein majestätisches Ansehen, sind zu Hause uneingeschränkte Herren, und mit der uns anvertrauten Nationalerziehung halten wir die ganze Nation im tiefesten Respekt gegen die prälatische Authorität. Leider, ist jetzt ein österreichischer Prälat gegen einen Baierschen nicht viel mehr, als ein Bettelmönch: Sie besitzen keine Sulen, sie haben auf den Landschaftshäusern keinen Einfluß mehr, und gehen sie nach Wien, so ist der Respekt nicht viel größer, als gegen einen italiänischen Abbate. Doch trösten Sie sich, Herr Kollega! es kömmt nun alles auf den Ausgang des Türkenkrieges an. Ich hoffe für das Prälatenwesen bessere Zeiten. Gieng's vor Jahren uns auch nicht viel besser: man hatte uns immer genecket und gestutzet, bis wir wieder, ohne Zweifel durch die Vorbitte der häufigen Mirakelbilder in unseren Klosterkirchen, wieder ans Brett gekommen sind. Oft kömmt ein unvermuthetes Glück daher. Wer hätte sichs bey uns vor zwölf Jahren von einem päbstlichen Nuntius träumen lassen? Und dennoch ist er jetzt da, und hilft das Ansehen der gesammten Ordensgeistlichkeit wieder vermehren. Ich prophezeihe für die Geistlichkeit sehr viel Gutes aus dem Türkenkriege: denn der Himmel läßt seiner geinfelten Priesterschaft nicht zu hart geschehen. Wir haben jetzt Kandidaten im Ueberfluß, und jene

heillose Zeit ist vorbey, wo unsere untergebenen Mönche geraden Wegs nach der Hauptstadt gelaufen sind, und ihren Prälaten angeklagt haben. Jetzt soll sichs ein untergebener Mönch einfallen lassen seinen Prälaten zu verklagen; in einem Hui — würde derjenige zurücke — und zur Buße angewiesen werden, der sich an einem Prälaten vergreifen wollte. Sie wissen, Herr Kollega, daß vor zwanzig Jahren durch einen höchsten Befehl die Klostergefängnisse sind verboten worden. Nun hat alles Verbiethen wieder aufgehört, und ich habe jetzt ein neues Gefängniß in meinem Kloster zu erbauen angefangen. Das geringste Vergehen meiner Religiosen strafe ich mit dem Gefängniß, und der sich meinen Befehlen widersetzt, der muß wenigstens sechs Jahre im Kerker büßen. Sie sollten sehen, wie jetzt die geweihten Bursche vor mir herumkriechen; diese demüthigen sich tiefer, als ein Hühnerhund eines Revierjägers. Vor Zeiten hießen die mißvergnügten Mönche ihre Prälaten Eseln, privilegierte Geldverschwender und Schuldenmacher, und unsere geweihten Infeln nannten sie Narrenkappen. Aber jetzt soll mir einer kommen mit so einem Ausdrucke: so wahr ich Prälat bin, der Kerl käme mir ewig nicht aus dem Kerker. So viel ich weiß, so werden meinem Beyspiele mehrere Klöster folgen, und die vor zwanzig Jahren auf landesherrlichen Befehl niedergerissenen Gefängnisse wieder aufbauen. Auf diese Weise wird die alte

Klosterzucht wieder hergestellt, und ich danke dem Himmel, daß sich die Zeiten mit einem male zu Gunsten der Priesterschaft so glücklich geändert haben. Vertrauen Sie nur auf Gott, es wird schon wieder besser werden, und leben Sie in Ihrer Hoffnung recht wohl auf.

---

## 71.

## Die drey Speyerischen Exjesuiten, Kaufmann, Hahner und Schlapp, an ein paar Hungarische Exjesuiten.

Besten Herren Brüder.

Vor kurzer Zeit war das gute Speyer noch der einzige Lieblingsort der Jesuiten; wir saßen da unter dem Schutz des heil. Ignaz wie in einem Taubenneste beysammen, und baueten an der wankenden Stütze des päbstlichen Stuhles. Es war manches gethan, manches unternommen worden, ohne daß das Publikum die Triebfeder davon zu errathen wußte: wir konnten oft bis in das teutsche Nuntiaturwesen unsere Hände ausstrecken; und es ist wohl kein Geheimniß mehr, daß die Jesuiten auch beym Embser Kongresse mit im Bade gesessen sind. Aber allgemach verlieret sich unser Ansehen, und unser wichtige Einfluß nimmt

auch zu Speyer von Tag zu Tage ab. O, liebes Speyer! wir weinen über dich, wie der Herr Jesus über Jerusalem: vae tibi, quia occidis prophetas tuos, wehe dir, daß du dich von den Jesuiten nicht beherrschen lässest. Wie glücklich war Speyer, als die zween hungarischen Jesuiten, ihr beiden Ordensbrüder nämlich, vor drey Jahren noch hier waren! Es ist wahr, es hatte viel Geld gekostet, Sie, meine Herren, hieher zu beschreiben: dafür stand aber auch das Seminarium im besten Rufe, so lange die Regenten- und Subregentenstellen von zween hungarischen Jesuiten besetzt blieben. Undankbares Speyer! du hattest am verflossenen Schuljahre 1787. deine zween Apostel, wie des Landes verwiesene, wieder ad locum unde zurückgeschicket. Man hatte die Gnade des Cardinal-Erzbischofes **Migazzi** verschmähet, der sich alle Mühe gegeben, die hungarischen Apostel in das hiesige Seminarium zu empfehlen. Aber Speyer wird gewiß bald diesen Undank bereuen: das Lutherthum bricht schon an allen Ecken herein, und es ist keine Rettung mehr zu hoffen. Die fünf unteren lateinischen Schulen sind in die Hände der Väter Augustiner gegeben worden. Wir Jesuiten wissen es am besten, welcher Schaden und Nachtheil daraus entstehet, wenn man die Schulen den Jesuiten aus den Händen nimmt, und dieselben den Mönchen übergiebt. Mönche taugen nichts zur Erziehung, ist eine längst bewiesene Wahrheit, und es ist Schade vor das viele Geld, das man so vergeblich verwen-

det. Unserem Orden alleine gebühren die Schulen, und wer diese den Mönchen anvertrauet, der setzet der Vaterlandsjugend das Messer an die Kehle. Allein es ist noch ein zwoter, für uns höchst empfindlicher Streich geschehen. Man will uns entbehrlich machen, und in dieser Absicht wurden zween Geistliche nach Würzburg geschickt, um sich als Lehrer für das Seminarium zu bilden. Noch vor Ende des Jahres 1788. sollen sie schon wieder zurücke kehren, und — welche Beschimpfung für einen Jesuiten, unsere Lehrstühle einnehmen. Lieber Gott! was werden jene beiden Priester anders von Würzburg nach Hause bringen, als das leidige Lutherthum? Nun soll es in Speyer hell werden, da man von allen Seiten das Jesuitische Glaubenslicht auszulöschen beginnet. Wir wissen uns nicht besser zu rathen, als daß wir uns an den Cardinal Migazzi wenden, mit der Bitte, uns bey einem anderen Bischofe zu empfehlen; indem es sich der gute Erzbischof immer sehr angelegen seyn läßt, bey allen Gelegenheiten und Vakaturen die Jesuiten bestens anzurühmen. Wir haben also Hoffnung, uns übers Jahr einander zu sehen, und da werden wir im Vertrauen manchen Plan entwerfen können, wie wir es anstellen sollen, daß wir nicht von einer Stadt aus der andern, wie die Zigeuner, weggetrieben werden. Leben Sie indeß wohl, und bedauern Sie mit uns die blinde Welt, welche die Wohlthaten des heil. Ignaz, als des Erzvaters unsers Ordens, so muthwillig verschmähet.

72.

## Die Bettelmönche in den kaiserlichen Niederlanden an ihren Sachwalter in Rom.

Laudetur Iesus et Maria.

Versäumen Sie keinen Augenblick in unserem Namen unsere gerechteste Klage bey den gehörigen Instanzen zu übergeben. Die heil. Mendikantenpriesterschaft wird hier jämmerlich verfolgt, gedrückt und gemartert, und wenn uns der päbstliche Hof nicht zu Hülfe eilet, so gehet die ganze alleinseligmachende Religion zu Grunde. Wir haben uns bisher den neuen Anstalten und Befehlen des Kaisers tapfer widersetzt: wir haben das Volk sowohl in Beichtstühlen als von der Kanzel aufgemuntert, die kaiserlichen Verordnungen nicht zu befolgen: wir haben unsere Klöster mit Waffen versehen, und in unseren Klostergärten militärische Exercierplätze angelegt: wir sind am 20. Sept. 1787. mit Herkulesprügeln in der Faust wüthend durch die Straßen gelaufen, um die kaiserlichen Soldaten zu ermorden: wir hatten alles gethan, was immer bey einem Religionsaufruhre zu geschehen pflegt. Es war ein herrlicher Anblick in einem jeden Klostergarten 50 bis 60 Mönche in Kutten und Kapuzen mit der Musquete auf der Schulter links und rechts defiliren zu sehen: wir unternahmen alles, wodurch wir die wankende Religion mit Skapu-

lieren und Rosenkränzen noch zu erhalten glaubten. So oft sich ein neuer Auftritt ereignete, so waren wir Mönche die ersten an der Spitze. Aber jetzt will man uns allen Religionseifer mit dem Korporalstock benehmen. Man schändet unsere geheiligten Klosterprivilegien, und man achtet die päbstlichen Immunitätsbullen, wodurch die Ordensgeistlichen den weltlichen Gerichtshöfen entzogen werden, wie Fidibus beym Tabackschmauchen. Wir waren vorher bey jedem Volkslärm die ersten: bey dem geringsten Pöbelauftritte waren wir vorne an, und bliesen in das Horn des Aufruhrs. Allein jetzt dürfen wir uns für die Ehre Gottes nicht mehr muchsen. So oft ein Mönch unter den Pöbelshaufen gesehen wird, so wird derselbe ohne Gnade und Pardon von den Soldaten gegriffen, auf die Hauptwache geliefert, und, ohne die Protestationen aus dem Iure canonico anzuhören, öffentlich mit dem Korporalstock auf den salva venia Hintern geprügelt. Wir haben wirklich solche traurige Spektakel erlebt, daß man ohne Bedenken die geistlichen und geweihten podices mit 50 Prügel durchgepauket hatte. Welch eine unerhörte Grausamkeit und Verachtung der heil. Priesterschaft! Wir können jetzt den Schmerz nicht beschreiben, den wir zu leiden haben, weil wir vor Brennen und Jucken der Geschwulstballen ganze Wochen lang nicht sitzen können. Die niedrigsten Gassenbuben treiben jetzt bitteren Spott mit uns, und all unser Ansehen ist verloren gegangen. Diesen Schmach können wir nicht auf uns liegen lassen, so sehr schmerzen uns die beleidig-

ten Backen. Es ist gegen alle kanonischen Rechte, gegen alle päbstlichen Privilegien und Exemptionen, uns so schimpflich zu behandeln. Verfassen Sie also ein Klaglibell in causa podicis laesi et deteriorati, cum gravamine violentae irruptionis in territorium sacerdotale, puta podicem. Uebergeben Sie die Klagschrift bey der gehörigen Stelle, damit eine heil. Kongregation, weil es periculum in mora est, in causa podicis sacerdotalis — was Rechtens ist, entscheiden könne. Versäumen Sie also keinen Augenblick: denn vielleicht könnte eine Kommißion zur Untersuchung des territorii laesi atque deteriorati beordert werden; und in diesem Falle würde die Prozeßsache keinen Aufschub leiden. Machen Sie die Vorstellung nur recht dringend, und wir zweifeln nicht, daß dieser unerhörte Fall ein allgemeines Aufsehen erregen werde.

---

73.

## Ein adelicher Wiener Stutzer an einen adelichen Majoratherrn.

Nun kommen bald meine guten Tage, lieber Freund, und dann solls vollauf gehen, und mir ganz Europa zu klein werden. Mein Herr Papa, der Himmel nehme ihn bald zu sich, nähert sich allgemach

gemach dem Grabe, und ich bin sein einziger Erbe. Dann werde ich einspannen, und die Straßen mit Postgelärm erfüllen lassen, als hätten alle Poltergeister mit einem male losgestürmet. Mein Herr Papa hinterläßt mir ein ziemlich hübsches Vermögen, und dafür will ich auch auf seine Gesundheit trompeten lassen. Ich hätte zu keiner glücklicheren Zeit können gebohren werden, als eben in unserem aufgeklärten Jahrhundert, wo man die alten Schlendriane abdanket. Wäre ich um funfzig Jahre früher in die Welt getreten, so hätte ich mir weder von Posthörnern, noch von Trompeten dürfen träumen lassen: denn um dieselbige Zeit wurde von der Administration den jungen Herren, sobald sich diese zu weit auslieſſen, ein Kapzaum angelegt. Aber jetzt ist die edle Freyheit in die Welt gekommen, und ich kann mit meinen väterlichen Gütern machen, was ich will, und sollte ich sie alle auf einmal mit einem englischen Jagdhund vertauschen. Die Prodigalitätserklärung, lieber Freund, jene böse Stiefmutter, welche so manchem jungen Grafen üble Laune gemacht hatte, ist aufgehoben, und es darf Niemanden die freie Schaltung mit seinem Vermögen unter dem Angeben der Verschwendung benommen werden. Ich war ganz vor Freude ausser mir, als ich diese angenehme Nachricht las, und mein Herr Papa, der alles beym Alten zu verbleiben wünschet, ärgerte sich so sehr über diese Neuerung, daß er darüber krank ward. Zwar kann ich in einigen Stü-

cken meinem Hrn. Papa nicht ganz Unrecht geben: denn wenn zur selbigen Zeit, als mein Hr. Papa noch ein lockerer Junge war, die Prodigalitätsbuße nicht bestanden hätte, so würde es mit meinem Erbtheile ziemlich mager hersehen: ich wette, mein Hr. Papa würde die Güter so durchgejäget haben, daß mir kaum ein Strohdach mehr übrig geblieben wäre. Allein warum lebte mein Hr. Papa in jenen alten eisernen Zeiten, wo keine Aufklärung bekannt, und der freie Willen der jungen Herren in eiserne Kefiche eingesperret war. Ich habe jetzt mit meinem Hrn. Hofmeister, der alles thut und alles gutheißt, was ich thue, den Plan meiner künftigen Güterverwaltung schon entworfen. Erstlich heurathe ich nach der Mode, das ist, ich halte mir neben meiner Frau noch sechs Maitressen: viere davon habe ich schon angeworben, und ihnen bereits mein Kavaliersparola gegeben; mein Hofmeister findet dieses im Rechte der Natur gegründet, und damit ich mich mit Studieren nicht viel plagen darf, so glaube ich ihm alles auf sein Ehrenwort. Zweitens kaufe ich lauter englische Pferde, und Bereiter und Stallknechte verschreibe ich aus London: die alten Schindmähren meines Hrn. Papa, der nur innländische Pferde hatte, jage ich samt den Kutschern und Stallknechten zum Teufel; meine Kutscher müssen englisch sprechen. Drittens will ich ein Thierhazhaus bauen lassen, und zwanzig Hunde dabey unterhalten. Viertens ist auch mein Antrag auf ein italiänisches Theater; ich werde aber lauter wälsche Sängerinnen aufnehmen.

Fünftens werde ich auf meinem Stammgute eine Bibliothek errichten; denn heut zu Tage sind die Bücher sehr wohlfeil, und dieses Projekt läßt sich leicht ausführen: den Wienerbuchhändlern bleiben ohnehin eine ungeheure Menge der neuen Broschüren im Reste; diese kaufe ich alle zusammen, und es wird eine herrliche Bibliothek werden. Sechstens werde ich einige Dichter und Schriftsteller in meinen Sold nehmen, damit diese mir von Zeit zu Zeit ein Gedicht oder ein Buch dediciren: dadurch wird mein Name bekannt. Ein Kavalier muß allerhand Mittel erfinden, um bekannt zu werden: daher werde ich auch jährlich eine Reise vornehmen; dieses giebt Gelegenheit durch Thorzeddel und Wochenblätter bekannt zu werden; denn ich kenne eine Menge der ansehnlichsten Kavaliers, die der Welt auf keine andere Art, als durch die Thorzeddel und Wochenblätter bekannt sind. Hiemit habe ich Ihnen meinen Plan bekannt gemacht, der Sie ohne Zweifel reizen wird, die meiste Zeit in meiner Gesellschaft zuzubringen. Mein Herr Papa ist zwar noch nicht todt, aber ich darf ihm nur diesen Plan zeigen, und ich bin versichert, daß er in dem Augenblicke vor Aerger seinen Geist aufgiebt. Leben Sie wohl.

---

## 74.
## Die Hazardspieler zu Spa, an ihre Unterstützer zu Lüttich.

Wenn's so fortgeht, so sind wir verdorben, und wir können die versprochenen Honorars nicht bezahlen. Seitdem der neue Saal geöffnet ist, so wollen die redlichen Leute die privilegirten Säle zu Glücksspielen nicht mehr besuchen: vergebens warten wir die halbe Nächte auf Beute. Es war sehr gut geschehen, daß man zwölf Privatpersonen als Staatsverbrecher arretirte, weil diese einen Saal öffneten, wo die redlichen Leute en compagnie zusammen kamen: solche Zusammenkünfte sind den Hazardspielern allezeit sehr schädlich. Allein seitdem die unangenehme Nachricht von Wezlar kam, ist jene gute Anstalt wieder zernichtet, und die Gefangenen sind als unschuldig losgelassen worden. Nun stehet dieser Vorfall in allen Zeitungen, und die Gäste werden sich hüten, künftig mit uns Hazardspielern in Gesellschaft zu treten. Ganz Spa ist jetzt in Bewegung über diesen Vorfall, und unsere Vortheile werden täglich schlimmer. Was ist nun zu thun? Wenn wir nur Geld hätten; übrigens möchte es gehen, wie es wollte. Vielleicht wäre die Spekulation nicht unnütze, wenn wir mit dem aus Brüssel vertriebenen Nuntius in Gesellschaft treten könnten: dieser ist eben so gut ein Abentheurer ohne Heimat, wie wir, und es könnte eine hübsche Gesellschaft werden. Es würde uns sehr angenehm seyn, wenn

man diese Spekulation bewerkstelligen könnte, und der Herr Nuntius würde dabey eben so gut seine Rechnung finden, als wir Hazardspieler. In der Gazette de la Haye stehet wirklich die angenehme Nachricht, daß der aus Brabant wegen ausgebreiteter Pasquille gegen den Kaiser vertriebene päbstliche Nuntius in Lüttich angelanget sey. In dieser Stadt, heißt es, wird jetzt gleichsam ein Generalkoncilium von Jesuiten, aufrührerischen Priestern aus Brabant, emigrirenden Holländern u. s. w. gehalten. Dieses wäre nun eine gute Aussicht für uns, und bey einem solchen Generalkoncilium würden die Hazardspieler eine glänzende Rolle spielen. Man könnte eine jede Session mit einem Kartenspiele eröffnen, und denjenigen anathematiciren, der uns nicht für redliche Leute hält. Die Herren Klosterprälaten würden auf diesem Koncilium viele Unterhaltung finden: und wenn diese auch eine Summe verspielten, so wäre es zugleich in honorem spiritus sancti, der auf allen Koncilien gegenwärtig ist. Die Prälaten würden ihr verspieltes Geld um so leichter verschmerzen, da man ihnen eine päbstliche Ablaßbulle statt des baaren Geldes nach Hause geben könnte. Wenn dem so ist, wie es in der Zeitung stehet, so muß dieses Generalkoncilium eines der berühmtesten werden, und jenes zu Pistoja wäre nur ein Schatten dagegen. Denn was ist ein Koncilium ohne Nuncius? Wenn ein Koncilium ohne päbstlichen Nuncius gehalten wird, so ist es eben so viel, als wäre das Koncilium ohne einem heiligen

Geiste gehalten worden; daher hat die römische Kirche alle jene Koncilien verworfen, und als unrechtmäßig anerkannt, wo kein Nuntius zugegen war; weil nämlich einem solchen Koncilium der Beystand des heil. Geistes gemangelt hatte. Denn wäre der heil. Geist ohne Nuntius zugegen, so hätte man auch Ursache das Koncilium anzunehmen; weil man dasjenige zu glauben verbunden ist, was der h. Geist spricht. Nun lehret aber die römische Kirche, daß man einem Koncilium ohne Nuntius nicht trauen soll, folglich ist auch der heil. Geist niemals ohne Nuntius zugegen. Die Versammlung zu Pistoja ist also nur ein Schatten gegen jene zu Lüttich. Man weiß überhaupt, daß der h. Geist nur alsdann gerne aus dem Munde der Menschen spricht, wenn Nuntien und Jesuiten zusammen versammelt sind. Was sich da alles gutes erwarten läßt, das stehet einem Hazardspieler nicht zu zu untersuchen; unsere Sache beruhet nur auf vortheilhaften Spekulationen, und wir hoffen zuversichtlich, in diesem Punkte das Ziel nicht zu verfehlen; denn man kann sich leicht vorstellen, welche Menge Menschen bey einem so wichtigen Geschäfte zusammenfließen werde, ausser die Gazette de la Haye hätte mit dieser sonderbaren Nachricht nur satyrisiren wollen.

## 75.

## Herr Professor Malsiner zu Brixen, an seinen Verleger in Augsburg.

Euere Hochedlen!

Es freut mich ungemein, daß Sie mit dem Abdrucke meines Buches: **Erste Gründe der natürlichen und geoffenbarten Religion** — schon am Ende sind. Ich kann Sie versichern, daß Sie Ihre Rechnung dabey finden werden: denn meine Kollegen geben sich alle Mühe diejenigen Werke, welche aus den Jesuitenfedern geflossen sind, bestens zu verbreiten und zu empfehlen. Warum ich auf dem Titelblatt das Wort Jesuit weggelassen, das hat seine gegründeten Ursachen: der aufmerksame Leser findet in dem Buche selbst Spuren genug, daß der Jesuitengeist darin stecket. Sehr lieb ist es mir, daß Sie das Titelblatt **mit Erlaubniß der Obern** überschreiben liessen; hierdurch sind wir vorsichtig für alle Fälle gedeckt. Die Censuranstalt in Augsburg ist immer eine der besten in allen teutschen katholischen Städten; denn dort kann ein jeder Jesuit voraus versichert seyn, daß er das Imprimatur erhalten werde, er mag hernach geschrieben haben, was er wolle. Hier zu Brixen stehen die Jesuitenschriften in keinem so hohen Kredit; ich sage Ihnen dieses aus meiner eigenen Erfahrung. Erstlich wollte ich mein Buch unserem Hrn. Fürstbischof dediciren, welches mir sogleich abgeschlagen ward: und da denken Sie, wie mir im Herzen wärd, als ich die gekränkte Jesuitenehre mit meinen Augen sah. Zweitens hatte der Bischof sogar den Druck

meines Buches in seinem Kirchsprengel verbothen, welches mich noch mehr ärgerte; und als ich mich um die Ursache dieses Verbothes genauer erkundigte, so gab man mir die Antwort: weil nicht leicht etwas der wahren Religion in unseren Zeiten mehr schadet, als die schlechten Advokaten derselben. — Ist dieses eine Antwort, die sich für einen Jesuiten schicket? Waren nicht die Jesuiten von jeher die besten und eifrigsten Advokaten der Religion? Ich könnte viele tausend Beweise aufbringen, daß sich die Jesuiten seit dem Koncilium zu Trient bis auf die heutige Stunde niemal das Wort nehmen liessen, und daß wir uns jederzeit wie die rüstigsten Klopffechter durchgestritten haben. Allein dadurch, daß Euer Hochedlen mein Buch zum Drucke beförderten, habe ich mich wieder auf gut Jesuitisch gerächet. Die Herren Brixner werden jetzt ihre Nasen rümpfen, wenn mein Buch dennoch vor ihren Augen erscheinet, ohne mit dem Brixner Imprimatur zu paradiren. Ich muß Ihnen aber auch gestehen, daß die hiesige Censuranstalt von keinem Werthe ist, welches daraus erhellet, weil mein Buch nicht begnehmiget wurde. Lassen sich Euer Hochedlen für den Verschleiß ja nicht bange werden; ich werde das Buch meinen Schülern mit solchem Nachdrucke empfehlen, daß sichs ein jeder beyschaffen muß. Ich bin nun einmal Professor, und ich muß es am besten verstehen, was den Schülern nützbar ist, wenn es schon bey Hofe heißt, daß mein Buch ein schlechter Advokat der wahren Religion wäre. Sorgen Euer Hochedlen dafür, daß

das Werk recht bald in den gelehrten Zeitungen bekannt gemacht werde. Melden Sie auch dem Herrn Censurrath, der Ihnen das Imprimatur ertheilte, meinen gehorsamsten Respekt. Ich verharre mit Hochachtung, und bin ꝛc.

---

## 76.

### Antwort auf den vorigen Brief.

Ich glaube, daß die Leute Hundsnasen haben. Man weiß es doch, daß Ihr Buch das Werk eines Jesuiten ist. Der Teufel mag bey den heutigen Recensionsanstalten mehr ein Buchhändler seyn: die besten Jesuitenartikel will man bis zur Makulatur herabwürdigen. Kaum hatte ich die Exemplare an meine Handlungsfreunde versendet, so erschien gleich darauf in der oberdeutschen allgemeinen Litteraturzeitung eine derbe Recension. Der Recensent sagt, Sie seyen himmelweit hinter dem Philosophen Mendelssohn zurückgeblieben; Mendelssohn wäre tief bis auf den Grund eingedrungen, der Jesuit Malsiner aber sey überall an der Oberfläche hangen geblieben. Eine Menge Stellen von der Unzulänglichkeit Ihrer Beweise sind ausgehoben worden, und Ihr Buch, heißt es, sey vielmehr gemacht Zweifel zu erregen, als einen Zweifelnden zu beruhigen. Malsiner habe überall, sagt Recensent, Sätze als bewiesen, oder als keines Beweises bedürfend — angenommen, und daher habe er, wenn er sich nicht mehr zu retten wußte, mit propositionibus damnatis um sich geworfen. Dieses Buch, heißt es weiter, sey zu Augsburg gedruckt worden, wo alles Jesuitische so mächtigen Schutz findet, und wo alles Unjesuitische gebrandmarket, oder zum Scheiterhaufen verdammt wird. Was sagen Sie nun dazu? Es wird Ihnen sogar die Unrichtigkeit Ihrer Logik gezeiget, und es werden Ihnen Vor-

würfe gemacht, daß Sie auf des Kaiser Josephs Toleranzsystem und auf alle Toleranzprediger Seitenhiebe angebracht haben. Die Jesuiten lachen freilich zu den ungünstigen Recensionen, weil sie deren schon gewohnt sind; aber man muß auch zurücke denken, daß der Verleger dabey sitzen bleibet. Mir ist im ganzen Ernste ziemlich bange bey diesem Buche, ausser Sie können mittelst Ihrer Freunde es so weit bringen, daß es als ein Lehrbuch vorgeschrieben werde. Wenn Sie, meine Herren, nur nicht immer die Toleranz anzugreifen Lust bezeigten. Das Ding sitzt schon allgemein in dem Kopfe, und Sie können es mit all ihren Schriften nicht mehr wegbringen. Ich wünschte Ihr Buch wäre in der lateinischen Sprache geschrieben worden, so könnte ich doch meine Spekulation nach den italiänischen Gymnasien machen. Nun ist die ganze Kappe verschnitten. Das Augsburgische Imprimatur hat wenig Gewicht mehr, und das ganze Ansehen eines Buches ist weg, wenn es den Beyfall einer Litteraturzeitung nicht erhält, die überall bekannt ist, und so häufig gelesen wird. Zuletzt muß ich Ihnen, Herr Professor, auch einen Vorwurf machen, daß Sie es mir nicht früher gestanden haben, daß man zu Brixen ihr Werk für einen schlechten Advokaten der Religion gehalten, und dasselbe in dem ganzen Kirchsprengel zu drucken verbothen hat. Man giebt mir also nur solche Stücke in den Verlag, welche andere Buchhändler nicht annehmen. Hätte ich dieses gewußt, ich würde mich dafür bedankt haben; nun muß ich erst aus dem Munde eines Recensenten erfahren, daß ich der Geprellte sey. Rechtfertigen Sie sich gegen den Hrn. Recensenten, und ich will Ihnen den ehrlichen Namen wiedergeben: aber mit Gründen müssen Sie Ihre Rechtfertigung schreiben, und nicht mit Beschimpfungen. Die heutige Welt hat sehr delikate Ohren, und grobe Ausdrücke sind ekelnd; man hat die Erfahrung an der hiesigen Kritikerkritik. Ich bin mit Hochachtung ꝛc.

---

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Güntherode, Karl von

Korrespondenz der Heiligen aus dem Mittelalter; und Briefe der Narren aus den neueren Zeiten

Bd.: 3

Leipzig (1788)

H.eccl. 236 x-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10023908-0
VD18 80514782